

Martha Ostenso
Der Ruf der Wildgänse

FS
3529
.567
W5
1926

MARTHA OSTENSO
DER RUF DER
WILDGÄNSE

2-92

065963

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N. Y. 10708

M A R T H A O S T E N S O

DER RUF
DER WILDGÄNSE

ROMAN

9.—13. AUFLAGE

F. G. SPEIDEL'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
WIEN UND LEIPZIG

AUTORISIERTE ÜBERTRAGUNG
AUS DEM AMERIKANISCHEN VON
A. WIESNER - GMEYNER

ALLE RECHTE VORBEHALTEN. PRINTED IN AUSTRIA
GEDRUCKT UND GEBUNDEN
BEI R. KIESEL ZU SALZBURG

ERSTES KAPITEL

I

Die ganze Familie wartete auf Kaleb Gare, aber jeder hütete sich, darüber zu reden. Auch Linda Archer, die neue Lehrerin, wartete, obgleich sie am späten Nachmittag den langen Weg von Yellow-Post herüber mit der Post zurückgelegt hatte und hungrig sein mußte. Amelia, Kalebs Frau, hantierte in der Küche herum, als wäre das Mahl nicht längst bereitet, ohne damit die Unruhe der anderen zu besänftigen. Judith und Karli hatten beinahe alle Kühe gemolken und pendelten jetzt zwecklos vom Haus ins Freie, vom Freien ins Haus. Der schwerfällig und unbeholfen denkende Martin hatte den Stall so gründlich gefegt, daß er sich fast fremd ausnahm. Und Ellen, Martins Zwillingschwester, spielte Harmonium. Aber sie schien selbst die ihr geläufigen Stücke, wie das „Rotkehlchen“ und das „Ben Bolt“, vergessen zu haben. Im allgemeinen spielte sie gut „nach dem Gehör“.

Die neue Lehrerin wiegte sich in dem niedrigen, mit rotem Plüsch überzogenen Schaukelstuhl und horchte auf sein leises Knarren. Sie

erinnerte sich mit Unbehagen an die ausweichenden Antworten, die ihr am Vortag auf ihre Erkundigungen nach den Gares zuteil geworden waren, und dachte mit wachsender Scheu an das kurze, höhnische Brummen John Tobaccos, des Postboten, das er auf die Frage nach Kaleb Gare hören ließ. Jetzt lenkte sie das Geräusch des Schaukelstuhles von ihrem Hunger ab; es schien zu sagen: „Kaleb, Kaleb, Kaleb.“ Das belustigte sie.

Plötzlich sprang die Haustür auf. Judith war wieder eingetreten. Linda Archer konnte sie im fahlen Licht der Küchenlaterne beobachten. Ihr Körper war groß, trotzig, ihre Brust hoch und so breit wie die eines Jünglings. Schwarz und wildgelockt wucherte das am Scheitel bläulich schimmernde Haar, aus den länglich geschnittenen Augen sprach finsterer Trotz und die Winkel der vollen Lippen senkten sich.

Unter dem dicken Sweater trug sie ihr Arbeitskleid und stand so fest auf den Füßen, als wäre sie bereit, einen Schlag auszuhalten oder auszuteilen. Mit einem schweren ausgreifenden Schritt trat sie jetzt an Lindas Seite. Die junge Lehrerin erinnerte sich nicht, jemals eine so kraftvolle Schönheit gesehen zu haben.

„Sind Sie hungrig?“ fragte Judith unvermittelt.

„Ein wenig“, gab Linda zu.

Ellen vergaß darüber, die Finger von den Tasten zu heben, und ihre Augen hingen mit

einem vorwurfsvollen Blick an der Schwester. Doch Judith scherte sich nicht darum und verschwand in der Küche. Eine Weile darauf kehrte sie mit einem Teller zurück, worauf zwei dickgestrichene Butterbrote neben einem Glase Milch lagen.

Ellens Empörung wuchs, sie schnellte vom Harmonium auf. „Aber Judith, du weißt doch, daß es der Vater nicht . . .“

„Das wird Ihnen den Appetit nicht verderben,“ fiel Judith der Schwester ins Wort, „wenn Sie überhaupt noch etwas zu essen kriegen.“

Linda nahm den Teller in Empfang, zu verlegen, um ihn zurückzuweisen.

Ellen warf den Kopf in den Nacken und stelzte wortlos in die Küche.

Linda, die sie draußen mit der Mutter flüstern hörte, knabberte verdrossen an ihrem Brot und nippte von der Milch.

Eine Weile später kauerte Judith, die sich damit beschäftigt hatte, ein Stück Schnur auf eine Spule aufzurollen, zu Lindas Füßen. „Ich sag's Ihnen lieber gleich, daß er versuchen wird, Sie unterzukriegen“, erklärte sie trockenen Tones. „Er fängt schon damit an, daß er auf sich warten läßt. Das ist so seine Gewohnheit, wenn ein neuer Lehrer kommt. Er glaubt, Sie seien ein Mann. Alle Lehrer waren bisher Männer. Lassen Sie sich nichts gefallen, Fräulein.“

lein Archer, lassen Sie sich nicht unterkriegen von ihm.“

„Aber, Judith“, mahnte Amelia von der Küche her.

„Ach was, Mutter, ich sage ja nur die Wahrheit.“

Ellen stellte den Wasserkrug so hart auf den Tisch, als hätte sie den Abstand ihrer Hand vom Tisch unterschätzt. Sie trug silbergefaßte Brillen, die nicht für ihre Augen geschliffen waren. Aus diesem Grunde erweiterten sich die Pupillen immer mehr und die Lider wurden feucht und rötlich. Sie verweilte einen Augenblick beim Tische, warf einen Blick der Empörung auf Judith und verzog sich wieder.

Linda Archer verzehrte schweigend ihr Butterbrot. Etwas Beklemmendes, worüber ein oberflächliches Gespräch nicht hinweghelfen konnte, lag in der Luft. Judith, sichtlich bemüht, ihre Schwester zu ärgern, piff ihrem Hunde, der in der Treppennische schlief. Peter schielte zu Judith hin. „Kaleb“, rief sie scharf. Da erhob sich der Hund und spitzte die Ohren.

Judith lächelte spöttisch, aber Ellen machte sich in der Küche zu schaffen, als hätte sie nichts gehört.

„Wissen Sie“, wendete sich Judith wieder an die Lehrerin, unterbrach sich jedoch und setzte den begonnenen Satz mit einem neuen Gedanken fort. „Er fährt nämlich gern in seinem Wagen herum, damit die Isländer sehen, wie-

viel freie Zeit er mitten in den Arbeitsmonaten hat, während wir anderen uns bis in die Nacht hinein abrackern.“

Linda begann zu begreifen, daß der romantische Traum, der sie bestimmt hatte, diesen einsamen Ort im Nordland aufzusuchen, sich verflüchtige, und es war ihr leid darum. Niemals noch hatte sie das nackte Bild des Hasses gesehen; hier flammte es in den Augen eines siebzehnjährigen Mädchens.

Das Knirschen rollender Räder drang von draußen her in die Stube. Ellen kehrte zu ihrem Harmonium zurück, auf ihrem Gesichte lag trotz seiner Jugend der Ausdruck harter Klarheit, wie er starken Frauen in entscheidenden Augenblicken eignet.

Linda fragte sich, was gerade jetzt solchen Mut erfordern möge.

„Judith, du solltest besser Martin holen,“ sagte Ellen mit dünner Stimme, „Vater ist da.“

Judith erhob sich schweigend.

Amelia säuberte in der Küche hastig den Ausguß, stellte eine Schüssel heißen Wassers hinein, riß das Handtuch vom Ständer und hängte ein frisches darüber, legte die Schürze ab, strich ihr Kleid straff und kämmte das Haar vor dem zersprungenen Wandspiegel glatt zurück.

Die Tür öffnete sich. Auf den ersten Blick schien Kaleb ein riesenhafter Mann zu sein, doch als er die Mitte der Küche erreichte, be-

merkte Linda, daß er kurzbeinig und kaum mittelgroß war und daß die mächtigen Schultern und der massige Kopf, die aus dem übrigen Körper wie ein Fels aus Klippen ragten, ihm dieses gewaltige Aussehen verliehen. Borstiges graues Haar hing in spitzen Büscheln um seinen Kopf. Ein dünner, von Tabak verfärbter Schnurrbart saß unter dem mächtigen Nasenrücken, darüber stießen die schwarzen Brauen zusammen. Ein Blick seiner kleinen, blitzenden Augen traf sogleich die Lehrerin, die im Lichtschein der Wohnzimmerlampe saß. Kaleb sprach kein Wort, bevor er Mantel und Hut an einen Haken gehängt und sich gewaschen hatte.

Linda bemerkte, daß mit Kaleb ein unsauber aussehender Bauer in rotem Kittel eingetreten war. Auch er entledigte sich seiner Überkleider und setzte sich wortlos auf einen Küchensessel. Frau Gare bewillkommnete ihn, aber er stieß ein paar Silben hervor, die Linda nicht verstehen konnte. Es fiel ihr auf, daß Amelia ihm mit derselben fast unterwürfigen Höflichkeit begegnete wie ihr selbst, als sie in Begleitung John Tobaccos auf den Hof gekommen war.

„Skuli bleibt über Nacht hier“, teilte endlich Kaleb Amelia mit.

Seine Stimme überraschte Linda. Sie war besonders sanft, dem Schnurren einer Katze vergleichbar.

„Aber ich habe doch kein freies Bett, die Lehrerin ist da“, wendete Amelia schüchtern ein.

„Die Lehrerin — ja natürlich, die Lehrerin! Skuli bleibt über Nacht“, wiederholte er mit nicht mehr Nachdruck in der Stimme als vorher.

Er rief nach Skuli und schlürfte ins Speisezimmer.

„Sie sind die Lehrerin, nehme ich an“, rief er Linda auf seinem Wege zum eisernen Ofen zu, in dessen Nähe er sich niederließ. Seinem Gesichte war kein Erstaunen darüber anzumerken, daß statt eines Lehrers ein junges Mädchen eingetroffen war.

Linda erhob sich und streckte ihm die Hand hin, aber er beachtete sie nicht. Sie errötete hilflos.

„Der ist der andere Vertrauensmann Ihrer Schule, Skuli Erickson“, sagte Kaleb mit einer Handbewegung gegen den Isländer hin.

Linda reichte Skuli die Hand, die dieser kräftig schüttelte.

„Eigentlich sollten wir unser drei sein“, fuhr Kaleb in gelangweiltem Tone fort, als gäbe er überflüssige Erklärungen. „Aber es ist noch keiner gewählt worden, seit der alte Josua Curtis gestorben ist. Hier draußen in unserem Lande gehen die Dinge, wie das Wetter will. Ich weiß nicht, aber ich glaube, mit uns beiden geht's genau so. Was, Skuli?“

Skuli brummte etwas in sich hinein, das ebensogut Bejahung wie Verneinung bedeuten konnte. Er war schwerhörig, sprach wenig englisch und verstand kaum mehr.

Kurz darauf saßen alle beim Abendbrot, Linda zwischen Ellen und Martin, Skuli am Tische, Kaleb Gare gegenüber.

„Sieht nach zeitlichem Frühjahr aus, Skuli“, rief Kaleb dem Isländer zu.

Skuli nickte. „Ja“, stimmte er bei und bediente sich reichlich mit Kartoffeln und Tunke. Während die Schüssel um den Tisch herumging, herrschte Schweigen. Alle Kinder, mit Ausnahme Judiths, hielten die Augen auf den Teller gesenkt. Die ungewohnte Gegenwart einer so hübschen, gepflegten Frau wie der neuen Lehrerin beschämte und verwirrte sie.

„Viel Regen neulich bei dir gewesen?“ fragte Kaleb über die Länge des Tisches hinüber.

Amelia blickte unruhig von ihrem Mann auf Linda.

„Nich' viel,“ erwiderte Skuli, „jetzt is' trocken.“

Während der ganzen Mahlzeit unterhielt sich Kaleb mit dem wortkargen Isländer. Man mußte Skuli für den Ehrengast des Abends halten. Linda blickte lächelnd zu Judith hinüber, deren Augen flammten. Daß Kaleb sie überging, empfand sie weit weniger erniedrigend als Judith.

Nach dem Abendbrot veränderte sich nichts in Kalebs Betragen. Linda zog sich in eine Ecke des Roßhaarsofas zurück und griff nach einem Buche. Martin und Karli machten sich wieder ans Melken, Judith sammelte die Teller ein und trug sie in die Küche.

„Spiel uns was vor, Ellen, spiel was“, bat Kaleb. Er und Skuli hatten ihre Stühle in die Mitte des Zimmers gerückt und ihre Pfeifen gestopft. Ein fadendünner Rauch stieg auf und ringelte sich um Kalebs Haupt. Linda mußte an ein Bild denken, das sie irgendwo gesehen hatte: das starre sardonische Gesicht eines Fakirs mit aufwärts gerichtetem Blicke, der die beschworenen dämonischen Gebilde zu umfassen schien.

Während Judith in der Küche half, hatte Ellen sich gehorsam ans Harmonium gesetzt, gerade und steif in ihrem verwaschenen Kattunkleide, das sichtlich eingegangen und selbst für die schmalen Schultern und die ungeformte Brust zu eng war. Ihr feines braunes Haar, heller, lange nicht so üppig und weniger glänzend als das Judiths, trug sie ohne eine einzige Welle glatt aus der stark gewölbten, ungewöhnlich weißen Stirn gestrichen. Ihre Augenbrauen verliefen seltsam verbogen und schwarz wie Tintenstriche. Hinter ihren Brillengläsern schwammen die blauen, feuchten Augen. Ihre harten, dünnen Finger griffen in die Tasten.

„Ja, Bjarnasson hat den besten Fischgrund,

zweifellos, zweifellos“, erklärte Kaleb, während Ellen „Führe mich, freundliches Licht“ spielte.

„Soll sich nur nicht einbilden, daß er den See ausfischen wird, dieser Tage schicke ich Martin mit neuen Netzen hinüber, so weit, daß er in der Frierzeit nichts dagegen machen kann. Was meinst du dazu, Erickson, he? Behandelt er dich schlecht?“

„Nein,“ grunzte Skuli, „er gibt mir, was ich brauch’, der schmutzige Teufel. Aber ich nimm noch früher.“

Er und Kaleb brachen über den Scherz in lautes Gelächter aus.

Ellen stockte, nahm aber, als Kalebs scharfer Blick sie traf, ihr Spiel wieder auf.

Judith kam aus der Küche zurück und ließ sich auf dem Felle nieder. Der Hund folgte ihr und schmielte seinen Kopf in ihren Schoß. Sie seufzte, während sie sich müde an die Wand lehnte. Linda weidete den Blick an ihrer eigenartigen Schönheit. Einem Fabelgeschöpfe glich sie, einer Kentaurin vielleicht.

Kaleb erging sich in den Einzelheiten eines verwickelten Holzkaufes. Manchmal schrie er fast in Skulis Ohren, um ihm die Sache begreiflich zu machen. Ellens Hymne hinkte ihrem Ende zu. Dann stolperte ein patriotischer Marsch über die Tasten, später ein Schlummerlied und schließlich ein Walzer. Rote Flecke

brannten auf ihren Wangen. Ihr Mund war fest zusammengekniffen, ihr Kinn dünn und lang, so daß sie im Profil wie eine müde, alte Frau aussah.

Amelia trat ein, lenkte zum Tische hin und schraubte den Docht der Lampe hinauf. Dabei fiel das Licht grell auf die Schatten unter ihren Augen, die harten Linien um ihren Mund und das fahle, sandfarbene, an den Schläfen ergraute Haar. Amelia war fünfzig Jahre alt und begann dick zu werden. Sie zeigte die würdige Zurückhaltung, die ihrem Äußeren entsprach und etwas von der Anmut der Jugend bewahrte. Sie paßte durchaus nicht in ihre Umgebung. Linda beobachtete sie voll Mitleids, wie sie im Zimmer umherging, ein Papier aufklaubte, eine Decke glattstrich oder, einer gewiß aus fernen Tagen stammenden Gewohnheit folgend, die Fenstergardinen zuzog. Amelia hätte sicher ein anderes Los verdient.

„Da fällt mir ein,“ begann Kaleb von neuem, „was ist mit den Fellen geschehen, die du zur Station geschickt hast? Hat Grini sie angekauft?“

„Jaaa, scheenes Geld“, sagte Skuli, behaglich an seiner Pfeife saugend. „Pelz jetzt gutt. Ein Esel der Grini. Hihi. . . .“

„Habe ich dir die Wolfshaut gezeigt, die Martin gebracht hat? War ein Mordstier, was, Martin? Wo ist die Haut? Hol sie, Martin. Hab' eine Decke draus gemacht, Skuli. Kannst

du mit deiner auch tun. Judith, zeig' Skuli das Fell.“

Martin näherte sich Judith und faßte nach dem Felle, worauf sie lag. Sie erhob sich langsam, eine Welle des Unwillens überflutete ihr Gesicht.

„Skuli hat es schon dreimal gesehen“, murmelte sie und hob das Fell auf.

Martin griff danach, ein wenig grinsend über Judiths Ärger. Er hatte längst die Nutzlosigkeit solchen Zornes eingesehen. Er war ja schon über zwanzig! Kaleb lächelte freundlich.

„Skuli vergißt immer, wie das Fell aussieht, hahal!“ Sein Lachen klang fröhlich. Der Isländer betrachtete die Haut seinem Wirte zuliebe noch einmal, sagte etwas über ihre Vorzüge und reichte sie Kaleb hin. Der ließ sie nicht aus der Hand, während er das Gespräch wieder aufnahm.

Judith rief den Hund Peter und ging aus dem Zimmer.

Amelia setzte sich seufzend nieder und versenkte eine Menge getragener Strümpfe in ihrem Schoße, die sie über einer henkellosen Tasse auszubessern pflegte.

Plötzlich kehrte Judith zurück, diesmal ohne Hund, und nahm neben Linda Platz.

Kaleb hielt noch immer das Fell in den Händen.

„Hier Karli“, sagte er zu ihm, der allein am Tische spielte. „Ich habe dir ein neues Spiel

Karten in Yellow-Post gekauft. Für die Mädels wußt' ich nichts, die haben ja schon alles.“

Judith stellte auffällig die Fußspitze vor; die Kappe des einen Schuhs war zerrissen. Amelia warf ihr einen hastigen Blick zu und gab ihr hinter Kalebs Rücken Zeichen. Ellen gähnte.

„Tröst' dich, kleine Ellen, wir gehen alle bald schlafen“, sagte Kaleb. „Skuli und ich sind müd'. War ein harter Tag, was, Skuli?“

Judith sprang auf. „Ich gehe jedenfalls.“

Kaleb blickte sanft auf Amelia und wies mit der Pfeife auf Judith. „Mutter, Judith soll sich anständig benehmen“, sagte er mit seiner mildesten Stimme.

Amelias Blick flog zu Judith hinüber. „Judith, bedenk doch!“ Das Mädchen setzte sich nachlässig neben Linda und die Lehrerin sah, daß sie die Finger ineinander presse. Sie fühlte in diesem Augenblicke, daß auch sie selber, wie alle anderen, Kaleb Gare fürchten und hassen würde.

II

Linda schlief in dieser Nacht mit Judith zusammen. Amelia hatte Linda gebeten, diese Notmaßregel zu entschuldigen: der Isländer mußte untergebracht werden.

Das große Dachgeschoß wurde durch Vorhänge in drei Räume geteilt: Schlafzimmer der Kinder und der wenigen Gäste, die gelegentlich einrückten. Im Zimmer darunter schliefen

Kaleb und Amelia. Der Boden im Dachgeschosse bestand aus weißgescheuerten Tannenbrettern; durch ein Astloch konnte man den Ofen in der Wohnstube sehen, der rot durch das Dunkel glühte. Der ganze Raum war mit Dachsparren gedeckt, zwischen denen sich Spinnennetze spannten. Es konnte geschehen, daß in stürmischen Nächten ein Windstoß einem über die Wange fuhr, wenn man das Gesicht gegen die Wand kehrte, und daß man im Winter morgens kleine Schneehäufchen in den Falten des Kissens fand.

Judith zog sich aus. Ehe sie die Unterwäsche ablegte, streifte sie ihr Nachthemd über, ließ jedoch die Arme frei, um sich vollends auskleiden zu können. Dabei schaute sie Linda zu, wie sie aus ihrem hübschen Kleide schlüpfte. Aber als sie sah, daß die Lehrerin feine Seidenwäsche trug, blickte sie nur mehr verstohlen zu ihr hinüber, ohne eine Bemerkung zu machen.

Nachdem beide Mädchen sich entkleidet hatten, griff Judith nach Lindas Bernsteinkette, die zusammen mit den Ohrringen aus der gleichen durchsichtigen Masse auf dem Nachtkästchen lag. „Wilder Honig, Tropfen von wildem Honig“, flüsterte Judith. „Ihre Farbe.“

Linda sah sie erstaunt an, dann sagte sie, einer augenblicklichen Eingebung folgend: „Behalten Sie die Kette, Judith.“

Judith lachte, ein reiches Lachen aus tiefen, jungen Lungen.

„Hübsch würde ich damit aussehen, besonders beim Stallputzen. Nein, danke, die ist für Sie gemacht, Fräulein Archer.“

Kaum war Judith neben ihr eingeschlafen, kniete Linda, die in ihrer neuen Umgebung keine Ruhe fand, vor dem Fenster nieder und blickte in die Nacht hinaus. Auf dem Himmel lag noch ein fahler Abglanz der untergegangenen Sonne und darunter dehnte sich die Ebene schwarz und endlos.

III

Weit draußen in der Steppe schwankte eine Laterne unmittelbar über dem Boden und die vierschrötige, nach vorne geneigte Gestalt eines Mannes wurde undeutlich erkennbar: Kaleb Gare. Er schritt aus wie einer, der sich gegen den Wind wehrt. Diesen Weg legte er häufig mit seiner Laterne zurück, keiner wußte wohin noch warum. Keiner fragte danach. Judith hatte einmal spöttisch Amelia gegenüber bemerkt, er wolle sich überzeugen, ob noch sein Land vorhanden sei.

Kaleb bewegte sich durch das Halbdunkel fort, als stemme er sich gegen ein unsichtbares Hindernis. Er blieb auf einer Erhebung stehen, von wo aus er nach Norden und Süden, Osten und Westen seinen Besitz übersehen konnte. Da streckten sich die Heuwiesen hin, durch einen schmalen Waldstreifen voneinander getrennt, der Fusi Aronson gehörte — es wäre

recht gut, Herr dieses Waldes zu sein, ein schönes Stück Wald das —, da waren die dunklen, frischen Furchen, wo in fünf Monaten der Hafer im Winde sich regen würde, ein grünes Meer im Sonnenlichte, die Äcker auch, die gegen Süden in blauer Nacht verschwanden und worauf Kaleb Futtergerste und Roggen zu säen gedachte. Dann das schmale Weizenrechteck, dessen Frucht als Hühnerfutter gebraucht wurde; endlich die Flächen des Waldlandes, die sich gegen Norden zogen wie eine dunkle Mähne, und das gute flache Weideland mit den beiden Anhöhen, das sich noch weit nach Westen hin hätte ausdehnen lassen, grenzte es nicht an den Besitz des dummen Thorwaldson. Hinter dem Morast und dem eingetrockneten Bette des Sees aber dehnte sich Kalebs geliebtes Flachsfeld.

Im Südwesten, unterhalb der Anhöhe, grundlos und moderig, lag der Sumpf, ein Dorn in Kalebs Auge. Bei Sonnenhitze entströmten ihm dichte Dämpfe, worin Wolken von Moskitos hingen.

Jungvieh und Pferde, die durch den Zaun gebrochen waren, um zu den Heuwiesen zu gelangen, waren in seinem Schlamme verschwunden. Das wertlose Land loszuwerden und statt dessen das Waldstück zu erwerben, das Fusi Aronson gehörte, war Kalebs sehnlichstes Ziel, und er mußte es erreichen. Daß Fusi sich lieber die rechte Hand abhacken als ihm einen

Zoll seines Bodens überlassen würde, wußte Kaleb nur zu gut. Aber schon bessere Leute hatten sich unter gewissen Umständen von ihrer rechten Hand getrennt. Da war ja auch ein kleiner Fleck auf der Ehre Björn Aronsons, wovon im allgemeinen nichts bekannt war, und diese Schwankungen in Björns moralischem Gleichgewichte bekümmerten seinen Bruder Fusi mehr als alles andere. Was für ein Trost für Fusi, daß Björn jetzt Vertrauensmann der Yellow-Poster Kirchenfonds geworden war und damit ein Amt innehatte, das seine Männlichkeit stählen und festigen mußte.

Kaleb lächelte über den vertrauensseligen Fusi. Sicherlich ereignete sich einmal etwas, das gewinnbringend auszunützen war: irgendwie und irgendwann mußten sich die Brüder gegeneinander ausspielen lassen. Er konnte warten.

Ein Schmunzeln der Befriedigung lag auf Kalebs Gesicht, als er so im Land Umschau hielt, bis der letzte Lichtschein geschwunden war. Dies alles sollte sein Eigen werden. Jahr um Jahr konnte Neues hinzugefügt, die Herde reinrassiger Holsteiner und seine Pferdezucht vergrößert, neue Schafe eingestellt, Truthähne für den Wintermarkt aufgefüttert werden. Gewiß, aber nur solange, als er sich Amelia gegenüber im Vorteile befände. Ein Wort von ihr vermochte ihn um die Arbeitskraft der Kinder

zu bringen und dann verwehte der Erfolg seiner Mühe in alle Winde wie Spreu in einer offenen Tenne.

Kaleb war sich wohl bewußt, zu alt zu sein, um allein weiterkommen zu können, und bezahlte Hilfe dünkte ihn schlechter als gar keine. Sie war faul, hinterhältig und habgierig. Solange er die Spur von Amelias Kind, dem Sprossen ihrer Jugendsünde, nicht verlöre — und was dies betraf, hatte er bisher seine Sache recht gut gemacht —, nähme alles seinen richtigen Gang. Freilich, jeder Augenblick vermochte den Verlust der schwachen Verbindung mit dem Knaben bringen. Knabe, was Knabe! Lieber Gott, er mußte ja inzwischen ein Mann geworden sein. Vielleicht konnte er auch bald sterben. Zwar war er aus dem Kriege heil heimgekehrt, trotz der Gebete Amelias; denn zweifellos hatte sie um seinen Tod gebetet. Aber alles in der Welt war unsicher und Amelia eine nachgiebige Törrin. Nicht viele Frauen würden so empfindsam und opferbereit zu einem unehelichen Sohne stehen, besonders dann nicht, wenn er erwachsen und seiner Mutter ein Fremder war.

Nun, da sie sich um jeden Preis dagegen wehrte, daß Mark Jordan, ihr Sohn, seine Herkunft erfahre, wollte Kaleb Gare sie ihm auch gar nicht enthüllen, vorausgesetzt, daß sie auf ihrem Posten ausharrte und ihn nicht zur Preisgabe des Geheimnisses zwang. Er

sollte ja ein hübscher Junge sein, dieser Mark Jordan, wenigstens nach Bart Nugents Berichten. Der hatte ihn in der Stadt, wo Kaleb nicht selber spionieren konnte, wohl überwacht.

Die guten Missionsbrüder hatten damals vor vielen Jahren Amelias Geschichte für bare Münze genommen, und so war Mark in dem Glauben aufgewachsen, der letzte Sprosse einer Familie von Heiligen zu sein. Ein famoser Spaß! Der Krieg habe den Jüngling vor dem Priesterstande bewahrt, hatte Bart Nugent gemeint, und seine Lebensanschauung gründlich verwandelt. Schon immer habe er sich zur Architektur hingezogen gefühlt und nach dem Kriege begonnen, sich ernsthaft damit zu beschäftigen. Und jetzt hatte Bart geschrieben, daß Mark Jordan infolge von Überarbeitung an einer Nervenzerrüttung leide und daß er zur Festigung seiner Gesundheit eine Weile Landarbeit betreiben wolle. Ein Zusammentreffen läge also durchaus im Bereich des Möglichen. Dies aber könnte von Übel sein und Amelia schwach werden, wenn sie ihn sähe.

Man wußte doch nie, wie eine Frau sich behandle. — Amelia hatte den Vater des Jungen geliebt, das wußte Kaleb wohl, und die Kenntnis davon hatte bitter an ihm gezehrt, als er noch ein junger Mann gewesen und Amelia anders besitzen wollte, als er sie heute besaß. Im damaligen Taumel seines Blutes hatte er sich getäuscht. Denn der Mann, der auf seiner

eigenen Farm im fernen Süden von einem Stier getötet worden war, hatte Amelias Seele mit sich genommen und, ohne es zu wissen, in ihrem Leib die Waffe zurückgelassen, die Kaleb nun so geschickt gegen sie führte.

Seine Macht über sie war nur eine erklügelte, wenn er auch stets erreichte, was er wollte. Allein es quälte ihn in manchen Augenblicken der Gedanke an diese Seele, aus der er für immer ausgeschlossen blieb.

Kaleb hob die Laterne hoch und prüfte den Docht. Die Dinge würden schon gehen, wie er wollte. Ihm bliebe jedenfalls der Vorteil.

Da war noch Judith: ein Problem. In ihr steckte etwas von seinem Willen. Sie haßte den Boden und begann sich einzubilden, daß sie zu etwas Besserem geboren sei. Höhere Ansprüche stellte sie, diese Judith. Die mußte er brechen. Sie schuldete ihm ja etwas.

Und die Zwillinge! Nun, die saßen fest; um sie brauchte man nicht zu zittern; Martin und Ellen würden es nicht wagen, fortzulaufen. Wohin denn auch? — Amelia aber war leicht zu behandeln, ja, ja, sehr leicht.

Kaleb sah noch einmal über das Waldland, das er begehrte, und schritt dann über die Anhöhe dem Hause zu. Er kroch durch den Stacheldrahtzaun, der die zweite Heuwiese umschloß, schraubte den Docht der Laterne zurück und blies die Flamme aus. Wozu Petroleum verschwenden?

IV

Linda freute sich beim Erwachen des behaglichen Helldunkels im Dachgeschosse, der Steppdecke und der unbestimmbaren Frühlingsmorgenlaute, die von draußen hereindrangten. Etwas hatte sie aufgeweckt. Sie wußte nicht, daß von unten dreimal an die Zimmerdecke geklopft worden war, den Fußboden des Dachgeschosses. Sie stützte sich auf die Ellbogen und betrachtete die dunkelrote Wange des Mädchens neben ihr. Judith war über drei Jahre jünger als sie, aber es lag etwas von einer Reife, die Linda nicht eignete, über dem üppig hingestreckten schlafenden Körper und ein warmer, frischer Duft entströmte ihm.

Linda berührte Judith leicht, um sie zu wecken. Ihre Augen öffneten sich langsam, verschleiert, wie die eines erwachenden Kindes. Sie gähnte, reckte ihre vollen starken Arme und lag einige Augenblicke still, ohne zu sprechen. Linda sprang aus dem Bett und begann sich zu waschen. „Ich hasse das Aufstehen“, erklärte Judith aus ihrem Kissen. „Einmal werde ich ein goldenes Bett haben und ewig drin liegen bleiben, ich werde die Kühe neben mir brüllen hören und wissen, daß ich nicht aufstehen muß, um ihnen Wasser zu geben.“

Linda lachte über das ungewöhnliche Bild, obzwar sie das Leid darin empfand.

Wieder klopfte es hart dreimal gegen den

Boden und die Lehrerin blickte Judith fragend an, die träge aus dem Bette stieg und unter dem Nachtgewand ihre Strümpfe anzuziehen begann.

„Sie müssen sich beeilen“, rief sie Linda zu. „Ellen geht schon hinunter.“

„Ich muß mich beeilen?“ fragte Linda und runzelte die Stirn.

„Das Frühstück darf für keinen aufgehoben werden.“

Linda war äußerst erstaunt. „Aber es kann doch kaum später als fünf Uhr sein. Was soll ich denn um Gotteswillen täglich bis neun Uhr anfangen?“

„Hm.“ Judith genoß das wunderliche Gefühl von Trotz, das dem des Neides und der Bewunderung für die Lehrerin beigemengt war. „Sie können ein oder zwei Kühe melken oder Skunkse im Gebüsch jagen. Peter ist einem gerade auf der Spur. Hören Sie ihn bellen? Der Geruch ist nicht zu arg, wenn man sich daran gewöhnt.“

Die Lehrerin schüttelte das Unbehagen von sich ab, das ihr Kalebs Wesen bereitete, und beschloß, ihn von der besten Seite zu nehmen. Unterhaltlich war es ja auf alle Fälle.

Das Frühstück wurde fast lautlos eingenommen. Es war eine Pflicht, die man freudlos erfüllte. Mit Ausnahme von Judith schien keines der Kinder ganz wach zu sein. Die Plagen des

gestrigen Tages hingen noch immer wie ein lästiger Traum über ihnen.

„Martin, ich denke, wir pflügen das Brachfeld im Osten doch um“, sagte Kaleb, während er sich zurücklehnte und seinen Schnurrbart mit der Hand abwischte. „Judith bringt's heut' leicht zuwege. Was, Martin?“

Der löffelte seine Hafersuppe. Er war ein langsamer Esser und Denker und die Worte seines Vaters schienen ihm noch nicht ganz klar. Ein Wahnsinn, im Frühjahr das ausgesogene Ostfeld zu bebauen. Und Judith sollte es pflügen? Es war ein böses Feld, voll von Steinen, harte Arbeit genug für einen Mann, und es war doch davon gesprochen worden, daß Judith am Vormittagsunterrichte teilnehmen sollte wie im vergangenen Jahr, um dann ihre Prüfung zu machen.

„Hm.“ Martin begann umständlich. Eine jähe Röte stieg in sein Gesicht, da er sich des Widerstandes unfähig fühlte. „Ich glaube, ich kann's schaffen, ist zu schwer für Judith.“

„Zu schwer für Judith, pah! Hörst du, Judith, er sagt, du kannst's nicht. Glaub, du kriegst jedes Feld unter, Judith, heh! Das ist ein Mädel, Fräulein Archer. Sehen Sie den Arm an! Stärker als meiner, haha!“

Es war an diesem Morgen das erstemal, daß Kaleb sich an Linda wendete. Die Lehrerin schauderte vor seiner Tyrannei, die von seiner Spaßhaftigkeit nur verschleiert wurde. Sie

blickte verstohlen auf Judith, die den Ausfall ihres Vaters gar nicht bemerkt zu haben schien.

Nach dem Frühstück machte Judith sich ans Melken und Linda geleitete sie. Der Kuhpferch war an einem Ende von einer Trauerweide überwachsen, die winzige Knospen anzusetzen begann. Dorthin führte Judith ihre Kuh. „Hier ist es ein bißchen hübscher“, erklärte sie.

Die Viehhürden und Ställe waren alle aus grauen Latten gezimmert, die niedrigen Dächer von Gras überwachsen, das trotz Rauheit und Kälte schon einen grünen Schimmer hatte. Hart wie Zement zogen sich die Furchen im Kuhpferch hin, da seit Wochen weder Schnee noch Regen gefallen war. Linda erinnerte sich dabei an die Reliefs der Kinder in der Schule. Die tiefen Fußspuren der Rinder ließen sich von denen der Menschen nicht unterscheiden, da die einen die anderen überdeckten. Winterfröste hatten sie dort festgehalten, Frühlingsregen mochten sie wieder wegwaschen.

„Wann verließen Sie die Schule, Judith?“ fragte Linda. Sie hatte sich neben das Mädchen auf einen Stein gesetzt und sah auf den geraden weißen Milchstrahl, der plätschernd auf den Boden des Eimers spritzte. Die Flanken der Kuh glänzten, am Schwanz hingen kleine Kotklümpchen. Das Tier blickte mit seinen runden Augen wie fragend über die Schulter und kaute am Futter.

„Im vorigen Jahr saß ich jeden Vormittag in der Schule, heuer wird wohl nichts damit. Im Winter hat er davon gesprochen und ich hatte mich gefreut, aber ich glaube, er hat gar nichts damit gemeint.“

Lindas Empörung gegen Kaleb wuchs. Ein Verbrechen, dem Mädchen die ihm erreichbare Bildung vorzuenthalten! „Aber liebes Kind, hat Ihre Mutter denn gar nichts zu sagen? Wollen Sie denn gern in die Schule gehen?“

„Wollen und gehen sind zwei verschiedene Sachen.“ Judith starrte in den Eimer zwischen ihren Knien.

„Aber Judith,“ sagte Linda ernst und beugte sich zu ihr nieder, „ist's denn nicht möglich, daß Sie in die Schule gehen? Kann er sie hier denn nicht entbehren?“

„Er kann, aber er will nicht. Hat keinen Sinn, darüber zu reden.“

Judith rutschte auf dem Schemel hin und her. Das Gespräch, das ihre tiefsten Wünsche berührte, schien sie plötzlich scheu zu machen. Linda erhob sich und berührte Judiths Schulter. In diesem Augenblicke tauchte Kaleb am Ende der Scheune auf. Er warf den beiden einen scharfen Blick zu und sah dann geflüstert weg.

„Sie sollten sich nicht hier aufhalten. Er mag's nicht, wenn Sie da sind“, sagte Judith.

Linda kam sich gemäßregelt vor und machte sich über den durchfurchten Boden fort. Sie

beschloß, die Schule früher aufzusuchen und das Zimmer gründlich zu lüften, bevor die Kinder kämen. Dann hatte sie wenigstens etwas zu tun.

V

Das Schulhaus lag schräg gegenüber vom Gare-Hof, auf der anderen Seite der Straße. Es bildete ein niedriges Viereck, aus ungleichen Latten erbaut. Der weiße Anstrich begann sich zu lösen und schälte sich da und dort in großen Schuppen. Klotzig hob es sich von den Lärchen und Tannen ab. Linda hätte Judith am ersten Schultage gern mitgenommen. Sie hatte nämlich von einem Lehrer, der früher in Öland unterrichtet hatte, erfahren, daß er bei einer wilden Jagd der jungen Raufbolde vom Lattsumpf umgestoßen und buchstäblich niedergetrampelt worden sei.

Um neun Uhr waren das Schulzimmer, der Vorhof und der Spielplatz erfüllt von kräftigen Rangen, die meilenweit herbeigekommen waren, um an diesem anerkannten Festtage teilzunehmen. Linda erhob sich von ihrem Pult und schwang eine kleine Glocke. Das brachte sogleich Ordnung in die Masse, ein allgemeines Herumstoßen, eine schnelle Auswahl der besten und am weitesten vom Pult entfernten Sitze durch die Stärksten. Linda sah, daß jeder Platz besetzt war, was während des ganzen Schuljahres wohl nicht mehr vor-

kommen würde. Die Kinder, von denen einige sechs Fuß hoch und sicher über zwanzig Jahre waren, hatten sich aus allen Himmelsrichtungen zusammengefunden, die Hälfte davon zweifellos in der Absicht, den Eltern von ihren Eindrücken über die Lehrerin in Öland zu berichten, aber den Schulbesuch am nächsten Tage nicht zu wiederholen.

Linda stellte sich vor und solange sie sprach, herrschte tiefe Stille und aller Augen hingen an ihr.

„Wir werden uns sicherlich gut miteinander vertragen. Heute werdet Ihr Eure Plätze behalten und morgen werde ich Euch dem Alter nach setzen, nicht wahr, das wird am besten sein?“

Sie lächelte zwei rotwangigen Mädchen zu, die nebeneinander auf einer Bank saßen. Und da man sie nach ihrer Meinung fragte, nickten sie energisch mit ihren Köpfen und gestanden sich dann flüsternd, wie hübsch sie die neue Lehrerin fänden.

Linda öffnete ein großes schwarzes Klassenbuch und begann Namen einzutragen. „Thorwaldson Sofia, Anna, Una“, sprach sie drei kleinen Mädchen mit schneeweißen Zöpfen nach. Hinter ihnen saßen zwei kleine Knaben aus Yellow-Post, die ihre Zunamen vergessen hatten und sich ängstlich nach dem älteren Bruder umsahen. Und so ging's die ganzen Reihen durch.

Von den Sandbos, die zwei Meilen östlich von den Gares wohnten, besuchten fünf die Schule. Und dann waren da die schwarzäugigen Kinder des Ungarn Klovacs, dessen Hof etliche Meilen von dem der Sandbos entfernt lag. Die Bjarnassons, die vom großen See im Westen kamen und sieben Meilen bis zur Schule zurücklegen mußten, junge Tataren mit braunen Gesichtern aus dem Norden des Lattsumpfes, die sich unter dem Eindrucke von Linda durchaus still verhielten.

Die Lehrerin nahm mit Erleichterung wahr, daß sie die Kinder für sich gewonnen habe. Es würde keine Schwierigkeiten geben. Sie ließ die Blicke über die schmutzigen Wände schweifen.

„Wir brauchen einige Bilder“, sagte sie. „Wollt Ihr heute nicht ein bißchen malen?“

Stürmische Zustimmung folgte. Ein kleiner apfelwangiger Isländer und ein Mischlingsmädchen aus Yellow-Post verteilten dann mit wichtigem Gehaben Malkasten und grobes Papier, das sich im Vorratsschrank vorgefunden hatte.

So begann der erste Schultag in Öland.

VI

Es war April. Die Ulmen begannen klebrige Knospen anzusetzen, die die Zweige braun und purpurn färbten und die Pappeln standen voll duftiger Kätzchen. Wie mit heller Seide war der Himmel bespannt und auf der Erde zogen

sich winzige Spalten hin, woraus junges Grün keimte. Die Kinder brachten morgens lange Graubirkenkätzchen in die Schule und Linda erzählte ihnen, das sei *Betula lutea*, was sie aber natürlich sofort wieder vergaßen. Die Gräben längs der Straße säumte ein Wald grauer Weidenkätzchen und eines Tages hörte Linda ein Rotkehlchen. Nach den langen harten Wintermonaten, während derer dem Herzen die Berührung mit der Erde versagt ist, war hier im Norden eine Zeit der Wunder angebrochen.

Linda wanderte oft allein durch die lichtgrün schimmernden Wälder, zwischen dem Gare-Hof und den Äckern Fusi Aronsons. Sie dachte an Kaleb Gare und Amelia und fragte sich, was wohl diese Seele vor dem völligen Zusammenbruch bewahre. Bei Tagesgrauen hatte sie einmal vom Fenster aus Amelia mit blicklosen Augen in den Morgenhimmel starren gesehen, nach einem Etwas jenseits der Dämmerung. Und das tat keine Bäuerin. . . . Es mußte einen Grund für Amelias Geduld geben. Hielt sie die Hoffnung auf irgendeine Belohnung bei Gare? Oder die Kinder? Nein, dazu war nicht genug Zärtlichkeit unter ihnen, denn der Boden, worauf sie lebten, hatte diese kostbare Flamme verschlungen und allzu reichliche Opfer gefordert. Sie mußte einen anderen Beweggrund haben.

An einem Freitag Abend hatte sich Linda

bereit gemacht, die Sandbos, deren Gehöft an der Landstraße lag, zu besuchen. Kaleb und Martin arbeiteten gerade am Hühnerstall, entfernten das Wintergras vom Dach und fügten sparsam Schindeln ein, wo Lücken klafften, als Judith mit der Lehrerin, die ein kleines Päckchen unter dem Arm trug, aus dem Hause trat. Frau Sandbo würde sie sicherlich über Nacht bei sich behalten wollen.

„Ich reite ein Stück mit, das Vieh ist dort draußen“, rief Judith und streifte mit einem raschen Blick Martin, der auf der Leiter stand. Wie eine alte bemooste Schildkröte duckte sich der Holzschuppen zwischen Kornboden und Wagenschuppen.

Außer Martins Hammerschlägen war ringsum kein Laut zu hören. Luft und Erde schienen zu einer gläsernen Kugel verschmolzen und ein zarter Glanz, wie er nur klaren Aprilabenden eigen ist, schwebte über allem. Aus den frisch aufgeworfenen Schollen strömte wie etwas Wesenhaftes ein feuchter, durchdringender Geruch. — Linda freute sich, daß Judith sie begleiten wolle. Sie würden vieles miteinander zu besprechen haben. Trotz ihrer Jugend eignete Judith eine Feinheit des Empfindens, die vielleicht aus ihrer zeitweiligen Berührung mit den Öandlehrern stammte, oder mehr noch aus jener tiefen ursprünglichen Bewußtheit, die sie Amelia verdankte.

Linda liebte die reiche Natürlichkeit des

Mädchens und ihre triebhaften Äußerungen. Sie sah Judith viel weniger häufig, als sie es gewünscht hätte, denn Kaleb achtete darauf, daß sie tagsüber ausgiebig in Feld und Hof beschäftigt sei. Dies hatte zur Folge, daß sie sich nachts mehr nach Schlaf, denn nach den Tröstungen der Freundschaft sehnte. Die Lehrerin knüpfte mit Martin ein Gespräch an, während sie auf Judith wartete. Kaleb war in den Werkzeugschuppen gegangen.

„Martin, es muß schön sein, Dinge mit seinen Händen zu bauen und auszubessern“, sagte sie aufs Geratewohl.

Martin gehörte nicht zu den Redseligen. Er hatte noch niemals freiwillig das Wort an Linda gerichtet.

„Hm, nicht besonders, wenn man's bei jedem Wetter tun muß“, brachte er mühsam hervor. Das Blut schoß in sein langes, ausdrucksloses Gesicht und er beschäftigte sich eifrig mit einer neuen Schindel.

Armer Martin! Mit zwanzig Jahren kannte er nur eines: Arbeit.

Kaleb trat aus dem Schuppen und strich mit der linken Hand über die rechte Seite seines dünnen Schnurrbartes, eine Geste, die Linda schon an ihm kannte. Er beachtete die Lehrerin nicht und sie war ganz froh darüber, daß er die Gewohnheit angenommen hatte, sie zu übersehen, denn sie verschaffte ihr die Möglichkeit, ihn besser zu beobachten.

Judith war zu Pferd gestiegen und winkte Linda.

Kaleb wendete sich ihr zu. „Zu früh fürs Vieh“, sagte er und zog die Augenbrauen bedeutsam in die Höhe. „Die Sämaschine muß von Thorwaldson geholt werden. Karli kann ums Vieh gehen.“

„Karli kann auch um die Sämaschine gehen“, sagte Judith mit heller Stimme. Sie saß aufrecht und eigenwillig im Sattel und maß Kaleb kühlen Blickes. Linda wurde es in diesem Augenblick klar, daß Judith, was Körperkraft anlangte, Kaleb überlegen war.

„Hast du gehört, was ich gesagt habe?“ Kaleb sprach sanft und unbetont.

Als Antwort riß Judith das Pferd herum und jagte durch das Tor auf die Straße.

Linda bestieg das Pony, das die Sandbo-Kinder für sie hiergelassen hatten und traf auf der Straße mit Judith zusammen, deren Gesicht hochrot vor Zorn war.

„Jetzt hab' ich's satt,“ wütete sie, „er soll sehen, daß wir kein Vieh sind, das er herumjagen kann.“

Sie ritten nur eine kurze Strecke weiter, dann wendete Judith ihr Pferd:

„Hat ja doch keinen Sinn. Er läßt's an der Mutter aus. — Linda, ich muß wissen, ob Sven wirklich nach Hause kommt. Fragen Sie!“

Die Lehrerin hatte Judith gebeten, sie beim Vornamen zu nennen. Sie nickte bejahend und

ritt auf dem schimmernden Waldpfad hin. Über die flachen Gräben auf beiden Seiten der Straße breitete sich ein roter Schleier blühender Hartriegelbäume. Hinter ihr verhallten allmählich die Hammerschläge Martins.

VII

Die Sandbos waren stolz auf ihr Fachwerkhaus und auf den Drahtzaun, der ihr Gehöft umgab, während sich die Gares mit einem verfallenen hölzernen begnügen mußten. Der Hof war so dicht mit Kirschen- und wilden Pflaumenbäumen bewachsen, daß es nur ein Weilchen dauern konnte, bis Haus, Scheune und Kuhstall in einen weißen Nebel gehüllt waren.

Diese Schönheit war nicht beabsichtigt, denn Frau Sandbo hätte es vorgezogen, wenn ihr Fachwerkhaus das ganze Jahr über für alle Vorübergehenden sichtbar gewesen wäre. Fachwerkhäuser waren eine Seltenheit in dieser Entfernung von der Bahnstation Nykerk. Früher — Frau Sandbos übliche Redewendung war „vor ein oder zwei Jahren“ — wohnte die Familie in einem kleinen Dorfe, wo man dreimal in der Woche eine Lokomotive mit Personenwagen zu Gesicht bekam und wo ein Lastzug ein alltäglicher Anblick gewesen war, über den man sich nicht weiter wunderte. Die Gareschen Kinder, die sich niemals mehr als zehn Meilen im Umkreise vom Haus entfernt hatten — Ellen und Martin ausgenommen, die

mit dem Vieh bis Nykerk gekommen waren —, hatten niemals eines dieser Wunder der Neuzeit gesehen, geschweige denn, daß sie darin gefahren wären. Nun, die Sandbos waren alle mit der Eisenbahn gefahren, alle, mit Ausnahme des kleinen Lars, der auf Öland geboren war. Und so kam es, daß eine unüberbrückbare Kluft die beiden Familien trennte, obgleich die Sandbos nach ihrer Meinung den Gares sehr freundlich begegneten.

Frau Sandbo, die in einem Dorfe gewohnt hatte, empfing Linda im Wohnzimmer. So gehörte es sich. Emma, ein plumpes, fünfzehnjähriges Mädchen, das vormittags noch die Schule besuchte, steckte steif und ungeschickt in ihrem reinen Kleide, das sie der feierlichen Gelegenheit halber angezogen hatte. Sie führte Linda zu ihrer Mutter, ohne ein Wort zu sprechen und hatte, bis die Lehrerin hinter der Wohnzimmertür verschwunden war, das Gefühl zu ersticken.

Die Vorhänge im Zimmer, wo sich Frau Sandbo aufhielt, waren bis auf einen sorgfältig vorgezogen und der ganze Raum war erfüllt von einem trockenen Tapetengeruch, als ob die Fenster stets geschlossen gehalten würden. Frau Sandbo ähnelte ihrer Tapete, die keine Tiefe, nur eine Oberfläche mit griesiger Rückseite hatte. An allen vier Wänden des Zimmers hingen in geometrisch errechneten Abständen vergrößerte Photographien von Sandbo-

schen Familienmitgliedern, trübselig wie alle Vergrößerungen. Vor allen anderen stach das riesige Bildnis des seligen Ludwig Sandbo, Frau Sandbos Gatten, ins Auge.

Linda trat ein und begrüßte Frau Sandbo in ihrer herzlichen Art. Ihre Gastgeberin empfing sie auf einer Bank aus imitiertem Leder und reich geschnitztem, verschnörkelten Eichenholz.

„Ich freie mich, Sie zu seen, Frailain Archer“, sagte sie in breitem, norwegischen Tonfall. „Nehmen Sie Platz. Ich werde Kaffee bringen. Die Määdchen saagen, es gefalle Ihnen bei Gares. Dann sind Sie die eerste, muß ich leider saagen. Aber waarten Sie, der Kaffee kocht.“

Sie rauschte aus dem Zimmer, ohne eine Antwort von Linda abzuwarten. Die Lehrerin ließ sich vor dem Bilde Ludwig Sandbos nieder. Er hatte Augen wie schwarze Schuhknöpfe, die Linda beunruhigten. Sie rückte zum Fenster hin. Nach einer Weile kehrte Frau Sandbo mit dampfendem Kaffee und kleinen rosaglasierten Kuchen zurück.

Sie überhäufte Linda sofort mit Fragen, nicht so sehr, um eine Antwort zu bekommen, als um der Lehrerin zu zeigen, wie vertraut sie mit den Dingen der Welt außerhalb von Öland sei.

„Oh, jaa, mein Maann Ludwig war dort seehr, seehr oft“, unterbrach sie Linda, die von

ihrem früheren Wohnort sprach. „Das ist er, da an der Waand. Ein großer Lump war er. Tausendmaal am Taag danke ich Gott, daß er weg ist. Was deer hat trinken können! Nicht einmaal nüchtern in sechs Jaahren!“ Sie schnalzte mit der Zunge über ihrer Kaffeetasse und wischte sich dabei mit dem Schürzenzipfel die Augen.

„War er nicht gut zu Ihnen?“ fragte Linda sanft.

„Guut? Deer? Lieber Gott, ich war wie ein Hund für ihn! Jetzt geht's mir guut. Nicht viel Geld, aber keine Gemeinheiten mehr durch ihn, Gott sei Dank.“ Sie ließ die Augen auf der Photographie ruhen — Linda wollte es scheinen, mit einem traurigen Blick.

„Hat Frau Gare ihre neien Zäähne schon?“ fragte Frau Sandbo plötzlich und zog ihre farblosen Brauen über die Brille hinauf.

„Ich glaube nicht,“ sagte Linda zögernd, „ich glaube, sie erwartet sie in diesen Tagen.“

„Erwaarten?“ Frau Sandbo schnaubte geradezu. „Sie? Nichts erwartet sie. Sie waartet auf ihre Zäähne schon vier bis fünf Jaahre, während ich meine zwei Reihen bekommen hab', und waas muß ich alles anschaffen außer Zäähnen! Der alte Gare hat Geld genug, um Zäähne für hundert Stück Vieh zu kaufen! Mein Maann war ein Teufel, aber er hatte eine leichte Haand mit dem Geeld. Er sagte, laang bevor alle meine Zäähne fort waren: Sigri,

sagte er, du nimmst einige Dollars und gehst zum Zahnarzt. Er war immer leicht mit dem Geeld, zu leicht, sag' ich immer, viel zu leicht.“ Sie umfaßte das Bild mit einem liebevollen Blick und seufzte.

Diesmal konnte es keinen Zweifel darüber geben, daß ihr Gesicht traurig aussah.

Nun schob Frau Sandbo ihren Stuhl nahe an den der Lehrerin heran, runzelte die Brauen und fragte mit gedämpfter Stimme:

„Wie geht's drüben? Is er mit Ihnen auch so gemain?“

„Er hat mir noch nie etwas getan“, erwiderte Linda.

„Er is ein Schuuff“, jammerte Frau Sandbo kopfschüttelnd. „Mir tut die arme Frau laid, mit so einem Maann verhairatet zu sain.“

„Weshalb erträgt sie es?“

„Ja“ — Frau Sandbo hielt geheimnisvoll inne. „Ich will nichts gesaagt haben. Die Leute, die es wissen können, erzählen, er hätte einem Isländer gesaagt, er haat sie in der Haand. Waas das heißt, weiß ich nicht. Waas meinen Sie, Frailain Archer? Sie ist aus Aangst vor ihm beinah verrickt.“

Da Linda sich nicht äußerte, ging Frau Sandbo zu anderen Gesprächen über. Dann erhob sie sich feierlich, um Linda den Hof zu zeigen und bat sie, nach Belieben über alles zu verfügen.

Die Sandbos gefielen Linda. Sie waren ihrer

zehn, von denen acht zu Hause lebten, grobknochige Leute, die ernsthaft ihre Arbeit taten. Die älteste Tochter Dora war verheiratet auf einem Gehöfte beim Lattsumpf — Sven, von dem Frau Sandbo mit Stolz sprach, hatte eine Stellung in der Stadt inne. Er wurde im Mai zurückerwartet. Emma, die älteste Tochter daheim, verbrachte viel Zeit mit Nachdenken, jedenfalls hielt sie die Augen immer gesenkt und ihr volles, gesundes Gesicht war unergründlich. Linda beobachtete sie, wie sie die Kuh Rosabella vorbeiführte. Sie ging schwerfällig im Schritt mit dem Tier, ein Klotz von einem Mädchen. „Was träumst Du denn, Emmalein?“ rief Linda ihr von der Steinstufe des Milchschuppens aus zu. Emma blickte verwirrt auf und Linda zog sie zu sich auf die Stufe nieder.

„Woran denkst Du denn, Emma?“

Das Mädchen errötete noch tiefer. Falls Emma sich wirklich etwas gedacht hatte, so gab sie es doch nicht preis. Sie verharrte bei ihrem Schweigen und begann Rosabella zu melken. Wahrscheinlich waren ihre Gedanken zu tief, um je geäußert zu werden.

Als Linda sich außer Sehweite befand, brach Emma in Tränen der Rührung aus. Zu schön war diese Lehrerin, zu schön und zu süß! Vertraulichkeit wäre nicht zu ertragen gewesen.

So war die Wirkung von Lindas Ankunft in Öland.

VIII

Am Sonnabend kehrte Linda bei Einbruch der Dunkelheit durch den feinen Nebel heim, der aus den nördlichen Sümpfen herüberzog. Gegen das Dunstmeer hoben sich die riesenhaften Umrisse eines Mannes ab, der sein Pferd führte. Beim Überqueren der Felder kam er auf Linda zu und sie erkannte in ihm den großen Isländer Fusi Aronson. Linda hatte erst einmal mit ihm gesprochen, als sie und Judith das Vieh aus Fusis Bereich zurückgeholt hatten. Da sie ihn ansprach, zog er den Hut und erwiderte ihren Gruß in einem wunderlichen Englisch, das sich bei einem Manne seiner Größe sonderbar ausnahm. Über seinem Wesen lag ein starker, rauher Zauber. Er war gewaltig in seiner Haltung und irgendwie einsam, einsam wie ein ragender Berg oder eine vereinzelte Eiche in der Steppe. Fusi geleitete Linda bis an den Rand des Pechtannenwäldchens, das sich tiefschwarz in den Nebel einzeichnete.

„Ich dachte gerade, wie glücklich Ihr Leute hier oben sein müßt, daß der Frühling so nahe ist.“

„Ja, sehr, sehr glücklich“, antwortete er langsam und vorsichtig. „Aber wenige von uns wissen es.“

„Glauben Sie nicht doch, daß die meisten es irgendwie empfinden?“

„Nein. Hier empfindet man nur das, was man zum Munde führen kann. Im Frühling wissen wir nur, daß ein Winter folgt. Es ist zuviel Selbstsucht hier. Hier wie überall.“ Seine Stimme war tief und klangvoll, ihr Ton fast orakelhaft, als spräche er ebenso mit der Luft wie mit Linda. Sie blickte ihn verstohlen an.

„Ich möchte wissen, was Kaleb Gare in diesem Nebel fühlt“, warf sie hin.

„Kaleb Gare fühlt gar nichts; ich werde ihn einmal erschlagen, aber selbst das wird er nicht fühlen.“ Es war kein Zorn in Fuis Stimme, nur tiefe, ruhige Sicherheit. Linda erschrak.

„Warum?“ murmelte sie.

„Er hat meine zwei Brüder ums Leben gebracht. Vor einigen Jahren wütete hier unter den Indianern eine Epidemie. Meine Brüder klopfen während eines Schneesturmes an Gares Tür, blind vom Sturm, aber keineswegs krank; Kaleb Gare aber fürchtete die Krankheit, die Teufelskrankheit. — Er fürchtete für sich selbst. Und er schlug seine Tür vor ihnen zu. — Einen fand ich zwei Tage nach dem Sturm eine Meile von Kalebs Haus tot. So steif gefroren, daß wir ihm seine Sonntagskleider nicht anziehen konnten. Er wurde begraben, so wie er war. Auch der andere starb vor Kälte. Ich konnte nur wenig aus ihm herausbringen, so sehr ich mir auch Mühe gab. Aber er erzählte mir noch von Kaleb Gare.“

Es war Eisen in Fuis Stimme und eiseru war sein Gesicht.

Linda schwieg. Furcht fiel sie an, Furcht vor diesem harten Lande.

Hoch zu Häupten wurde ein langgezogener, gewaltiger Schrei laut, wie ein mächtiger Trompetenstoß. Wilde Gänse flogen noch weiter nach dem Norden, in Gegenden jenseits von Menschenwärme, jenseits von Menscheneinsamkeit.

ZWEITES KAPITEL

I

Linda verweilte abends gewöhnlich im Schulhause und verbesserte die Aufgaben der Kinder, bis die Dunkelheit einbrach und Abendbrotzeit im Gare-Haus war. Einsame, wenn auch mit Arbeit erfüllte Stunden! Das letzte Sonnenlicht flutete über die leeren Bänke und malte goldene Flecke auf die verstaubten Schiefertafeln, so daß die kindlichen Buchstaben darauf unleserlich wurden.

Oft nahm Linda die Briefe von daheim, die zweimal in der Woche mit der Post eintrafen, aus der Pultlade und obwohl sie sich nachher schämte und über sich selbst ärgerte, konnte sie es nicht hindern, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen. Sie wischte sie ungeduldig fort und bemerkte dann plötzlich, daß sie

eigentlich gar nicht an sich selbst gedacht hatte, sondern an die Gares; an Amelia mit ihrer undurchdringlichen Verslossenheit und ihrer stillen Güte, hinter der sie ein allen anderen fremdes Leben lebte, an Ellen mit ihrer gequälten Härte, an Martin, den ungeschickten Träumer, der sich für allezeit in seine Träumereien eingesponnen hatte, an den kleinen Karli, den Kaleb verwöhnte und gegen die anderen ausspielte, und an Judith, die urhaft lebendige und schreckliche, in der alle Lebensglut zu keimen schien. Und schließlich an Kaleb, der nicht mit den Maßen menschlicher Tugend und menschlichen Lasters gemessen werden konnte. Er war die Inkarnation des Landes, hart, fordernd, tyrannisch wie der Boden, für den er lebte.

Auch Linda war einsam und empfand darum die ganze Einsamkeit, die von Amelia, Judith, Ellen und Martin Besitz genommen hatte. Arbeit verscheuchte die Einsamkeit nicht, Arbeit war nur der Nebel, worin sie alle sich bewegten, um sich vor der Einsamkeit des anderen zu bergen.

Es kamen Regentage, die den Lehm Boden schwärzten und befeuchteten. Judith und Martin, die tüchtigsten von Kaleb Gares Arbeitskräften, fronten dem Boden am schwersten. Judith fuhr auf der Sämaschine hin und her wie ein großes, stummes Weberschiff, hin und her, auf und nieder über den rauhen Teppich des Landes. Auf dem angrenzenden Feld ar-

beitete Martin mit der gebeugten, stumpfen Ergebenheit eines alten, unfruchtbaren Mannes. Von Zeit zu Zeit warf ihm Judith einen Blick zu und schalt dann lästerlich mit dem mühsam ausschreitenden Pferde.

Bei der Arbeit auf den Äckern und im Walde blieb nicht viel Zeit für anderes übrig. Und abends waren Körper und Geist schwer von Schlaf und man konnte nichts mehr tun, als sich wie ein todmüdes Tier hinwerfen und Vergessen suchen. Linda merkte wohl, daß Kaleb diesen starren, gewohnheitsmäßigen Gang der Dinge wollte. So konnte sich nichts Ungewöhnliches ereignen. Es ereignete sich ja auch nichts, gar nichts. Keine Seele verirrte sich auf den Gareschen Hof und keine verließ ihn, nicht einmal um die Sandbos zu besuchen, die kaum zwei Meilen entfernt wohnten. Und Kaleb schlürfte mit dem harten, unerforschlichen Gesicht eines alten Satyrs umher, scheinbar gleichgültig gegen alles, was geschah, gleichgültig gegen seine Umgebung; aber unter dieser Maske hielt er die Zügel straff gespannt und beachtete aufmerksam und eifersüchtig jede Regung des Lebens um sich her.

II

Der Sonntag bildete auch hier einen Abschnitt. Kaleb war der einzige, der den Gottesdienst in Yellow-Post besuchte; allein der Geistliche predigte nur an jedem dritten Sonn-

tag, weil er die lange Strecke von Nykerk herüberkommen mußte und so war die Menge geistlichen Trostes, die den anderen Familienmitgliedern entging, nicht sehr groß.

Der zweite Sonntag nach Lindas Ankunft war Ostersonntag und ein neuer Geistlicher sollte den Gottesdienst abhalten. Amelia stand so zeitig auf wie an Wochentagen, obwohl ihr sonntags eine Stunde Spielraum erlaubt war, um Kalebs Frühstück zu kochen und seinen schwarzen Anzug mit den grünlichen Samtaufschlägen zurechtzulegen. Seine Schultern hatten nicht mehr die Breite wie vor zehn Jahren, als der Anzug neu war; die Rückenseite des Rockes krümmte sich und vertiefte sich zu einer kleinen Grube unterhalb des Kragens, die Amelia trotz eifrigster Bemühungen nicht zu glätten vermochte. Jedesmal, wenn Kaleb den Rock anlegte, fürchtete sie, er würde es bemerken und den Mangel an Sorgfalt rügen. Der steife Kragen, den Kaleb nach einem Preisverzeichnis durch die Post hatte kommen lassen, war frisch gewaschen worden, hatte jedoch beim Stärken etwas an Linie verloren, Grund genug, daß Amelia, als Kaleb aufstand, an die Decke klopfte, um die Kinder zu wecken, und dann in der Küche erschien, um sich zu waschen, dem Tag mit Bangen entgegensah.

„Martin hat gestern nach der Arbeit den Wagen gereinigt, jetzt sieht er wirklich sehr hübsch aus“, sagte sie fröhlich, während Kaleb

seine Wange mit schäumender Seife einrieb. Seit sie verheiratet waren, hatte Kaleb immer am menschlichsten und liebenswürdigsten ausgesehen, wenn er sein Gesicht vor dem Rasieren einseifte und Amelia hatte diesen Augenblick oft zu Bitten und Bekenntnissen genützt, wozu sie vor oder nach seiner Toilette nicht den Mut gehabt hätte. Kaleb zog seine Rasierklinge ab, bevor er antwortete. Er ließ sich immer Zeit, Amelia zu antworten, was ihm Gelegenheit gab, seine Worte zu wägen und eine gewisse Unruhe darüber, wie die Erwiderung ausfallen würde, in der Frau zu wecken. Das schmeichelte ihm, selbst bei völliger Belanglosigkeit des Gespräches. An diesem Morgen war er guter Laune.

„Martin ist brav. Ich denk’ daran, ihn mitzunehmen. Er tut seine Arbeit, ohne daß man ihn dazu treibt.“ Er kicherte dabei, als sei in seiner Bemerkung ein Scherz verborgen.

„Martin möchte gern mitgehen“, sagte Amelia, bemüht, ihr Einverständnis nicht zu eifrig zu betonen. Sie stellte den Kaffee zu, ging dann zur Tür und verweilte, um die Waldstraße entlang zu blicken, wo die Weiden sich im ersten Laub neigten, zart wie ein grüner Regen. Es wäre schön, an diesem Ostersonntag in die Kirche zu gehen. Lang war es her, daß dies eine liebe Gewohnheit für sie bedeutet hatte. Amelia, die vor ihrer Heirat mit Kaleb katholisch war, erinnerte sich an ein Osterfest, das

sie schöner und gesegneter dünkte denn alle anderen. Das war damals gewesen, als sie mit Mark Jordans Vater durchs Land zur Kirche reiten durfte. Sie war noch Mädchen gewesen, nicht so wie ihre Töchter, nein, so wie Linda Archer. . . . Amelias Gewissen rührte sich und sie errötete über die Treulosigkeit gegen ihre Kinder. Weshalb sollten Ellen und Judith nicht so sein wie Linda? Weshalb? Eine kleine Eifersucht beschlich ihr Herz. Gewiß war Linda am Ostersonntag in die Kirche gegangen, hatte vielleicht so wie sie im Chor mitgesungen. Judith und Ellen kannten dies alles nicht. Kaleb versagte ihnen den Besuch des Gottesdienstes in Yellow-Post, wo bei schönem Wetter die Burschen der ganzen Gegend sich versammelten. Er hatte Amelia einmal sehr bestimmt erklärt, daß — wie sie ja selbst wisse — wenig Gutes vom Zusammentreffen mit dieser Bande zu erwarten sei und daß die Mädchen dort statt Erlösung Verdammung finden würden. Amelia durchschaute seine Vorwände genau und hörte mit bitteren Gefühlen die Predigten an, die er am Sonntag aus Yellow-Post mitbrachte. Er pflegte dann immer den Bibeltext vorzulesen und vor dem Mittagessen einen Bericht von der Predigt zu geben, soweit er sich an sie erinnerte.

Amelia hatte die Schönheit der Weiden vergessen und kehrte zum Herd zurück; um die Lippen grub sich ein Zug der Entmutigung,

das einzig sichtbare Zeichen ihrer Auflehnung gegen das Schicksal. In der Küche war kein Laut zu vernehmen als das Prasseln des Holzes im Herd und das leise Kratzen von Kaleb's Rasiermesser. Hoffentlich kamen die Kinder nicht zu spät zum Frühstück! Denn bemerkte Kaleb den Schönheitsfehler seines Kragens, so genügte der Ärger darüber, um ihn über alles aufzubringen.

Linda erschien als erste in der Stube. Amelia musterte sie mit einem raschen Blick und es entging ihr nicht, wie hübsch sie sich in ihrem blauen Seidenkleid ausnahm, das ihr Haar noch schimmender und ihre Haut noch zarter erscheinen ließ.

„Ich möchte den Tisch decken, Frau Gare“, bat Linda.

„Ach nein, bemühen Sie sich nicht“, sagte Frau Gare in einem so schroffen Ton, daß Linda sie erstaunt anblickte. Amelia gestand sich selbst nicht ein, weshalb mit einem Male ein Haß gegen das Mädchen in ihr aufstieg.

„Schauen Sie lieber, wie schön es draußen ist“, fügte sie hastig hinzu. „Judith wird so wieso gleich da sein und den Tisch decken.“

Linda ging ein wenig verwundert gegen die Hürde. Zwei Jährlinge näherten sich der hölzernen Umzäunung und streckten ihr die Mäuler hin, um sich streicheln zu lassen.

Kaleb war mit dem Rasieren fertig geworden und schlüpfte in sein gestärktes weißes

Hemd. Dann griff er nach dem Kragen, den Amelia für ihn vorbereitet hatte, prüfte ihn und legte ihn, ohne ein Wort darüber zu verlieren, beiseite. Amelia, gefaßt auf die gewohnten spöttischen Bemerkungen, war froh, daß Linda sie verlassen hatte. Aber Kaleb kümmerte sich nicht weiter um den Kragen und schlürfte stumm ins Nebenzimmer. Nun kamen Ellen, Judith und die Burschen einer nach dem anderen herunter und wenige Augenblicke später stand das Frühstück auf dem Tische.

Linda trat durch die der Pferdehürde gegenüberliegende Tür ein und ihr Seidenkleid bauschte sich im leichten Luftzug. Sie trug die Arme voll mit Weidenkätzchen, die sie im Graben beim Schulhause gesammelt hatte und stellte sie in einem Korb auf das Harmonium. Kaum hatte Ellen es bemerkt, so lief sie stracks zu Amelia in die Küche.

„Solche Unordnung im Hause machen,“ greinte sie, „Vater wird sicher darüber reden.“

Amelia seufzte: „Dann laß ihn reden, Ellen. Geh jetzt ans Frühstück, ruf auch die anderen. Wenn wir nicht bald anfangen, kommt er nicht mehr zurecht in die Kirche.“

An Sonntagen pflegte Kaleb ein Tischgebet zu sprechen, während unter der Woche die Mahlzeiten mit Erörterungen über Hofangelegenheiten gewürzt wurden. Linda und die übrigen neigten die Häupter, nur Judith saß

aufrecht und blickte gerade vor sich hin. Sie zwang sich, an etwas anderes zu denken, bis Kaleb „Amen“ gesagt hatte. Wieder schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, daß Kaleb für die Gaben, die er erhielt, nicht Gott, sondern ihr und Martin und Ellen und Amelia und sogar Karli, dessen gesenktes Gesicht ein Grinsen zu verbergen suchte, danken mußte.

„Ich hätte Dich heute gern mitgenommen, Martin,“ sagte Kaleb, „wär’ sehr gut, wenn du zur Abwechslung einmal unter junge Leute kämst. Aber ich möcht’ nicht, daß Du Dich Deines Vaters schämen mußt, Martin.“

Martins langes Gesicht hob sich neugierig. Er verstand nicht, was Kaleb meinte, und mochte vor der Lehrerin nicht fragen. So verzehrte er sein Brot bedächtig, um in Lindas Gegenwart kein häßliches Geräusch dabei zu machen.

Alle aßen schweigend. Ein Ausdruck schmerzlichen Bedauerns zeigte sich in Kalebs Gesicht und Amelia wußte es zu deuten; das nächste Wort würde sie demütigen.

„Nein, Martin, Du mußt warten, bis ich einmal einen reinen Kragen habe“, fuhr er langsam, milde, fast fröhlich fort.

Amelias Gesicht flammte, ihre Augen suchten Linda. Ob sie wohl Kalebs Worte gehört hatte? Aber die Lehrerin genoß ruhig ihr Frühstück. Judith fuhr auf, trotz Amelias Stirnrunzeln. „Ich glaub’, Du könntest reine

Krägen genug haben, wenn Du mehr als einen im Jahre kaufen wolltest und die steifen nach Nykerk schicktest, anstatt sie von der Mutter stärken zu lassen.“

„Ganz richtig, ganz richtig, Judith. Weißt Du, ich bin ein bißchen nachlässig.“ Kaleb stieß seinen Stuhl zurück und erhob sich. „Geh Lady einspannen, Karli. Du und ich, wir fahren zur Kirche, mit oder ohne Kragen.“ Er wendete den Seinen den gekrümmten Rücken zu und stapfte in die Küche. Amelia folgte ihm.

„Kaleb, Du wirst doch nicht ohne Kragen in die Kirche gehen?“

„Daß die Isländer sehen, was Du für eine feine Frau bist, heh? Sprich Du lieber mit Judith. Sie soll sich anständig benehmen. Ein bißchen zu üppig wird sie! Verstanden?“ Sein Gesicht trug die wohlbekannte saure Maske. Wie um sie fortzuwischen, fuhr er mit der Hand über den Schnurrbart. Dann schlüpfte er in den Rock und verließ das Haus. Dankbar, daß er den Buckel unter dem Rockkragen nicht bemerkt hatte, räumte Amelia schnell mit den Mädchen den Tisch ab und sprach dabei flüsternd mit Judith, damit Linda nichts davon höre: „Du darfst ihm nicht widersprechen oder frech mit ihm sein. Er wird alt und erträgt das nicht.“

„Ist nicht älter, als er je war, ist immer so schlecht gewesen und ich hab' genug davon“, erwiderte Judith, ohne die Stimme zu däm-

pfen. „Ich bin grad erwachsen genug, um zu wissen, daß ich ihn hasse.“

„Judith!“ schrie Ellen entsetzt auf. „Deinen eigenen Vater!“

„Der ist nicht mein Vater, ist mir gleich, ob er's ist. Der Teufel kann ihn holen. Und Du hör auf mit Deinem Geschwätz.“

„Schweig,“ sagte Amelia ruhig, „Du benimmst Dich wie eine Tolle, noch dazu vor Fremden.“ Linda hatte sich taktvoll entfernt.

„So ist sie die ganze Zeit, seit die Lehrerin da ist. Nichts ist mehr gut genug für sie“, sagte Ellen gehässig.

„Die Lehrerin hat damit nichts zu schaffen. Wir alle haben genug Quälereien von ihm ausgestanden. Nimmt er nicht bald eine Hilfskraft auf, geh ich fort.“

„Red' keinen Unsinn, Judith. Wohin denn?“ sagte Amelia.

„Nun, wir werden ja sehen.“ Dann fuhr sie schweigend fort, die Schüsseln abzutrocknen. Ein rätselhafter Blick Ellens glitt über die Schwester hin.

Linda kroch unter dem Zaun der Schafhürde hindurch und strich übers Feld. Die Szene schien ihr martervoll genug für Amelia, auch ohne ihre Gegenwart. Auseinandersetzungen dieser Art begannen sich in letzter Zeit zu häufen. Sie fühlte, daß ihre Anwesenheit Judith zu stärkerem Widerstand angespornt habe und fragte sich, was sie sich seit ihrer Ankunft

in Öland oft gefragt hatte, ob es nicht irgendwie in ihrer Macht läge, ein bißchen Freude in das Leben der Gares zu bringen. Aber sogleich überwältigte sie das Gefühl der eigenen Hilflosigkeit gegen das Ungreifbare, das diese Menschen als Sklaven des Landes hier festhielt. Diese Macht entstammte Zeiten, die weit und fern zurücklagen. Durch Kaleb aber wirkten sie auch heute noch nach. Linda sehnte sich danach, mit jemandem aus ihrer Welt zu sprechen, sehnte sich nach jemandem, zu dem sie sich vor dem Drucke des Gareschen Hauses flüchten könnte.

Judith ging mürrisch ans Melken, half auch Amelia beim Separator. Dann holte sie Türk, eines der Füllen, und schickte sich an, es in den Sattel zu zwingen. Das wütende Tier warf sie zweimal ab, während Martin ihr mit trockenem Lächeln zusah.

„Ich müßt' mich nicht abwerfen lassen, Martin, es macht mir Spaß.“

„Ah so“, grinste Martin. „Türk auch.“

„Gut, wir wollen sehen, ob's ihm noch einmal gelingt.“ Und von neuem schwang sie sich in den Sattel.

Linda, die von ihrem Spaziergang zurückgekehrt war, ließ sich auf dem Boden neben Martin nieder, der ehrerbietig zur Seite rückte und errötete. Es war ein herrlicher, sonniger Morgen und jetzt, da Kaleb fern war, war die Stimmung des Hauses nahezu strahlend.

Linda fühlte, wie sich die Zurückhaltung der Kinder verringerte, obwohl ihr Benehmen sich nicht wesentlich änderte und sie freute sich, mit ihnen zusammen zu sein. Sie blickte gebannt auf Judith und ihr ausschlagendes Pferd. Ihr Erstaunen über die Geschicklichkeit des Mädchens wuchs mit jedem Augenblick. Das Tier bäumte sich und schnaubte, schlug mit den Vorderhufen in die Luft und warf seine Mähne wie eine schwarze Wolke. Es war ein prächtiges Fohlen, schlank und glänzend wie schwarze Seide, mit schönen, leuchtenden Augen. Eine halbe Stunde lang rang Judith mit ihm, jagte es in wahnsinnigen Sätzen über die Hürden und wäre fast kopfüber gestürzt, da das Pferd sich gegen den Boden stemmte und mit den Hinterhufen in die Luft schlug. Laut scholl ihr Lachen und ihre Augen glänzten vor Übermut. Als sie sich der Umzäunung näherte, sah Linda, daß die Gelenke, um die die Zügel geschlungen waren, bluteten.

„Meinen Sie nicht, daß sie aufhören sollte, Martin?“ fragte Linda ängstlich.

„Sie tut's nicht“, sagte Martin. „Es ist fast zugeritten.“

Judith befreite das zitternde, schweißgebadete Tier vom Sattel und warf sich neben Linda und Martin ins Gras.

„Es geht nichts über so eine kleine Übung, jetzt fühl ich mich wohl“, sagte sie und wischte sich die Handgelenke ab. Ihre Wangen glühten

und kleine Schweißperlen glänzten auf ihrer Oberlippe.

„Herrlich“, sagte Linda bewundernd. „Aber Sie haben mich ein- oder zweimal erschreckt.“

„Hei, heut' ist ein Tag!“ jauchzte Judith. „Spann nach dem Essen den Wagen an und fahr uns zum Sumpf, Martin. Ich möcht' ein paar Krokusse holen. Die ganze Luft riecht danach.“

„Er sagt dann sicher, Du triebest Dich herum“, erwiderte Martin zweifelnd, aber seine Augen leuchteten ungewöhnlich, als er, auf die Ellbogen gestützt, ins Weite blickte. „Trotzdem will ich's versuchen.“

Linda sah mit gemischten Gefühlen von einem der zwei jungen Gares zum andern. Der Wunsch der beiden, an diesem herrlichen Sonntag Krokus zu pflücken, war bescheiden genug und dennoch hatten sie die Überzeugung, daß er unerfüllt bleiben werde.

„Er wird ja wohl gleich vom Kirchgang zurück sein! Schad', daß Du ihn nicht begleitet hast, Martin.“ Judiths Augen zwinkerten übermütig zum Bruder hinüber, der verstehend lächelte.

Von der Straße her hörte man jetzt das Rasseln eines Wagens und Martin sputete sich, das Tor zu öffnen; Kaleb fuhr ein, Karli an der Seite, der steif und wichtig im Wagen thronte. Er war das erstemal in seinem Leben in der Kirche gewesen und das Erlebnis hatte

Spuren in seinem Gesicht und Betragen hinterlassen, mehr als es eine körperliche Erschütterung vermocht hätte. Während Kaleb ins Haus ging, spannten Karli und Martin das Pferd aus.

„Wie hat es Dir gefallen?“ fragte Martin.

„Das Singen ganz gut, aber das andere hat sich kaum verlohnt“, fügte Karli großartig hinzu und senkte dabei die Hände in die Taschen. „Alle haben gesungen, ich auch.“ Er sah verstimmt zu Boden und stieß einen Kiesel beiseite. „Es wird besser sein, wenn das nächste mal Du gehst, Martin. Viel Leute waren dort vom Norden und auch Mädchen. Ich hab' nicht mit ihnen gesprochen, mit den Burschen mein' ich, der Vater wollte nicht. Er sagte, die Schweden hauten einen kleinen Kerl wie mich durch. Ich hätt' sie schon untergekriegt!“

Martin führte das Pferd in die Hürde. Zu seiner Befriedigung bemerkte er, daß Judith und Linda ins Haus getreten waren. Lindas Gegenwart beunruhigte ihn immer, er wußte nicht weshalb. Karli trottete nachdenklich neben ihm her.

„Sag', Martin, will Vater, daß wir alle hier bleiben, wenn wir groß sind?“ fragte er stirnrunzelnd. Das Bürschlein schaute zu seinem großen Bruder mit einigem Respekt auf. Für die Schwestern fühlte er, der von Kaleb immer vorgezogen wurde und für seine Unarten ein Lächeln einheimste, nur Verachtung, zumal die

sich gegen den Vater nicht ungehorsam und frech benehmen durften.

„Ich bin doch schon groß, Karli,“ erwiderte Martin ruhig, „ich glaub’, wir bleiben alle hier.“ Auch Karli begann also zu fragen!

Karli schwieg. Er war ja erst fünfzehn, aber heute hatte er Singen gehört und es hatte ihm Spaß gemacht, mit vielen gleichaltrigen Burschen zusammen zu singen. Da war ein Junge gewesen, mit dem er gerne geredet hätte. Der trug eine rote Krawatte und langte aus der eigenen Tasche Geld für den Klingelbeutel.

Am Sonntag war es Brauch, sich vor Tisch im Wohnzimmer zu versammeln, wo Kaleb die Predigt wiederholte, die er in der Kirche in Yellow-Post gehört hatte. Gab es für ihn auch Gründe, den Kirchenbesuch der Seinen nicht zu wünschen, so hielt er es doch mit seiner Christenpflicht für unvereinbarlich, ihnen die Gnade des Gotteswortes vorzuenthalten.

„Wollen Sie mit uns die Predigt anhören, Fräulein Archer?“ fragte er, während Amelia die Stühle im Halbkreis in der Mitte des Zimmers zusammenstellte. Er zeigte sich von seiner besten Seite, sanft, freundlich und wohlwollend. Die Bibel hatte er vom Regal über dem Harmonium geholt und in einiger Entfernung von sich zurechtgelegt, wie es der neue Priester getan hatte, als wollte er das Buch nicht durch die Berührung mit seiner sündigen Person entweihen. Linda konnte nicht gut ab-

lehnen und gesellte sich zu den anderen. Ellen spielte: „Führe mich, freundliches Licht“, dann faltete Kaleb die Hände und sprach mit unglaublich weicher Stimme das Vaterunser. Linda war es, als müsse sie sich gegen diese Farce wehren und Kaleb die Ungeheuerlichkeit seines Betragens vorwerfen; aber sie blieb sitzen.

Kaleb öffnete die Bibel und las.

„Ich sah Arbeit und Geschicklichkeit in allen Sachen, da neidet einer dem anderen. Das ist auch eitel und Haschen nach Wind. Ein Narr schlägt die Finger ineinander und verzehrt sich selbst. Es ist besser eine Hand voll mit Ruhe denn beide Fäuste voll mit Mühe und Haschen nach Wind. Ich wandte mich und sah die Eitelkeit unter der Sonne.“

Kaleb räusperte sich, hielt inne und blickte bedeutungsvoll von einem zum anderen. Zuletzt fiel sein Blick auf Linda. Die zitterte vor Unbehagen unter der eisigen Verdammung, die aus den Augen des alten Mannes sprach. Er hob die Stimme und ließ sie mächtig anschwellen.

„Es ist ein einzelner und nicht selbender, und hat weder Kind noch Bruder; doch ist seines Arbeitens kein Ende und seine Augen werden Reichtums nicht satt. Wem arbeite ich doch und breche meine Seele ab? Das ist auch eitel und eine böse Mühe. So ist's ja besser zwei denn eins; denn sie genießen doch ihrer

Arbeit Wohl. Fallet ihr einer, so hilft ihm sein Gesell auf. Weh dem, der allein ist! Wenn er fällt, so ist kein anderer da, der ihm aufhelfe. Auch wenn zwei beieinander liegen, erwärmen sie sich. Wie kann ein einzelner warm werden? Einer mag überwältigt werden, aber zweien mögen widerstehen und eine dreifältige Schnur reißet nicht leicht entzwei.“

Kaleb klappte das Buch zu. „Hier schließt die Stelle“, sagte er heiser vor Ergriffenheit.

Die Kinder, die eifrig das Ende der Predigt erwarteten, hatten die Worte nur halb gehört. Aber Amelia, die von Natur aus fromm war, trank sie in sich hinein. „Der Narr schlägt die Finger ineinander und verzehrt sich selbst.“ Das tat er und dabei half sie ihm. Sich selbst verzehren hier auf diesem Stück Land! Aber für Amelia gab es keine Entscheidung, keine Wahl außer der, für welchen ihres Fleisches und Blutes sie sich verzehren solle. O Gott, es war nicht zu ertragen.

Kaleb sprach weiter und weiter über die Predigt des neuen Pfarrers. „So müssen wir, die wir in diesem einsamen Lande wohnen, danach streben, ein christliches Leben zu führen, auf dem Acker, den Gott uns gegeben hat und uns aneinander klammern, um Wärme und Lohn unserer Mühen zu erhalten. Denn es ist besser eine Handvoll mit Ruhe denn beide Fäuste voll mit Mühe und Haschen nach Wind. Besser, hier leben wie wir, arm, aber zufrieden, als

nach der Welt und ihren Lastern verlangen und unsere irdischen Güter vermehren. — — Darüber, Judith, kannst Du gut nachdenken, und auch Du, Ellen und Martin und auch Du, Karli. Denn fällt ihrer einer, so hilft ihm sein Gesell auf. Aber wehe, hört ihr, wehe dem, der allein ist, wenn er fällt. Können sie das wohl verstehen, Amelia?“

Amelia murmelte: „Alle verstehen es.“ Sie hätte laut aufschreien mögen und ihn ins Gesicht schlagen für seine Heuchelei. Sie hätte aufstehen mögen und ihn mit aller Kraft züchtigen für seine verlogene Darstellung der herrlichen Worte des Buches, das sie in vielen schweren Stunden getröstet hatte. Aber sie rührte sich nicht und hörte aufmerksam zu, bis er mit sanfter Stimme den Segen gesprochen hatte.

„Das war nicht gerade eine Ostersonntagspredigt, wißt Ihr, aber Pastor Blossom meinte, es wäre besser für uns, eine Predigt zu hören, die für die Jahreszeit paßt. — Was meinst Du, Amelia?“

„Ich finde, daß es eine sehr passende Predigt war“, sagte Amelia gelassen.

Dann erhoben sich alle und setzten sich um den Speisetisch. Frau Gare brachte das Essen aus der Küche und Judith half dabei, gähnend vor Langeweile.

III

Am folgenden Freitag ließ Gertrud Bjarnasson, die ein- oder zweimal in Yellow-Post mit Ellen freundlich gesprochen hatte, sie und die Lehrerin durch die jüngeren Kinder, die noch in die Schule gingen, einladen. Ellen nahm sich die Freiheit zur Bitte, Linda in das große, am See gelegene Steinhaus des Isländers begleiten zu dürfen. Kaleb maß sie mit schmerzlichem Erstaunen.

„Willst Du, daß sie Dir ihr schönes Haus, ihre Fischnetze, ihre Boote, ihre Windmühle zeigen, wo Du doch weißt, daß Dein eigener Vater zu arm ist, solche Dinge zu besitzen? Ist Dir nicht bekannt, daß sie sich für viel besser halten als uns?“ sagte er sanft und schüttelte den Kopf. „Aber wenn Du gehen mußt . . .“

Ellen seufzte. Sie war niemals in dem großen steinernen Haus am See gewesen. Wahrscheinlich erlaubte man ihr auch niemals, hinzugehen. Aber es hatte keinen Sinn, sich aufzulehnen. Tränen Amelias wären die Buße dafür. Es blieb nichts übrig, als sich dreinzufinden und auszuharren. Ob Malkolm je wiederkehren würde? Er hatte gesagt, ja, er hatte es versprochen, in diesem Frühjahr wiederzukommen. Gerade jetzt jährte sich's, daß er fortgegangen war, um in den Holzmühlen im Süden zu arbeiten. Und nur ein oder zwei Wochen unbegreiflicher, sündhafter Seligkeit hatte sie

genossen! Nur ein einzigesmal hatte er Ellen geküßt, nach dem Melken, im Stall. Einem höchst unromantischen Ort, bis auf das zitternde Licht des Vollmondes. Und doch war es ein Augenblick unvergeßlicher Wonne! Wäre Malkolm an diesem Abend weniger schüchtern gewesen, hätte er die Gelegenheit ergriffen und sie mit sich genommen, bevor sie Zeit zum Nachdenken gehabt hätte, alles wäre anders gekommen. Aber der gewohnte Gehorsam gegen Kaleb und die Tatsache, daß indianisches Blut in Malkolms Adern floß, hatten Ellen über Nacht ihre starre Ruhe zurückgegeben und Malkolm war bald darauf verwirrt und verletzt fortgegangen. Nur der Schmerz in ihren Augen, den sie nicht verbergen konnte, hatte ihn veranlaßt, ihr zu versprechen, daß er wiederkomme. Und nun war es Frühling nach langem Winter. . . .

Linda fuhr also an diesem Freitag mit den Bjarnasson-Kindern ohne Ellen gen Westen. Die Luft war weich und zitternd vom Fluge der wilden Vögel. Regenlachen füllten die Gräben längs der Straße und glänzten bei der tiefstehenden Sonne wie buntes Glas. Die überhängenden Weiden standen jetzt im vollen Blätterschmuck, das Gras leuchtete grün und kein Lufthauch bewegte es. Was war das doch für ein neues, hinreißendes Wachstum auf der Welt! Linda, die hinter den Kindern im Wagen saß, streckte die Arme aus, als wollte sie die

ganze Schönheit der lichten Weite auffangen. In dem großen steinernen Haus am See wohnten vier Generationen von Bjarnassons. Der alte Erik war einer der ersten isländischen Ölandsiedler und hatte seinen Grund auf den Sohn und von dem Sohn auf den Enkel übergehen sehen. Erik hatte längst die Achtzig erreicht, ein Alter, zum Träumen gut und zum Fischen im warmen Sonnenschein bei den weißen Buchtfelsen. Der junge Erik war schon lange verheiratet und schickte seine Kinder in die Ölandschule. Matthias, Jung-Eriks Vater, hatte das Steinhaus gebaut, ein mächtiger Mann, sechzig Jahre alt, dessen Kraft unverwüstlich war wie seine Wärme und Menschenfreundlichkeit. Dieses Haus, das Werk seiner Hände, war wie ein steinernes Abbild von ihm. Er hatte die Erde ausgehöhlt und die starken, dauerhaften Grundmauern gelegt, hatte Steine in kleinen Wagenladungen herbeischleppt, sie mit der Sorgfalt einer Frau, die an einer feinen Spitze arbeitet, mit Mörtel zusammengefügt und die vier Mauern errichtet. In der ganzen Gegend gab es kein solches Haus.

Die westlichen Fenster glühten wie zum Gruß im Lichte der Abendsonne, als Andreas und Helga mit der Lehrerin einfuhren. Vor dem Hause breitete sich der leicht bewegte See aus, silbern und rosa. Helga führte Linda ins Haus. In der blendend reinen Küche roch es warm und angenehm nach Zimt. Auf dem

weißgescheuerten Boden lagen runde Matten. Helgas Mutter war nie in Island gewesen, aber sie kam so selten in die Lage, ihr Englisch zu gebrauchen, daß sie manchmal nicht den richtigen Ausdruck fand.

„Vielleicht trinken Sie Kaffee?“ fragte sie Linda etwas scheu. „Bring der Lehrerin einen Stuhl, Helga.“

Die rundliche, kleine Frau mit dem vollen, unbeweglichen Gesicht lief geschäftig hin und her. Sie nahm aus einem riesigen Schrank mit roten Glastüren Tassen und Teller und dünne, mit Zucker bestreute Waffeln. Während Linda aß und trank, saß sie stumm da, die Hände im Schoß. Aus einem Nebenzimmer hörte Linda ein gleichmäßiges, gedämpftes Geräusch, halb Brummen, halb Surren.

„Großmutter spinnt“, sagte Frau Bjarnasson. „Sie ist blind, aber sie spinnt doch. Sie schafft unsere ganze Wolle.“

„Sie spricht natürlich nicht englisch?“ fragte Linda.

Nein, sie sprach nicht englisch. Aber als Linda hineinging und ihr die Hand reichte, hob die alte Frau ihr Gesicht empor und blickte sie mit ihren blinden Augen an, als erkenne sie den Gast. Sie war so gebückt, daß ihr Kopf fast eine Ebene mit der Kunkel bildete, wenn sie am Spinnrad saß.

Linda vernahm einige isländisch gemurmelte Worte. „Sie meint, Sie seien hübsch anzu-

sehen“, übersetzte die junge Frau Bjarnasson. „Großmutter sagt immer, daß sie die Gesichter der Leute sehen könne, wenn sie zum erstenmal mit ihnen spreche. Wenn Sie wollen, wird sie Ihnen die Zukunft deuten.“

Linda wollte es gerne. Die alte Frau kroch hinter ihrem Spinnrade hervor, legte Lindas Hände in ihre eigenen welken, hielt sie fest und wendete ihr knorriges, braunes Gesicht, das etwas vom Glanze der Seide an sich hatte, mit geschlossenen Augen dem Lichte zu. Dann sprach sie langsam, mit sonderbar singender Stimme. Die junge Frau Bjarnasson übersetzte ihre Worte und die lauteten:

„Sie werden sehr bald einen Liebhaber finden. Ein Schatten liegt über ihm. Aber Sie werden nie sein Geheimnis kennen und doch glücklich sein. — — Das ist alles. Es ist genug, was sie Ihnen gesagt hat.“

Linda lachte, aber es durchschauerte sie leise.

„Spricht sie immer die Wahrheit?“

„Sie werden sehen“, sagte Frau Bjarnasson und nickte mit dem Kopf. Der Aberglaube wurzelte tief in diesem Lande.

Die Männer rückten von ihrer Arbeit auf dem Felde und am Seeufer zum Abendbrot ein: die Brüder des jungen Erik, Peter und Waldemar, sein Vetter Johann und Matthias, der dröhnend über einen eigenen Witz lachte.

Sie redeten isländisch, rauh und schlicht und dachten nicht daran, der Lehrerin wegen anders

zu sprechen. Sie sagten ja nichts Schlechtes; sollten sie sich eine fremde Sprache aufzwingen, um das zu beweisen? Alle grüßten Linda mit ungeschlachter Höflichkeit. Die Frauen der Familie küßte jeder der Reihe nach, wie es hier Sitte war.

Es gab auch noch andere Frauen in der Familie. Gertrud und Althea, die Schwestern des jungen Erik, und seine unverheiratete Tante Althea. Sie waren fortwährend um Linda bemüht und sorgten, daß ihr nichts fehle. Während das Abendbrot bereitet wurde, brachte ihr die ältere Althea, die sich ein wenig mit geistigen Dingen befaßte, eine englische Übersetzung isländischer Sagen und schob ihr einen Schemel unter die Füße, damit sie bequemer sitze. Dann verschwand sie lautlos wie ein Geist.

Das Abendbrot bestand aus einem reichlichen Fischgericht, aus gedörrtem Fleisch, Kartoffeln, vielerlei knusperigem süßen Backwerk und zahllosen Schalen Kaffee. Die Männer aßen herzhaft von den Fischen, die sie mit den Fingern hochhoben und samt Kopf, Augen und allem andern in den Mund schoben. Für Linda war das etwas völlig Neues.

Während des Essens erhob sich plötzlich ein starker Wind und in überraschend kurzer Zeit schlugen die Wellen des Sees brausend an die felsige Küste. Schweigen senkte sich auf die Familie, als berühre sie eine unsichtbare Macht von draußen.

„Baldur wird heute nicht schlafen“, murmelte die ältere Althea in ihrer Muttersprache. Ihre Augen waren hell und sonderbar jung, obwohl sie fünfzig Jahre zählte und nicht geheiratet hatte.

„Baldur war ein Narr, heute den See herauszufordern; er wird lang auf dem Grund bleiben“, brummte der jüngere Erik, aber er verstummte jäh, als im oberen Teil des Hauses eine Tür ins Schloß fiel.

„Sagt es der Lehrerin“, drängte Gertrud. Sie war rundäugig und hübsch. Während der Mahlzeit hatte sie ununterbrochen auf Linda gestarrt. Jetzt trug ihr Gesicht einen Ausdruck der Abwesenheit.

„Die Lehrerin wird es schon gehört haben“, sagte der junge Erik in der ungleichen, vokalreichen Aussprache der Isländer. „Ich glaube, die Gares wissen es.“

„Nein,“ sagte Linda, „ich weiß nichts.“

„Der See hat zwei von unserer Familie, meinen Bruder Gisli und den Bräutigam meiner Schwester Althea. Sie waren Freunde und hatten einen Streit, den trugen sie in zwei Boten mit auf den See. Es war Sturm und der See hat sie genommen. Wir haben noch keinen gefunden, keine Spur von ihnen. Bis dahin lassen wir keinen im See fischen. Kaleb Gare sagt, er werde im See fischen, wir sagen nein. Wir sind eine Familie, Fräulein, eine große Familie. Wir lassen niemanden dort fischen,

wo unsere Toten begraben sind“, sagte der junge Erik ernst.

Wind und Wasser umheulten die Küste. Linda ängstigte sich.

„Nein, sie haben keine Ruhe, bis wir sie gefunden haben“, sagte die ältere Althea. Ihre Nichte und Namensschwester hielt die Augen gesenkt.

Und dann wurden Geschichten von übernatürlichen Ereignissen erzählt, von Gesichtern und Vorahnungen und vom Mißgeschick, das über Unachtsame komme. Der graue Matthias sprach feierlich vom alten Ruhm der Bjarnassons auf Island und von dem furchtbaren Schicksal eines, der sich dagegen vergangen habe, gegen diese starke Verpflichtung. Er erzählte, daß ihn der Fluch der Alten getroffen, daß seine Tage Qual und seine Nächte Wahnsinn gewesen und daß selbst der Tod ihm kein Vergessen gebracht habe. Eine unheimliche Poesie atmete Matthias' Geschichte, den erhabenen Rhythmus düsterer Romanzen. Er hatte lange allein gelebt und erkannt, daß jede Seele eine unermessliche Einsamkeit umgebe und daß alle Gedanken, die in diese Regionen eindringen, namenlos und unausgesprochen bleiben. Darum sollten die Glieder einer großen Familie zusammenhalten und so den Gefahren und Schrecken der großen Einsamkeit begegnen.

Als die Lehrerin endlich zu Bette ging, hatte

der Sturm nachgelassen. Aber den Lärm, den der Wind in den großen Dachrinnen des Steinhauses verursachte, übertönte der langgezogene Ruf der Wildgänse. Ihr Schrei bedrängte das Herz, als ob alle Einsamkeit der Welt darauf lastete, ein ungeheuerliches Durchforschen der Öde, eine ewige Frage. . . .

IV

Das Anwesen von Thorwald Thorwaldson lag auf halbem Wege zwischen den Höfen der Gares und der Bjarnassons. Thorwald hatte neun Töchter und keinen Sohn, weshalb sein Besitz verwahrloste und eigentlich keinen anderen Zweck hatte als den eines Hindernisses für Kaleb Gares Ehrgeiz, seine Weiden gründe weiter nach Westen auszudehnen. Nach Thorwaldsons Meinung ein völlig ausreichender Zweck.

Linda beabsichtigte, auf dem Rückwege hier zu rasten, um Frau Thorwaldsons Aufmerksamkeit auf die Haare ihrer jüngeren Töchter zu lenken. Mit möglichster Schonung gedachte sie die Sache vorzubringen. Vom Wagen aus sah Linda Frau Thorwaldson mit den Rindern im Milchhofe sich abmühen, sah, wie sie von den unbändigen Tieren, die sie vergebens zu trennen versuchte, herumgestoßen und bedrängt wurde, sah auch, daß die Frau schwanger war.

Linda konnte sich nicht dazu entschließen, ihr Vorhaben auszuführen. Sie winkte der

Frau einen Gruß zu, bat dann Andreas, auf die Straße zurückzufahren und nahm sich vor, die kleinen Mädchen selber mit Petroleum zu behandeln.

Von der Höhe aus, wo die Kreuzungen der Wege von Norden, Osten und Westen zu überblicken waren, bemerkte Linda einen Mann zu Pferd. Sein Haupt war unbedeckt, der Hut hing am Sattelknopf; seine Kleidung, der Umriß seines wohlgeformten Kopfes, sogar die Art, wie er im Sattel saß, ließen Linda sofort erkennen, daß er aus der Welt jenseits von Nykerk stamme, aus ihrer Welt. Ohne triftigen Grund empfand sie Scheu, ihm zu begegnen und bat Andreas, die Zügel sinken und den Fremden am Kreuzweg vorüberzulassen. Andreas gehorchte und der Mann ritt weiter, ohne sie bemerkt zu haben.

V

Mark Jordan lächelte vor sich hin, als er auf dem indianischen Pony, das er auf der Station gemietet hatte, zum Hofe des Ungarn Anton Klovacs ritt. Seine grünlichen Schalksaugen, die ganz plötzlich verträumt dreinschauen konnten, hafteten am Staub des Bodens, der keinen Fußabdruck und keine menschliche Spur zeigte. Demnach war die Straße also einen Tag lang nicht begangen worden, wenn man die umherstehenden Sperlinge nicht mitzählte. Eine ideale Gegend, fern von Herrn

Arbuthnot, ferne von seiner Gemahlin und ihren zahllosen Freunden, die ihre Spur sogar auf dem Pflaster hinterließen, vorausgesetzt, daß man ihrem Selbstbewußtsein einen bleibenden Eindruck beimaß. Übrigens — Arbuthnot war sicherlich nicht der ärgste. Aber er konnte einem, der zurzeit ohnedies empfindlich war, mit seinem ewigen Geschwätz von der Stadt der Schönheit und der Zukunft wohl auf die Nerven gehen. Ein guter Architekt war er ja in seiner Art, aber ein unerträglicher Esel. Allerdings — trotz seines Namens und Rufes kein besserer Architekt als Mark Jordan, wenn es darauf ankam.

Nun, dank dem guten alten Doktor Brisbane, hatte sich Mark von alledem für ein halbes Jahr losgemacht. Der war einmal ein Medikus mit Verstand, einer, der wußte, was der Seele eines Mannes nottat, lang bevor der geplagte Körper Hilfe verlangte.

Mein Gott, wie war diese Luft herrlich! Sie roch wie die jungen Fliederblätter, die man als Kind an die Lippen saugte und dann schnalzend durchriß, sie roch wie die glatte Ulmenrinde, die man zerkaute, um dann verbotenes Rauchkraut daraus zu machen. Bei der Erinnerung an die Kindheit mußte Mark Jordan an die braven Väter in der Mission denken, die ihm das Beste an Lehre und Erziehung gegeben hatten, in der Hoffnung, daß er einst ihre Wege wandeln werde. Waren sie ent-

täuscht, nun, so verbargen sie es vortrefflich, denn sie hatten ihn sogar ermutigt, als er sich der Architektur zu widmen gedachte. Er mußte sie besuchen, wenn seine „Luftkur“ beendet war.

Mark rastete auf der Straße und äugte über die Prärie, die sich flach und frisch in die Fernen dehnte, als hätte ihr Schöpfer sich noch nichts von Hügeln träumen lassen. Im Norden der Straße erhob sich eine steife, spärlich grünende Baumgruppe, deren Boden vom Feuer geschwärzt und zerrissen war. Mark schwang sich vom Pferd und näherte sich den verkohlten Stümpfen der alten Bäume. Am Fuße des einen, angelehnt wie Schutz suchend, blühte ein kleines, farbloses Waldveilchen. Er betrachtete es, pflückte es aber nicht, wie er es im ersten Augenblicke vorhatte, lachte über sich selbst und sein Mitleid und schlenderte zu seinem Pferde zurück.

Das tun wir alle — so oder so — uns an verbrannte Stümpfe anlehnen, dachte er; dann drängte sich ihm der Gedanke auf, was aus ihm wohl geworden wäre, hätten seine Eltern gelebt.

Während er weiterritt, fiel ihm ein Gefühl der Einsamkeit an, jene frostige Empfindung, nirgends hinzugehören, die ihn als kleinen Knaben oft nachts überkommen, wenn der Priester das Licht ausgelöscht und der Régen an die Fensterscheibe gepocht hatte. Mark

schüttelte sich ungeduldig: Zeit war's, mit diesen trübseligen Dingen fertigzuwerden — er wurde bald dreißig — — —

Ein Blick über die Schulter zeigte ihm, daß die Sonne nur mehr ein goldener Fleck am Rande des Himmels sei. Ein tiefes Blau breitete sich über die Ebene und deckte das strahlende Licht, das sich noch vor wenigen Augenblicken darüber ergossen hatte, zu. Die Frösche begannen in den Straßengräben zu quaken und die Weiden neigten sich müde. Plötzlich hielt Mark sein Pferd an und lauschte. Er neigte den Kopf dem seltsamen Laut zu, der über ihm tönte — ein starker, rufender Trompetenton, der den Himmel noch zu vertiefen schien. „Wildgänse! Das klingt, als ob auch sie davon wüßten, vom Alleinsein. . . .“

III. KAPITEL

I

An einem Morgen, der vom Gesange der Vögel erfüllt war, fuhren Ellen und Martin um Holz in den Wald. Es war vor der Schulzeit, eine Stunde vor Sonnenaufgang, und die Lehrerin, die immer mit der Familie frühstückte, ritt mit ihnen. Als sie draußen Halt machten, bat Linda die beiden, der Musik zu lauschen. Das erste Sonnenlicht hing wie ein matter, gelber Dunst in den Kirschbäumen.

Da rief eine Spottdrossel. Linda trillerte und pfiß und die Spottdrossel beantwortete den Gruß im gleichen Tonfall. Linda lachte. Und ein Vogellachen klang aus den Zweigen.

„Das haben wir auch gemacht, als wir Kinder waren,“ sagte Ellen, „lang ist's her.“

„Erinnerst Du Dich an den Häher, Ellen, der ganz verrückt hinter den Spottdrosseln her war?“ warf Martin ein. Ein fast rührender Ton schwang in seiner Stimme. Ellen lachte ihr halb erschrockenes Lachen. Sie tat alles plötzlich, ruckweise, nach einer Weile langsamen Nachdenkens.

Linda folgte ihnen in den Wald, wo Martin mit einer Axt den Stamm einer trockenen Birke spaltete, um ihn dann zu fällen. Das Schwingen und Schlagen durchbrach die Morgenstille und weckte einen Echochor. Indessen half Linda Ellen die kleineren Bäume zur Lichtung schleifen, wo Ellen mit einem Beil die Zweige abhieb. Als sie die Stämme dann auf dem Wagen übereinanderschichteten, leuchtete die Sonne über den Büschen. Es mußte also gegen neun Uhr sein.

Auf dem letzten Gang zum Wagen trat Ellen sich durch den Schuh einen Dorn in den Fuß. Aber sie klagte nicht, sondern war stolz auf ihr stoisches Bewältigen körperlichen Schmerzes, den sie, mochte er nun stark oder schwach sein, dem Grade nach nicht mehr unterschied.

Martin war glücklich an diesem Morgen. Linda fühlte es und hätte ihn gern einmal veranlaßt, unaufgefordert von sich zu reden; doch sie kannte ja seine Schüchternheit.

Es machte Martin immer glücklich, den unmittelbaren Erfolg seiner Anstrengung zu sehen; aber er wußte nicht, daß dies der Grund seiner guten Laune sei. Er hätte pfeifen mögen oder mit beiden Füßen auf den Boden des Wagens stampfen, wenn bloß die Lehrerin nicht dabei gewesen wäre. . . .

Kaleb Gare überprüfte im Scheunenhof einige Rinder, als Martin und Ellen zurückkehrten; die Lehrerin war in die Schule gegangen. Er rief Martin zu: „Diese Stiere gehen morgen zur Station; nimm Ellen mit.“

Martin wunderte sich, daß die Stiere gerade jetzt verkauft werden sollten, sagte aber nichts. Er bemerkte darunter Judiths Liebling, den sie aufgezogen hatte und nur verkaufen wollte, um sich einen Wintermantel dafür zu erstehen. Aber er sagte immer noch nichts. Es war Judiths Stier.

Ellen legte sich Umschläge mit heißem geweichten Brot um ihren Fuß. Amelia war beunruhigt, schwieg aber wie gewöhnlich Kaleb gegenüber, als er zum Mittagessen eintrat. Auch Karli hatte Amelia Grund zur Beunruhigung gegeben. Er hatte einen so tollen Ritt auf der Stute gemacht, daß sie schweißgebadet angelangt war; dabei kannte er doch genau

das Verbot, das Tier so zu behandeln. Die Stute zitterte noch, als Kaleb den Stall aufsuchte. Judith war eben auf Prinz reitend vom Sumpf heimgekommen, aus dem sie ein verlaufenes Kalb mit dem Seil gezogen hatte.

Kaleb kehrte ins Haus zurück. Amelia, die gerade damit beschäftigt war, die Speisen anzurichten, warf ihm einen Blick zu und wußte sogleich, daß etwas nicht in Ordnung sei. Ellens Fuß und dazu die Sache mit der Stute! Sie strich sich erregt die Haare aus der heißen Stirn.

„Wo ist Judith?“ fragte Kaleb mit hochgezogenen Brauen.

Ellen, die den Tisch deckte, straffte ihren schmalen Rücken und horchte auf. Also Judith war es wieder, die nicht an Amelia gedacht und etwas angestellt hatte!

„Sie salbt ihre Hände“, sagte Amelia.

„Dazu hat sie auch Grund, Salbe! Tss, tss . . . bring sie her!“

„Was ist denn los, Kaleb, was hat sie denn getan?“

„Getan? Bring sie her, sag' ich!“ Die Adern an seinem Halse schwellen an. Amelia schickte sich an, Judith vom Dachgeschoß zu holen, als das Mädchen, das den Wortwechsel schon von oben vernommen hatte, in die Küche trat. Sie hielt die Hände vor sich hin, die überall dort mit gelber Salbe bedeckt waren, wo das Seil, mit dem sie das Kalb aus dem Sumpf gezogen

hatte, ins Fleisch gedrungen war. Sie maß Kaleb kühlen Blickes.

„Was denn?“ fragte sie. Kaleb schob sich an sie heran. Sein Kopf sprang aus den Schultern hervor. „Du, sag mir nicht ‚was denn‘. Was hast Du mit der Stute gemacht, heh? Was hast Du mit ihr gemacht, frag ich?“ Seine Stimme schlug von heiserem Flüstern in ein dünnes Kreischen um.

„Ich hab' die Stute nicht geritten.“

„So, wer denn, sag mir's doch.“

„Karli hat die Stute geritten, Kaleb. Ich hab' ihm vorher gesagt, er soll achtgeben“, griff Amelia hastig ein.

Kaleb warf den Kopf mit einem Ruck zurück. Er lachte.

„So, so, wirklich, das hast Du gesagt?“ Leise kichernd schlürfte er ins Nebenzimmer und setzte sich an den Tisch. Sogleich erschienen auch die anderen und nahmen ihre Plätze schweigend ein. Als Linda eintrat und ihren großen Spitzenhut auf das Sofa warf, ließ der Gegensatz ihrer Person zur Umgebung Amelia aufzucken. Die Lehrerin lächelte allen zu und nahm auf ihrem Stuhle Platz.

„Heute ist der schönste Tag in diesem Frühling“, sagte sie. „Ich habe noch nie den Himmel so blau und die Bäume so grün gesehen. Der Regen von heute Nacht scheint die ganze Welt reingewaschen zu haben. Er muß gut für die Ernte sein, nicht wahr, Herr Gare?“

„Gewiß.“

„Also sie hat Dich abgeworfen, Karli?“ fragte Kaleb den Knaben. Linda sah er gar nicht an. Er blinzelte Karli zu, der über das ganze Gesicht grinste. Der jüngste der Gares hatte die Unart, durch die Nase zu schnüffeln und Amelia bemühte sich vergebens, ihm das abzugewöhnen. Er war ein bleichsüchtiger Bursch, den nur freute, was verboten war. Aber dieser Zug gefiel Kaleb an Karli, er nahm ihn zu Judiths Ärger und Empörung von der komischen Seite. Und der Junge hatte verstanden, seines Vaters Milde immer auszunützen.

„Hm,“ sagte Karli, „sie hat einen Bären gerochen. Die Klovacs haben heut Nacht auf zweie geschossen. Einer ist mit einem Schwein davon.“

„Bären, da heißt's achtgeben. — Mußt morgen auf dem Weg nach Nykerk vorsichtig sein, Martin, und gut auf Ellen aufpassen. Die ist hübsch rundlich, he, Ellen!“ Er beugte sich vor und kniff sie scherzweise in den Arm. Sie lächelte pflichtgemäß. Judith schnitt eine Grimasse, die zu verbergen sie sich nicht bemühte.

Am Ende der Mahlzeit wurde Kaleb gesprächig, fast aufgeräumt. Die Stute wurde nicht mehr erwähnt. Judith hatte sie ja nicht geritten.

II

Für den Rest des Tages konnte Judith ihre Hände nicht gebrauchen. So schlüpfte sie denn

mit ihrem Hund Peter durchs Buschwerk, wo sich in der Grube bei der Quelle ein kleiner See angesammelt hatte. Peter fand eine Spur, auf der er davonjagte und Judith blieb allein. Es war drückend schwül wie vor einem Regen. Ohne recht zu wissen, was sie tat, entkleidete sich Judith und streckte sich auf dem feuchten Boden aus. Er war weich von jungem Grün, das die Sonne noch nicht gekräftigt hatte. Sie hätte davonlaufen mögen, fliehen. Vor was denn? Vor Kaleb? Vor Ellen, dem Hof, dem heißen Düngerdunst im geschlossenen Stall? Ach was: das ganze Leben erdrückte sie, erstickte sie wie ein Kissen, das man ihr aufs Gesicht preßte, wie ein Federbett, das auf ihrem Körper lastete.

Sie hätte Kaleb heute geschlagen, wäre nicht Amelia gewesen. Immer stellte sich das Mitleid dem wilden Sturm ihres Wesens entgegen, der, wie sie wußte, ja doch einmal ausbrechen würde, Mitleid mit Amelia, die alles das dulden mußte, was Kaleb ihr selber nicht anzutun wagte.

Oh, wie ahnungsvoll diese unverhüllte Erde war, als sei Herz und Verstand darin verborgen. Die Felder, die Kaleb bebaute, hatten keine Zärtlichkeit, sie wußte es. Aber hier lebte etwas verboten Schönes, geheimnisvoll wie ein Menschenleib. Und noch etwas war über alledem. Sie fühlte es in der freien Luft, in der Tiefe der Erde. Unter ihrem Körper

lagen, so hatte sie es gelernt, noch achttausend Meilen Erde. Was war auf der anderen Seite? Über ihrem Körper öffneten sich unermessliche Weiten, die wie auf Flügeln irgendwohin leiteten. Wohin? Ihre wundersame Verwirrung und das Geheimnisvolle der ganzen Welt hatte sie von den anderen Gares abgesondert. Sie gehörte nicht mehr zu ihnen. Linda Archer war gekommen und hatte ein still Verschlissenes in Judiths Wesen gesprengt. Sie war freige worden wie ein Schmetterling, der aus der Puppe schlüpft. Nie mehr konnte sie zurück ins Dunkel.

Sven Sandbo! — Er sollte im Mai heimkommen. Verlangte sie nach ihm, jetzt, da ihr so seltsam losgelöst zumute war? Judith blickte gen Himmel. Durch das Blattwerk einer Birke nahm sie eine Wolke wahr, eine weiße Insel im Blau. Etwas, das mehr war denn Sven . . . vielleicht Freiheit? Freiheit! Judith tauchte ihre verletzten Hände in den topasklaren Teich, hob sie heraus, tauchte sie wieder ein. Beim Hochheben ließ sie die Wassertropfen von ihren Fingerspitzen gleiten, winzige Schälchen aus Licht. Sie dachte an die Lehrerin, an ihre zarten Hände und sanften, lachenden Augen. Sie kam aus einem anderen Leben, aus einer anderen Welt. Und sie würde dorthin zurückkehren. Lindas Hände würden niemals so verwittert aussehen wie ihre von Wundmalen durchzogenen, die ein Kalb aus einem Sumpfe

gerettet hatten. Judith verbarg die Hände auf dem Rücken und preßte ihre Brust an den kalten Boden; rauhe, unbewußte Seufzer stiegen in ihr auf, in ihren Augen brannten Tränen. Wie war sie doch so unerträglich häßlich, häßlich wie ihr ganzes Leben! Und plötzlich brach ein ungeheurer Haß gegen Kaleb aus ihr hervor. Ihr großer, starker Körper lag erstarrt, fremd dieser Erde — — — Allmählich aber wich der Krampf und sie weinte wie ein Weib. . . .

III

Judith legte die Kleider an, piff Peter und schritt, als er in fröhlichen Sätzen herbeisprang, langsam heimwärts. Auf dem Rückwege kam sie an den nördlichen Viehwiesen vorüber, wo Kaleb einige Stierkälber unter den Milchkühen hielt. Sie beugte sich über den Zaun und sah zwei jungen, plumpen Bullen zu, die im Spiel mit den im Wachstum begriffenen Hörnern gegeneinander stießen. Wie die Tiere sich entwickelt hatten, seit sie das letztemal sie gesehen hatte! Ihre faltigen, dummen Gesichter waren kräftiger geworden, ihre Flanken schwerer, ihre Wammen weicher, weißer, dicker. Bald würde Kaleb einen Ring durch ihre Nase ziehen und war ihr toller Übermut gebändigt, dann würden sie leblos und häßlich werden. Die schönen Stiere trugen sicherlich eine hübsche Summe von den Isländern ein. — Judith

spürte eine seltsame Erregung. Sie wendete sich zum Gehen, irgendwie erschreckt, daß sie sich so lange bei den jungen Stieren aufhielt. Aber eine Neugierde, die sich nicht niederzuringen ließ, hielt sie noch eine Weile fest. Oh, wie wild sie wurden beim Spiel!

Judith vernahm Karli, der durchs Holz ritt, um das Vieh zu holen. Da lief sie wie gejagt nach Hause, den Hund dicht an den Fersen.

Ellen behandelte ihren Fuß, als Judith ins Haus trat. „Ich kann morgen das Vieh mit Martin hinüberbringen, Ellen“, sagte Judith mitleidig. „Dein Fuß sieht ja gräßlich aus.“

„Ich hoffe, daß er bis morgen gut ist. Vater will, daß ich gehe.“

„Huh, da würdest Du auch auf Krücken gehen.“

„Ruhig, Kinder,“ bat Amelia, „keinen Verdruß mehr heute, die Stute genügt für einen Tag.“

Trotzdem erbot sich Judith, als Kaleb aus dem Stalle kam, absichtlich noch einmal, an Ellens statt zu fahren. Die Lehrerin, die am Pult arbeitete, blickte Kaleb von der Seite an. Sie schloß innerlich mit sich selbst eine Wette ab, daß er so tun würde, als habe er Judith nicht gehört und sie gewann die Wette. Nach einigen Augenblicken sah er von seiner Landwirtschaftszeitung auf und rief Amelia, die in der Küche war, laut zu:

„Ich hab’ gehört, daß Sven Sandbo morgen von der Station kommt.“

Eine jähe Röte stieg in Judiths Gesicht. Ellen blickte sie an. Beide Mädchen wie auch die Lehrerin wußten, daß Kaleb tagsüber vom Hofe nicht fortgekommen war und auch nichts von draußen gehört haben konnte, da sich im weiten Umkreise niemand gezeigt hatte. Er sprach wie beiläufig über andere Dinge, dann wendete er sich zu Judith und sagte:

„Du kannst morgen die neue Egge für den Garten nehmen.“

„Ellen darf mit ihrem schlimmen Fuß nicht fahren“, warf Judith ein.

„Du meinst, weil Sven Sandbo von Nykerk kommt, hah, hah, hab' ich Dich erwischt!“ Er lachte herzlich, während seine Hand durch den Schnurrbart fuhr. Seine Augen strahlten in unverhüllter Schadenfreude. Es war sein größtes Vergnügen, mit den Mädchen über Liebessachen zu scherzen.

„Du bist zu jung zum Schmachten, Judith. Ich bemerk' das schon seit einiger Zeit an ihr. Sie nicht auch, Fräulein Archer?“

Linda lächelte Judith zu, die wütend aufsprang.

Kaleb betrachtete sie belustigt.

„Mutter, ich fürchte, Judith vergißt sich.“ Er ging, fast unhörbar kichernd, hinaus.

„Oh Judith“, flüsterte Ellen leise der Schwester zu, damit Linda es nicht höre. „Warum um Himmelswillen beherrscht Du Dich nicht?“ Aber Judith saß stumm und regungslos am

Fenster und sah ins Zwielflicht hinaus. Nach einer Weile erhob sie sich, um Amelia beim Abendbrot zu helfen.

„Ich wollte, man würde einmal zur Abwechslung nicht essen,“ seufzte Amelia, „es ist so langweilig.“ Kaleb kam zum Abendbrot nicht herein. Alle, sogar Linda wußten, was das bedeute. Waren die Kinder im Bette, so würde man ihn mit Amelia reden hören und am nächsten Morgen würden ihre Augen tiefe Ringe zeigen.

Ellen schaute während der Mahlzeit die Schwester mit einem Blick stillen Vorwurfes an, den Judith hassen gelernt hatte. Sie schlang ihr Essen hinunter und machte sich davon. Kaleb kehrte ins Zimmer zurück, um zu sagen, daß Schlafenszeit sei. Er sprach sehr freundlich, aber Amelia kannte diese Liebenswürdigkeit. Linda und die Kinder verzogen sich ins Dachgeschoß. Kaleb war die Uhr, nach der die Familie aß, schlief, erwachte und sich bewegte.

„Morgen alle pünktlich um fünf; vergeßt nicht, daß Ellen und Martin die Stiere nach Nykerk bringen müssen“, rief er ihnen nach.

IV

Die ganze Familie samt Linda saß um halb sechs beim Frühstück. Es hatte eine eigene Bewandtnis mit dem erzwungenen Aufstehen: ob man wollte oder nicht, man erlebte die unwahrscheinliche Morgendämmerung, die sich

wie eine ungeheure Blüte am Horizont entfaltete. Klar und dunkel breitete sich die Erde hin, wie durch blaues Glas gesehen. Fast schien es, als ob einem der Rhythmus des Weltraumes körperlich bewußt würde. Es war eine Stunde kristallhellen Erkennens.

Aber das Frühstück verlief traurig. Ellen war blaß vor Fußschmerzen und Amelia schwankte zwischen mütterlicher Sorge und der Unterordnung der Gattin. Kaleb und Martin sprachen über den Verkauf des Viehs. Judiths Stier wurde nicht erwähnt und Martin beschloß, nach Kräften dafür zu sorgen, daß sie einen anderen bekomme. Judith eilte plötzlich, nachdem sie ihren Kaffee getrunken hatte, hinaus und begann Dünger in einen Karren zu schaufeln. Ihre Hände waren noch wund und geschwollen, aber ihr Stolz ließ sie schweigen. Konnte Ellen für Amelia leiden, konnte sie es auch.

Ellen und Martin fuhren mit den Stieren fort, bevor Linda sich von ihnen zu verabschieden vermochte. Sie lief hinaus und sah sie auf der Straße entschwinden. Martin saß gebeugt wie ein müder, alter Mann. Ellen aber hielt sich unnatürlich steif. Kaleb Gare ging in eine Sitzung der Yellow-Poster Kirchengemeinde. Obgleich sie ihn seinen eigenen Arbeiten entzog, so gefiel er sich doch darin, zu den Vertrauensmännern der Kirche und Schule zu gehören und sein Vergnügen bestand hauptsächlich darin, darauf zu achten, daß keiner der

übrigen Hüter des Kirchenfonds sich einen Vorteil erraffe. Heute besuchte er die Versammlung nur, weil er einen leisen Verdacht gegen Björn Aronson, den Verwalter des Kirchenfonds, hegte.

Er ließ den jüngeren Bruder Fusi Aronsons während der ganzen Versammlung nicht aus den Augen. Alle anderen waren überzeugt, das Björn anvertraute Geld liege in der starken Kassa des Aronsonschen Hofes. Kaleb jedoch wußte keine Erklärung dafür, daß sich Björn zu dieser Jahreszeit drei reinrassige Jerseykühe von dem Heiden Klovacs, der nicht einmal zur Kirche gehörte, kaufen konnte. Kaleb hatte die neuen Tiere in der Herde gesehen und sofort erkannt. Nach der Sitzung tauchte er hinter Björn auf, der seine Pferde vom Pfosten losband.

„Du hast neue Jerseys“, sagte er, dem jungen Mann auf die Schulter klopfend. Björn stutzte. Kaleb lächelte.

„Ja, gewiß, gewiß.“

„In der Station gekauft?“

„Nein, von Klovacs. Er braucht Geld, bevor er wegfährt.“ Seine Augen schweiften über die Straße hin.

Kaleb lächelte wieder und wippte gedankenvoll mit der Ferse. Björn stieg auf seinen Wagen und fuhr in der Richtung nach Yellow Post. Er trieb die Pferde mit der Peitsche zur Eile an.

Björn war ein anderer Mann als sein Bruder. Weil aber Fusi anständig war, setzte man in Öland das Gleiche von seinem Bruder voraus. Da liegt eben ihr kleiner Fehler, dachte Kaleb und beglückwünschte sich dazu, auf dem Schilde der Aronsons einen Fleck entdeckt zu haben. Und er beschloß, Fusi auf dem Rückweg einen Besuch abzustatten. — Da war noch eine Kleinigkeit, die man dabei erledigen konnte. . . .

Er stieg also auf seinen Wagen, schnalzte und lenkte die Pferde in die Richtung nach dem Klovacs-Hof. Der Tag war schön und Kaleb in bester Laune. Wenn er gen Westen schaute, konnte er seine Felder sehen, die schon vielversprechend grünten. Im Osten lag das verwilderte, steinige Land Anton Klovacs' mit den wenigen Morgen Wiesenslieschgrases. Er lächelte über die Ironie, die darin lag, daß Mark Jordan gerade dieses armselige Stück Land bearbeitete, das einzige, das Anton Klovacs in wenigen Monaten den Seinigen hinterlassen würde, den günstigen Fall vorausgesetzt, daß die Regierung ihre Pachtgenehmigung nicht zurückzog. Kaleb bog in den engen, selten benützten Waldweg ein, der an Anton Klovacs' Wirtschaftsgebäuden vorbeiführte. Er fuhr langsam, ließ die Räder auf dem Gras seitlich vom Wege rollen, damit der Lärm gedämpft werde und reckte sich den Hals aus, um möglichst viel von

Klovacs' Besitz zu überblicken. Seit seinem letzten Gespräch mit Anton Klovacs waren Monate vergangen, aber er hatte in Yellow Post gehört, daß es mit ihm bergab gehe und daß er bald in die Stadt fahre, um einen bewährten Spezialisten aufzusuchen.

Diese Nachrichten bestätigten nur Bart Nugents Behauptung; der hatte nämlich Kaleb im letzten Briefe mitgeteilt, daß Mark Jordan im Begriffe sei, abzureisen, um Klovacs' Haus während seiner Abwesenheit zu betreuen. Ein geschickter Mann, dieser Bart und er hatte Kaleb sein Leben lang gedient — nicht ahnend, wozu. In seiner Gutmütigkeit war er der Meinung, Kaleb nehme um Amelias willen Anteil an Mark. Als Tierarzt und Stallbesitzer hatte Bart es vermocht, seine freundschaftlichen Beziehungen zu Mark Jordan auch nach dem Krieg aufrechtzuhalten und über jede Regung des jungen Mannes treulich Bericht zu erstatten. Kaleb kicherte vor sich hin, als er dies überdachte. Bart war ein guter Kerl gewesen, aber jetzt . . .

Kaleb zog Barts letzten Brief zugleich mit dem der Spitalsleitung aus der Westentasche, dem er beigeschlossen war. Er schüttelte den Kopf und in seine Augen trat ein Ausdruck, der selten darin zu finden war. Amelia durfte nie erfahren, daß Bart Nugent tot war, denn seine gewissenhaften Berichte waren Kalebs einzige Verbindung mit der Außenwelt, wovor

ihr bangte. Selbst wenn Amelia von Marks Aufenthalt auf dem Klovacs-Hof hören sollte, niemals durfte sie wissen, daß Bart Nugent tot war. Mark Jordan würde in die Stadt zurückkehren und Kaleb jede Spur von ihm verlieren. Aber das sollte Amelia niemals, niemals erfahren. Denn die Kenntniss davon würde das Ende ihrer Furcht bedeuten.

Kaleb näherte sich in seinem Wagen dem Erlengebüsch, das die Straße vom Klovacs-Hof trennte. Er vernahm die Stimme zweier Männer von der anderen Seite des Zaunes her. Die eine war brüchig und hoch wie die eines Kindes, war dem dünnen Jammerlaut des Windes im Rauchfang vergleichbar, die andere klang kräftig und beherrscht. Kaleb fühlte sogleich einen tiefen Haß gegen die Sicherheit dieser Stimme; er ahnte, daß sie Mark Jordan angehöre. Die andere war Anton Klovacs' Stimme, der an der Schwindsucht zugrunde ging und dessen Füße auf Staatsgrund standen. Durch das dichte Gewebe des Buschwerks konnte Kaleb einen Augenblick lang die beiden Männer sehen. Jordan war groß und breit, Anton Klovacs noch größer, aber schmal wie ein Tannenbrett. Seine Schultern bogen sich schaufelförmig, sein Gesicht bestand nur mehr aus Backenknochen und Höhlen.

„Wie er aussieht,“ sagte Kaleb zu sich, „Krankheit, Auflösung . . .“ Dinge, die er fürchtete, Dinge, die außerhalb menschlicher

Macht lagen. — Als die Männer vorbeigegangen waren, wendete Kaleb den Kopf und blickte der Gestalt Mark Jordans nach, bis seine Augen vor Anstrengung schmerzten. Oh, wie ähnlich er seinem Vater war! Er hatte genau den gleichen Gang, beim allmächtigen Gott! Die wütende Eifersucht aus jüngeren Jahren packte wiederum sein Herz wie eine Fieberkrankheit, die, lange niedergehalten, plötzlich heftiger denn je hervorbricht. Barhäuptig saß er in seinem Wagen, die langen Arme hingen starr zwischen den Knien herab, die Hände krampften sich zusammen, die Zügel hingen lose und das Pferd stampfte ungeduldig den Boden. Eine Drossel rief leise fragend in einem nahen Erlenbusch. Aber Kaleb saß still, unbeteiligt an allem, was um ihn her vorging. Nicht sein Sohn war dieser schöne Bursch, nicht sein Sohn! Amelias Sohn, des großen Del Jordans Sohn, den ein Stier gespießt hatte. Seine Söhne, seine Kinder, was waren die dagegen! In Ehren geboren zwar, nicht unehelich, aber armselig und verkümmert wie die Büsche in seinem Waldland, dürftig wie seine Äcker, ehe er für sie Lebensblut hingegeben hatte um mageren Ertrag. Kalebs Haupt sank nieder, bis sein Kinn die Brust berührte. Der Wind streifte sein Haar, als ob er ihn voll unendlichen Mitleids berühre.

V

Kaleb fuhr in den Hof Fusi Aronsons ein. Sein Gesicht trug nun den Ausdruck grausamer Freude. Er war zu einem besonderen Zweck gekommen. Der große Isländer trat aus dem Hause und bot ihm einen steifen Gruß.

„Ich hör', Björn hat Vieh von Klovacs gekauft“, begann Kaleb sanft und stieg aus dem Wagen. „Es muß ihm wohl in diesem Frühling sehr gut gehen.“

„Verrechnung einer Schuld“, erwiderte Fusi kurz.

Kaleb lachte. „O nein, Fusi. Klovacs hat gutes Geld für die Rinder bekommen.“

Fusi stutzte. „Was meinen Sie, Herr Gare?“ Kaleb trat näher an den Isländer heran und zog die Augenbrauen bedeutungsvoll in die Höhe.

„Gewiß wird er das Geld wieder in die Kassa tun, Fusi. Die Kirche benötigt es ja, wie Sie wissen“, sagte er freundlich und legte die Finger auf die Brust des großen Mannes. Dann wendete er sich zum Gehen. „Natürlich“, fügte er hinzu, „brauchen Sie nicht Angst zu haben, daß ich nicht schweigen kann.“ Der schwerfällig denkende Fusi blickte Kaleb unsicher an, da er nicht ganz begriff. Dann stieg langsam eine Röte in sein Gesicht. Er ballte die riesigen Fäuste und holte zum Schlage aus.

„Ruhig, ruhig, Fusi,“ spottete Kaleb, „prüfen

Sie erst die Kassa. Übrigens, wenn Sie mir einmal das Waldstück zwischen meinen Heu-
feldern abtreten wollen, dann lassen Sie mir's
sagen; je früher, desto besser für mich.“

Damit fuhr er weg.

VIERTES KAPITEL

I

Die drei schwarzäugigen Klovacs-Kinder brachten nun weder Veilchen noch Krokus in die Schule; ihr Vater war, wie Linda hörte, schwer krank und da die Frau im Hause fehlte, fuhren die Kinder ebenfalls in dem großen, geschlossenen Wagen zur Stadt, wo man die Hilfe eines bekannten Arztes anrufen wollte. Das würde selbstverständlich Anton Klovacs' sämtliche Ersparnisse aufzehren. Er hatte, wie die Kinder an ihrem letzten Schultag erzählten, einen Mann aufgenommen, der während seiner Abwesenheit nach dem Rechten sehen sollte, einen sehr hübschen, starken Mann, der ihnen Süßigkeiten aus der Stadt mitgebracht und erlaubt hatte, in seinen Taschen herumzuwühlen und alles Silbergeld, das sie darin fanden, zu behalten. Am allerersten Tage bereits hatten sie sich mit ihm so befreundet, daß sie allesamt auf ihm herumgeklettert waren, bis sie ihn umgeworfen hatten und er herzlich lachend liegengeblieben war. Wenige

Tage später war er nach Yellow-Post gefahren und hatte eine Schachtel mitgebracht, die singen und Musik machen konnte. Sie war ihm aus seiner Stadt nachgeschickt worden. Außerdem waren eine Menge Bücher in glänzenden Ledereinbänden angekommen, aber die Kinder konnten kein Wort, geschweige denn eine Zeile darin lesen. Wer immer der Mann sein mochte, eines war sicher: er hatte die Kinder völlig für sich gewonnen.

Die Abende waren jetzt so wunderbar milde, daß Linda es nicht ertragen konnte, auf dem Gare-Hof eingesperrt zu sein. Sie hatte sich daran gewöhnt, nach der Schule lange einsame Spaziergänge zu machen und erst knapp vor dem Abendbrot heimzukehren. Nur selten begegnete sie jemandem, sei es zu Fuß oder zu Pferd, der den Zauber ihrer einsamen Wanderung gestört hätte. Der Mann aus der Stadt, der auf dem Klovacs-Hof wohnte, hatte ihre Neugierde erregt, und sie war mehrmals versucht gewesen, ihn aufzustöbern. Wahrscheinlich würde er nur ein Arbeiter sein und sich zweifellos aus einem Gespräch mit ihr nicht viel machen. Aber ein Blick auf ihn würde ihr neues Vertrauen geben, daß die Welt, aus der sie selbst gekommen war, noch bestehe.

Eines Tages ließen die Sandbo-Kinder ihr Pony für Linda zurück. Am Abend setzte ein feiner Regen ein. Linda zog dicke Kleider

an, saß auf und ritt gen Südosten — zum Klovacs-Hof. Sie nahm den schmalen, gewundenen Pfad, auf dem Kaleb vor kurzem gefahren war, ritt an den Erlenbüschen vorbei und kam an eine Stelle, wo die Wipfel der Kirschbäume zu beiden Seiten des Weges sich ineinander schlangen und den Himmel fast verdeckten. Hier begegnete sie einem Manne, der barhaupt, den Hut in der Hand, im grauen Halbdunkel dahinschritt. Sie vermutete in ihm den Fremden, den sie bei ihrer Rückkehr von Thorwaldsons von der Höhe aus gesehen hatte. Er war groß und kräftig und trug die übliche Touristenausrüstung: Kniehosen, Ledergamaschen, eine braune, am Hals ausgeschnittene Joppe, Sweater und Schlapphut. Als er sich näherte, mußte Linda über seine zweckmäßig und gut gearbeitete Kleidung lächeln. Sie wußte sofort, daß er der Klovacs'sche „Arbeiter“ sei. Als sie sich begegneten, tauschten sie einen flüchtigen Blick, womit sich Fremde in einsamen Gegenden streifen. Linda sah, daß sein Gesicht kräftig und gebräunt, wenn auch von einer eigenartigen Blässe und Feinheit war und daß seine nachdenklichen Augen schön geschnitten waren. Mark Jordan nahm nur wahr, daß ein Mädchen im Regen reite und sich sichtlich daran freue. Linda aber überkam der Wunsch, unter irgendeinem Vorwand im Klovacs-Hof einzukehren. Jedenfalls war er kein gewöhnlicher Arbeiter. Sie hielt das Pferd an und über-

legte eine Minute, was sie tun solle. Da begann es tüchtig zu regnen.

Das kleine, rasenbedeckte Klovacs-Haus und die verstreuten, von den Siedlern errichteten Nebengebäude standen verlassen im Regen. Vor zwei Wochen noch hatte es hier eine Heimat gegeben, in die man aus Feld und Wald und Schule zurückkehrte. Lindas Augen trübten sich, als sie an die brave ungarische Familie dachte. Das Pony trottete bis zur Treppe vor dem Haus und einen Augenblick später klopfte Linda an die Türe. Mark Jordan öffnete.

„Darf ich eintreten?“ bat Linda lächelnd und wischte sich die Tropfen aus den Wimpern. „Ich bin Linda Archer, die Lehrerin von Öland.“

Mark tat einen Schritt zurück und stieß die Türe so weit als möglich auf. Er unterdrückte einen Ausruf, der ihm auf den Lippen schwebte; sein scharfer Blick glitt rasch über den unerwarteten Gast und was er sah, schien ihn etwas in Verwirrung zu bringen.

„Hallo,“ rief er, „Sie sind ja in einem gräßlichen Wetter unterwegs, kommen Sie doch schnell herein.“

Linda sah zögernd auf das Pony und Mark eilte zur Türe hinaus.

„Ich werde das Pferd versorgen, Fräulein Archer, gehen Sie hinein und machen Sie es sich bequem!“

Beide standen auf der schmalen Stufe und blickten sich einen Augenblick lang ziemlich verlegen an. Dann lachten sie ohne jeden Grund hell auf. Mark kümmerte sich um das Pony, Linda trat in die Küche und sah sich darin um. Der Raum trug schon das Gepräge männlicher Unordnung. Zwar war der Kehr- richt aus dem Wege geschafft, blieb aber nur für den unsichtbar, der sich nicht bückte und unter Kasten und Ofen guckte.

Auf dem Herde kochte etwas. Der mit Wachstuch bespannte Tisch war für eine Person gedeckt. An die Fensterscheiben schlug der Regen und Linda zog den Vorhang vor. Als Mark Jordan ins Haus zurückkam, hingen die Regentropfen wie Perlen in seinem dunklen Haar und rannen über seine Wangen herab.

„Kein schöner Abend zum Aufenthalt im Freien“, sagte er, um ein Gespräch zu beginnen. Dann fiel ihm ein, daß er vorhin schon etwas Ähnliches behauptet habe. Lindas unerwarteter Besuch gerade im Augenblicke, wo er sich mit dem Gedanken auf völlige Einsamkeit auf unbestimmte Zeit vertraut gemacht hatte, brachte ihn etwas aus der Fassung.

„Oh, ich liebe das“, sagte Linda, die sich glücklich und behaglich fühlte. „Ich liebe es, im Regen zu gehen oder zu reiten. Wenn Sie mich hinausweisen, macht es auch nichts.“ Von ihrem Sessel aus, den sie an den Herd gerückt hatte, lachte sie ihn an.

„Was hat Sie überhaupt hergeführt?“

„Weiß es eigentlich nicht recht. Ich glaube, ich fühlte mich einsam und Sie sahen wie ein Mensch aus, als ich Sie dort drunten auf der Straße traf. Und ich hab' seit Monaten keinen richtigen gesehen.“

„Hm, ich hoffe, Sie werden nicht enttäuscht sein“, sagte Mark lächelnd. Linda fiel es auf, daß er gesunde, weiße Zähne und einen sehr anziehenden Mund hatte.

„Ich war eben dabei, mein kleines Abendbrot zu richten; ein Einsiedler ißt nicht viel, weil das Kochen für einen sich nicht lohnt. Ich koche zu wenig oder zu viel.“

Er setzte einen Fuß auf den Stuhl beim Feuer, stützte den Ellbogen auf das Knie und wartete gespannt, bis der Kaffee auf dem Herd kochte. Linda indes legte ihren weichen Hut und die Jacke ab. Sie trug wasserdichte Manchesterkniehosen und feste Schuhe.

„Das ist wirklich ein gemütliches kleines Haus“, bemerkte sie.

„Ja“, sagte Mark und sah sich auch um. Wirklich hübsch genug für das, was Klovacs darauf verwenden konnte. Armer Teufel, ich glaube nicht, daß er zurückkommt.“

Er langte nach dem Bord über dem Herd, wo mehrere Pfannen in Reihen hingen, nahm eine kleine Bratpfanne herunter, gab einen Löffel Schmalz aus einer kleinen Büchse hinein und stellte sie aufs offene Feuer.

Als das Fett zu zischen und zu prasseln begann, schlug er höchst gewandt zwei Eier in die Pfanne.

„Wollen Sie mir die Ehre geben, wie man hierzulande sagt, Fräulein Archer, oder sind Sie zum Souper versagt?“

Linda erwiderte lächelnd: „Gern, wenn Sie mich nachher das Geschirr abwaschen lassen. Ich glaube, wenn ich jetzt nach Hause komme, wird nichts mehr übrig sein. Und Herr Gare füttert niemanden, der zu spät kommt.“

Sie beobachtete Mark mit Zufriedenheit, während er das Essen mit feinen und geschickten Händen auf den Tisch stellte, aber sie konnte sich nicht klar über ihn werden. Trotzdem hielt sie mit Fragen zurück. Als alles fertig war, lud Mark sie ein, am Tische Platz zu nehmen. Er bemerkte erst jetzt, daß sie den Hut abgelegt habe und daß weiches, glänzendes Haar ihre geröteten Wangen umrahmte. Linda setzte sich an den Tisch, Mark gegenüber. Sie sahen einander in die Augen. Mark rückte den Stuhl zurück und beugte sich weit vor. Seine dunklen und lebhaften Augen umfaßten sie gespannt, mit einem fast unpersönlichen Blick. „Zum Teufel auch,“ dachte er, „es ist unbillig, so lieblich zu sein und trotz alledem einen Mann ganz unversehens zu überfallen.“ — „Ich möchte wissen, woher Sie kommen“, fragte er neugierig.

Linda erwiderte seinen Blick, ohne zu

lächeln. Sie schien wie von einem Zauber gebannt und unfähig zu antworten. Der Regen peitschte gegen die Fensterscheiben, der Wind piffte durch die Birken, traurig wie ein verirrter Vogel. Diese Laute verstärkten das Gefühl behaglicher Wärme und Sicherheit in der Küche; aber sie weckten auch in den beiden, die hier ihr Obdach gefunden hatten, die Furcht vor Einsamkeit, die uralte Angst vor der Verlassenheit in einer Wildnis. Einen unbegreiflichen Augenblick lang suchte eines in den Augen des anderen nach Verständnis, nach Gemeinschaft, einer Gemeinschaft, die mit aller irdischen Macht sie zusammenschloß, der sie, jeder ein Teil der Erde, unentrinnbar angehörten, untrennbar eines vom anderen.

Der Augenblick war wie ein warmer Händedruck. Linda schlug die Augen nieder, ließ sie über den Tisch gleiten, hob eine Gabel auf und legte sie auf dieselbe Stelle wieder zurück. Mark Jordan hielt das Kinn in die Hand gestützt und schaute sie an.

„Von dort komme ich“, sagte Linda und wies mit der Hand aufwärts.

„Ja,“ sagte er ernst, „ich glaube, ich werde Sie lieben.“ Linda lachte gezwungen. Sein durchdringender Blick ängstigte sie. Es schien ihr, als habe er das nur gesagt, um zu hören, wie es klinge.

„Wirklich? Wollen Sie mir aber nicht zuerst Ihren Namen nennen?“ sagte sie in leichtem

Ton und zwang sich, ihrer Stimme Festigkeit zu geben. Sie nahm die Gabel wieder auf.

Mark staunte plötzlich über seine Kühnheit. Was war ihm nur eingefallen? Sicherlich hatte er sie jetzt scheu gemacht!

„Verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht erschrecken, aber ich weiß es gewiß. Niemals noch ist jemand so zu mir gekommen wie Sie heute abends, als wäre es vorher bestimmt gewesen. Ich bin so gottverlassen und einsam gewesen.“

Eine Welle ungekannter Zärtlichkeit flutete durch Lindas Herz. In der ersten Aufwallung drängte es sie zu ihm hinüber, um dieses fremden Mannes Haar zu streicheln und ihre Finger hindurchgleiten zu lassen, als ob er ihr längst kein Fremder mehr sei.

„Oh, das kenne ich so gut!“ Sie streckte ihm ihre Hand entgegen und beugte sich zu ihm hinüber. Er legte die seine mit leichtem Druck hinein und sie lächelten einander zu. „Aber ich weiß noch immer Ihren Namen nicht“, erinnerte sie ihn. Er setzte sich zurecht.

„Nein wirklich, ich heiße Jordan, Mark Jordan. — Aber jetzt sollten Sie essen. Sie müssen hungrig sein.“ Er reichte ihr das Brot hin.

„Wie schmeckt der Kaffee?“ fragte er nach einer Weile unvermittelt.

„Gut, sehr gut“, versicherte sie. „Sie sind ein erstaunlich guter Koch.“ Die Spannung hatte nachgelassen und sie schienen auf dem

Wege, gute Freunde zu werden. So verzehrten sie denn miteinander Eier und geröstete Kartoffeln, Brot und gedörrte Pflaumen, die von Klovacs zurückgelassen worden waren und tranken Kaffee dazu. Dabei unterhielten sie sich über das Leben in Öland, dessen herben Zauber beide bei ihrer Ankunft schon empfunden hatten. Mark hatte noch keine Zeit gehabt, mit den Siedlern bekanntzuwerden und Linda schilderte ihre Züge in knappen Umrissen. Er lachte darüber.

„Die Sandbos sind Ihre nächsten Nachbarn“, erzählte sie ihm. „Frau Sandbo erklärt sich von ihres Gatten Tod höchlich befriedigt, tatsächlich aber ist er lebendiger denn je.“

Dann kam sie auf die Gares zu sprechen, auf den Alp, der sie alle zu bedrücken schien. „Judith ist ein wundervolles Geschöpf, wie ein wildes Pferd. Aber Kaleb gibt sie keinen Augenblick frei, nicht einmal ihre Gedanken. Ich bin selten mit ihr zusammen, obwohl ich sie gerne näher kennenlernen würde.“

„Hm, Sie könnten sicherlich viel für das Mädchen tun“, sagte Mark und erzählte dann ein wenig von sich, von den Priestern, die ihn erzogen hatten, von seinem Vater, an den er keine Erinnerung hatte, von seiner Mutter, von der er nur wußte, daß sie einer vornehmen englischen Familie entstammte und gestorben war, als er ein kleines Kind gewesen. Er sprach über seinen Beruf und seine Hoffnung, nach

sechs Monaten mit frischen Kräften zu seiner Arbeit zurückkehren zu können. Auch Linda erzählte wie sie hiehergekommen sei und daß sie bleiben wolle, trotz des Widerstandes Kaleb Gares und des furchtbaren Druckes in seinem Hause. Schließlich nahm sie die Schüsseln vom Tisch und wusch sie, während Mark sie abtrocknete und ordentlich in den Kasten zurückstellte. Bei einem Blick aus dem Fenster bemerkte sie, daß der Regen fast aufgehört habe.

„Frau Gare wird zwar glauben, daß ich bei Sandbos bin und sich nicht weiter beunruhigen,“ sagte sie, „aber jetzt muß ich doch nach Hause.“

Mark holte Kappe und Mantel vom Haken und sie verließen das Haus. Noch fiel ein dünner Regen und die tropfnassen Bäume hoben sich dunkel vom Himmel ab. Mark fütterte und tränkte Lindas Pony und sattelte ein Pferd für sich selber. Linda verweilte währenddessen im dunklen Stall; die behagliche Geborgenheit des Raumes mit dem niedrigen Dach, worauf die Regentropfen klatschten, ließ Linda Marks Nähe doppelt wohlthuend empfinden. Er nahm sich nicht die Zeit, zum Satteln eine Laterne anzuzünden, sondern arbeitete eifrig in der Finsternis herum, damit er des Gefühles für dieses seltsame Mädchen Herr werde. Als er fertig war, führte er das Pferd hinaus und dabei stieß er an Linda an, die ihn nicht sehen

konnte. Die kurze Berührung ließ sein Herz rasend klopfen. Als sie nebeneinander den Waldweg hinabritten, schlug ihnen der feine Regen ins Gesicht. Obwohl Mark die Absicht gehabt hatte, bald umzukehren, begleitete er Linda fast bis zum Gare-Hof. Der Regen hatte aufgehört; am Himmel über ihnen zerriß eine eilende Wolke und enthüllte einen blassen Stern. Von den nördlichen Sümpfen her tönte ein einsamer, hohler Schrei, wie vom Winde hergetragen — der Ruf einer verspäteten Wildgans, die als letzte den Weg zu den noch halbgefrorenen Marschen des höheren Nordens zurücklegte. Linda und Mark rasteten und horchten, indessen ihre Blicke sich fanden. Die Nacht hüllte sie ein, weit, endlos, durchsichtig, wie ein seltsamer Traum. . . .

II

Amelia holte gerade einen Eimer Wasser vom Brunnen, als Linda zurückkam.

„Haben Sie Abendbrot gegessen, Fräulein Archer?“ fragte sie, und es klang ein geradezu angstvoller Unterton in ihrer Stimme mit.

„Ja, danke“, sagte Linda etwas atemlos. Sie war befangen und erregt durch den Abschied von Mark Jordan und wendete sich ab, um Amelias forschendem Blicke zu entgehen. Aber plötzlich drehte sie sich um und faßte mit einer Hand nach dem Eimer. „Ich habe ein Abenteuer gehabt, Frau Gare“, bekannte sie.

„Ich bin mit einem interessanten und schönen Mann spazieren geritten.“ Amelia lächelte, sie meinte, Linda scherze.

„Mit wem denn? Er ist wohl mit dem Regen vom Himmel gefallen?“

„Er wohnt für einige Zeit im Klovacs-Haus, seiner Gesundheit oder seiner Nerven wegen. Natürlich ist er kein Bauer.“ Einen Augenblick später hätte sie sich die Zunge abbeißen mögen wegen ihrer gedankenlosen Worte. Sie spürte, daß Amelia zusammenzuckte.

„Wie heißt er denn?“

„Wie heißt er nur schnell? Jordan, Mark Jordan!“ sagte Linda.

„Wie, w . . . !?“

„Mark Jordan“, wiederholte Linda. Plötzlich lag das ganze Gewicht des Eimers in ihrer Hand. Amelia starrte in die dunkle Weite hinaus, als müsse sie dort etwas ergründen.

„Was sehen Sie da draußen, Frau Gare?“ fragte Linda ängstlich. Das Gesicht der Frau war ausdruckslos und steinern geworden. Als Linda zum zweitenmal fragte, raffte sie sich zusammen und griff nach dem Eimer.

„Nein, nein . . ., ich glaubte etwas zu sehen. Es sollen Bären in der Gegend sein“, murmelte sie. „Martin muß auf die Schweineställe achten.“

Dann gingen sie ins Haus und Linda ließ den Eimer los.

Kaleb las im Wohnzimmer beim Lichte der

Lampe sein landwirtschaftliches Wochenblatt. Die Lehrerin legte ihre Überkleider ab, setzte sich zum Tisch und bereitete ihre Arbeit für den nächsten Morgen vor. Kaleb würdigte sie keines Blickes noch Wortes. Indes dünkte sie, er mißbillige ihre Abwesenheit von den Mahlzeiten und sie lächelte vor sich hin. Amelia trat ins Zimmer und tauschte den Lampenzylinder aus. Als das Licht einen Augenblick aufflackerte, zuckte Kaleb ungeduldig mit den Schultern. Amelia sprach mit ihm über den reichlich gefallenen Regen und erwähnte nebstbei, daß sie bald durch die Post Samen für den Garten bestellen müsse. Kaleb antwortete nicht, kehrte ihr sogar den Rücken. Aber Amelia lächelte der Lehrerin fast schelmisch zu, noch nie war sie Linda so lebhaft und selbstbewußt erschienen. Was mochte nur der Grund dieser Stimmung sein?

Die anderen waren nach einem ungewöhnlich harten Arbeitstag früh zu Bett gegangen. Auch Linda begab sich ins Dachgeschoß hinauf.

Nun die Gatten allein im Wohnzimmer zurückgeblieben waren, brach Amelia los: „Du hast mir nicht gesagt, daß er hier ist.“ Die Augen blitzten in dem fahlen Gesicht. Sie stand beim Tisch und begann den Saum des Tischtuches zu einer festen Rolle zusammenzudrehen. Kaleb wendete sich langsam um:

„Heh,“ grinste er, „also hast Du's herausgebracht?“

„Ja, ich hab's herausgebracht.“ Amelia verzweilte bei jedem Wort, als wolle sie es auswendig lernen. „Die Lehrerin hat mit ihm gesprochen.“

Kaleb hob die Brauen hoch und fuhr mit der linken Hand durch seinen Schnurrbart. Also die Lehrerin hatte eine Rolle dabei gespielt. Er hätte sich denken können, daß diese sanfte, kleine Katze ihm in die Quere kommen werde.

„Na, da wirst ihm wohl um den Hals fallen? Wenn er sich nicht dafür bestens bedankt!“ Er blätterte in der Zeitung und Amelia hörte sein kurzes, kicherndes Lachen. Ihre Hände schlossen sich um das zusammengerollte Tisch-tuch.

„Nein, ich werde gar nichts tun.“

Kaleb stand auf, öffnete den Ofen, spie hinein und begann sich die Schuhe auszuziehen. Ohne weiter darauf zurückzukommen, ging er ins Bett. Zum erstenmal in seinem Leben ließ ihn Unsicherheit schweigen, nicht Gewißheit, daß sein Wille auch ohne Geheiß erfüllt würde.

FÜNFTES KAPITEL

I

Anton Klovacs hatte ein fünf Morgen großes Stück Jungwald Mark Jordan zum Roden übergeben.

Am Tage nach Lindas Besuch hatte er sich,

nachdem die Tiere versorgt waren, ans Holz-
fällen gemacht. Die Luft war kühl und klar,
wie geschaffen für schwere Arbeit. Mark
schwang die Axt mit raschen, starken Schlä-
gen, freute sich des glatten Holzgriffs in seiner
Hand und dachte an Linda Archer. Auch in
der letzten, langen Nacht war er wach gelegen
und hatte an sie gedacht. Ihre Nähe hatte ihn
zum erstenmal fühlen lassen, daß er nicht
rettungslos in sich verschlossen sei. Schon ihre
körperliche Anmut allein hielt ihn gebannt,
was sich vielleicht damit erklären ließ, daß sie
die einzige Frau war, die er während seines
Aufenthaltes in Öland gesehen hatte und vor-
aussichtlich sehen würde. Doch fern von allem
Wünschen und Denken hatte sie an die tiefste
Wurzel seines Wesens gerührt, als er an jenem
Abend in ihre Augen geblickt hatte. Dachte
er aber jetzt an das Erlebnis zurück, fühlte er
sich bedrückt und unsicher. Er mußte sie
wiedersehen und fürchtete doch, ihr zu be-
gegnen und seine Gefühle zu verraten, die ihr
vielleicht gar nicht angenehm waren. Denn er
zweifelte, daß sie gestern seine Empfindungen
geteilt hatte. Er kannte sein stürmisches, ge-
bieterisches Begehren gut genug, um zu wissen,
daß es eine Qual für ihn wäre, Linda oft zu
sehen, besonders wenn ein anderer Mann in
ihrem Leben Bedeutung hatte. Er beschloß, in
ein — zwei Tagen eine Begegnung herbeizu-
führen, sie vielleicht in der Schule zu besuchen

und ihre Erlaubnis zu erbitten, sie bei den Gares treffen zu dürfen. Das war das richtige Vorgehen für einen bescheidenen Jüngling auf dem Lande, der seiner Dame den Hof machte. Er lachte, als er sich in dieser neuen Rolle fand. Und doch — wie anders sah die Welt heute aus! Mark stützte die Hand auf den Griff der Axt und öffnete sein Hemd am Hals. Sein Blick glitt über den Landstreifen, worauf Klovas' ältester Sohn vor seiner Abreise Futtergras gesät hatte. Die Landschaft hatte seit gestern ein milderes Aussehen.

Linda, Linda Archer, welch hübscher Name! Niemals noch war jemand seinem zwiespältigen und zweifelsüchtigen Wesen als so vollkommene Labe erschienen, diesem Mark Jordan, der aus dem Nichts kam und wohl auch dem Nichts verfallen bliebe, trotz seiner guten Erziehung und seiner natürlichen Begabung. Mark sehnte sich danach, Linda wieder bei sich zu haben, sehnte sich nach ihr wie nach einem Menschen, von dem er nie im Leben getrennt gewesen war.

Er zwang sich zur Vernunft. Er hatte kein Recht, so von ihr zu träumen. Wenn er sie das nächste Mal träfe, würde er sich beherrschen; und er begann wieder rechts und links in den allzudichten Bestand der jungen Buchen einzuhauen.

II

Um mit Kaleb den Verkauf eines Stückes von seinem Waldland zu besprechen, durchmaß Fusi Aronson mit gewaltigen Schritten das Land wie der riesenhafte Vertreter einer vergessenen Rasse.

Er hielt sich bei der Lehrerin in der Schule auf, damit er sich davor bewahre, Kaleb sofort zu töten. „Ich täte es jetzt, aber Sie sagen, daß es keinen Sinn habe. Das ist wahr. Aber seine Zeit kommt noch!“ Fusi schüttelte Linda kräftig die Hand und sie ermahnte ihn noch einmal, keine Gewalt gegen Kaleb anzuwenden. Dann schritt der große Isländer über die Straße, um einen Teil seines Waldes zu verkaufen.

III

Die Tage gehen weiter auch nach großen Ereignissen. Auch nach schwerem Leid und heller Freude gehen sie weiter und aus Licht und Dunkel spinnt sich das Gewebe der Vergangenheit. So versank auch der Tag, an dem Linda Mark Jordan kennenlernte und an dem Amelia es erfuhr.

Als die Lehrerin am Tage nach dem Regen heimkehrte, fand sie Amelia über eine halb vollendete Steppdecke gebeugt, die sie auf dem Boden ausgebreitet hatte. Ihre gesenkten Augen hafteten auf den hellen Vierecken. Ein

Sonnenstreifen fiel durchs Fenster auf Amelias sandfarbenes Haar und lag schräg über der Seide.

„Wie hübsch und bunt das wird!“ rief Linda aus und bückte sich, um ein Stück gelber Seide aufzuheben. „Wie lange haben Sie gebraucht, um genug davon zu sammeln?“ Amelia antwortete erst nach einiger Zeit und ohne aufzusehen. Linda erriet, daß sie geweint habe. Es drängte sie, sich neben sie hinzuknien und nach ihrem Kummer zu fragen, aber schon in dieser kurzen Zeit hatte sie oft genug erfahren, daß Mitleid diese Frau nur verletze. Wie immer ihr Kummer auch sein mochte, sie verschloß ihn eifersüchtig in sich, als sei er zu sehr ihr Eigentum, als daß sie ihn enthüllen dürfe. Die bunten Stücke der Steppdecke schimmerten und glänzten.

„Das sind Reste und Lappen, die ich gesammelt hab', seit die Zwillinge geboren wurden“, sagte Amelia schließlich. „Hier haben wir keine rechte Verwendung für Seide, wissen Sie. Ich wollte sie aufbewahren, bis die Mädchen alt genug wären, um eine schöne Decke zu schätzen.“ Linda kniete nieder und strich mit den Fingern über eines der größeren Seidenstücke.

„Brokat, nicht wahr? Ist das ein Kleid gewesen?“

„Ja, eines, das ich lang vor meiner Heirat trug.“

„Es muß sehr schön gewesen sein.“

Amelia antwortete nicht, stand auf und verließ das Zimmer. Linda sann darüber nach, wo und wie dieses Kleid wohl getragen worden sei. Auch sie erhob sich und trat ins Freie. Es mußte etwas Überwältigendes über Amelia herrschen, stärker als das Leben selbst.

Vor der sogenannten Front des Blockhauses pflanzte Ellen Erbsen unterhalb eines Fensters. Als Linda bei ihr verweilte, blinzelte sie mit den Augen und rief lachend: „Oh, ich dachte, Sie seien die Mutter; das Licht blendet mich so.“ Linda wußte wohl, daß das Licht nicht die Ursache sei.

„Ellen, wann werden Sie die neuen Augen gläser bekommen?“

Ellen schaute auf das Beet hinab.

„Ach, die da sind gut genug, bis der Doktor wieder mal in die Station kommt.“

Schon zu lange sind sie „gut genug“ gewesen, dachte Linda.

„Ellen, würde Ihr Vater mich Brillen kaufen lassen?“

„Kommen Sie ihm bloß damit nicht“, fuhr Ellen auf, „er will sie mir ja kaufen, er vergißt nur, es ist nicht das Geld. . . .“ Ihr Unbehagen war so groß, daß Linda nichts mehr zu sagen wagte. Ellens Verteidigung ihres Vaters war so kläglich. . . .

Nichts konnte sie tun, jede Hilfe wurde abgelehnt. Selbst Judith wurde kühl und fremd, wenn von einem Geschenk die Rede war. Auch

die Bernsteinkette hatte sie nicht angenommen und behauptet, der Schmuck stehe ihr nicht zu Gesicht.

„Ellen, werden Sie Ihr ganzes Leben lang hierbleiben?“ fragte Linda leise.

Ellen riß ein Stück Papier von der Samentüte ab und ließ die Körner in die Hand rinnen.

„Was soll ich sonst tun?“ gab sie zurück. Ein Zug auf beiden Seiten des Mundes deutete versteckte Feindseligkeit an. „Ist's vielleicht schlecht hier? Ich hab' hier lang genug gelebt, daß mir das gefällt, was Sie nicht mögen.“

Linda hatte Ellen noch nie in solcher Bewegung sprechen gehört. Sie warf den Kopf herausfordernd zurück und auf den flachen Wangen lag leichte Röte.

„Oh Ellen, Sie wissen doch, was ich meine. Sie sind aufgeweckt und gescheit, mit ein wenig Bildung könnten Sie soviel aus sich machen. Es ist schade um Sie. Haben Sie nie Ihren Vater gebeten, Sie für eine Zeitlang wegzulassen?“

„Nein,“ antwortete sie gleichgültig und setzte den Samen in die kleine Rinne, die sie gegraben hatte, „ich will gar nicht.“

„Aber, Ellen, ich weiß doch, daß Sie es wollen. Ich mag Sie nicht gegen Ihr Heim oder gegen irgend jemand aufbringen, aber ich kenne Ihre vielen schönen Eigenschaften, zum Beispiel Ihre Liebe zur Musik. Ihr Vater könnte leicht ein paar Monate in jedem Jahr

ohne Sie auskommen. Weshalb bitten Sie ihn nicht darum?“

„Hat keinen Sinn, darüber zu sprechen, Fräulein Archer“, erwiderte Ellen ruhig. Sie nannte Linda nie bei ihrem Vornamen. „Ich weiß, wie schwer es für ihn war, uns dieses Heim zu schaffen und ich weiß, daß keiner von uns entbehrlich ist. Das können Sie ja gar nicht beurteilen.“

Linda erhob sich verletzt, obgleich sie davon überzeugt war, daß Ellen nicht wirklich glaube, was sie gesagt habe. Ein verkehrter Pflichtbegriff war ihr eingepflanzt worden und hatte wie ein wucherndes Schlinggewächs jedes andere Gefühl erstickt. Sie dachte nur wie Kaleb sie denken gelehrt hatte, nämlich so, wie es für ihn und für das Land von Vorteil war.

Linda holte sich einen Gedichtband und ging dann über die Waldstraße, am Schulhaus vorbei, auf den kleinen Hügel, von dem man weit über die ringelblumenbesäte Wiese sah. Dort ließ sie sich nieder und versuchte zu lesen. Aber immer wieder schweiften ihre Blicke ab und verloren sich in der klaren Weite, wo die Sonne das lange Schilfrohr in Gold und Grün erglänzen ließ. Sie sann über Mark Jordan nach und brachte ihn unversehens mit der Prophezeiung der alten Großmutter Bjarnasson in Verbindung. Sie hatte ihn nicht aufgefordert, sie bei Gares zu besuchen; obwohl sie wußte, daß er darauf warte, scheute sie sich davor.

Es blieb also nichts anderes übrig, als wieder einen Spaziergang zum Klovacs-Haus zu machen.

Mit ihren langen feinen Fingern grub sie einen halb weißen, halb schwarzen Stein aus, der lose neben ihr in der Erde steckte. „Wenn die andere Seite größtenteils weiß ist, dann trifft Großmutter Bjarnassons Voraussage ein, wenn sie aber schwarz ist, dann nicht“, orakelte sie. Die Rückseite des kleinen Steines war ganz weiß und Linda lächelte vor sich hin.

IV

Wenn Judith am Abend das Vieh einholte, spähten ihre Blicke in der Richtung des Sandbo-Hofes nach Sven. Er mußte in diesen Tagen heimkehren und sie wußte, daß er sie aufsuche, wenngleich er sich auch sicherlich nicht ganz in die Nähe des Gare-Hofes traute. Deutlich genug hatte es Kaleb merken lassen, daß der junge Sandbo ihm nicht willkommen sei.

Eines Maiabends ritt Judith bei Sonnenuntergang auf dem Fohlen Türk durch das nördliche Weideland, einer jungen dunklen Göttin gleich. Ihr Haar fiel auf die Mähne des Pferdes, ihr Blut brannte vor Lust. Sie war sich des Anblicks, den sie darbot, bewußt, war sich auch bewußt, daß sie beobachtet wurde.

Plötzlich straffte sie die Zügel und reckte den Kopf. Ihre Wangen leuchteten wie Blut und ihre Lider senkten sich. Die Peitsche sauste

durch die Luft und Judith sprengte Sven Sandbo entgegen. Der schritt über die offene Prärie zwischen dem Sandbo-Hof und Fusi Aronsons Jungwald, wo er vom Gare-Hof aus nicht gesehen werden konnte.

Sven trat zu Judith hin und streichelte den feuchten Hals des Pferdes. „Du bist groß geworden“, sagte er und maß sie aufmerksam vom Kopf bis zum Fuß. Dann glitt seine Hand über ihre Hüfte. Judith aber riß das Bein mit einem Ruck zurück und setzte den Fuß in den Steigbügel. Sven steckte lachend die Hände in die Taschen, indes er das Gewicht seines Körpers auf dem einen Bein ruhen ließ und das andere vorstellte.

„Wie geht's zu Hause?“ fragte er. Judith erwiderte seinen forschenden Blick mit gleicher Gründlichkeit. Sachlich prüfte sie den städtischen Schnitt seiner Kleider, seine hochrote Krawatte, seine langen, glänzenden Halbschuhe, die nicht wie Martins Sonntagsschuhwerk an den Zehen gebuchtet waren.

Sven lachte und wenn er lachte, konnte ihm keine Frau widerstehen, wie er wohl wußte. Er hatte das bezauberndste Männerlächeln der Welt.

„Geh, Judith,“ sagte er bittend und schüttelte ihren Fuß, „Du bist mir doch nicht böse? Wie geht's denn Dir? Nur das möchte ich wissen.“

„Danke, gut. Und Dir?“ erwiderte sie kühl.

„Fein, ich hab' die Heimkehr kaum erwarten

können. Hab' die ganze Zeit an Dich gedacht und hätt' Dir auch geschrieben, wenn ich nicht gefürchtet hätt', daß den Brief der Alte erwischt. Mein Gott, Judith, Du bist hübscher als je. Die Mädels in der Stadt können Dir nicht das Wasser reichen. Ich hab' sie mir wohl angesehen.“

Er zog ein neusilbernes Zigarettenetui aus der Tasche und ließ die Sonne darauf spielen. Vielleicht hielt er es etwas länger in der Hand, als zum Herausnehmen einer Zigarette nötig gewesen wäre. Judith guckte in den Himmel; ihr Pferd stampfte ungeduldig. Sven faßte es am Gurt, schloß die Dose und steckte sie wieder ein.

„Möchtest Du einmal am Abend mit mir reiten? Ich halt' es nicht aus hier, wenn ich nicht etwas vorhab' oder mal jemanden seh'“, sagte er gleichmütig, während er den Rauch vor sich hinblies und die Asche seiner Zigarette mit dem Zeigefinger wegschnellte. Auch das hatte er nicht so gemacht, bevor er fortging. Was vorhaben, jemanden sehen! hatte er gesagt. Ihm stand der Sinn also nicht nach etwas Besonderem oder nach jemand Bestimmtem. Judith saß still, ihre Augen hingen traurig am Horizont.

„Ja, richtig,“ fuhr er fort, „ich hab' Dir was mitgebracht. Alle Mädels tragen das.“ Er zog ein kleines Päckchen aus der Tasche, öffnete es, wickelte ein wertloses, vergoldetes Schmuck-

stück aus dem Zeitungspapier und hielt es Judith hin. Dabei sah er in ihr Gesicht und erwartete ein Lächeln freudigen Erstaunens.

Judith warf einen kurzen Blick darauf, riß dann mit einer blitzschnellen Bewegung das Pferd herum, so daß es sich bäumte, mit offenem Maule, geblähten Nüstern und schwimmenden Augen. Sie beugte sich auf die Mähne des Pferdes, jagte es übers Feld und war im Augenblick auf ihrem wahnsinnigen Tiere verschwunden.

Sven hatte ihr völlig fassungslos nachgestarrt und Türk von der Straße in prachtvollem Schwung über den Zaun des Heufeldes wie ein schlankes Boot über eine Welle setzen gesehen. „Donnerwetter!“ dachte er, „das ist eine! Ärger als je!“ Warum aber war sie nur so böse gewesen? Mit Unbehagen gestand er sich ein, daß er den Grund kenne: aufgespielt hatte er sich!

Judith war auf ihrem davonstürmenden Pferd in Tränen ausgebrochen.

V

Die Tage wurden immer wärmer und länger. Felder und Wiesen standen in tieferem Grün und Kalebs Herden auf den westlichen Weiden suchten unter den Bäumen der Anhöhen Schutz vor der Mittagssonne; die Milchkühe auf den nördlichen Wiesen hörten von Zeit zu Zeit auf, Süßgras zu kauen und stellten sich bis

zu den Knien in das lauwarme Sumpfwasser, über dem die Insekten wie Lichtfünkchen hin- und herschwebten. Das schüchterne Keimen der Erde war ein ungestümes Treiben und Wachsen geworden.

Aber im Gareschen Haushalt war keine wesentliche Veränderung eingetreten. Kein Wachstum, kein Reifen von Träumen oder Befürchtungen, keine Wendung der inneren Kämpfe, kein Gipfel der Erfüllung. Kein Erleben fand Ausdruck, kein Gedanke wurde ausgesprochen, außer dem einen, der Kalebs ständige, ehrgeizige Sorge war. Tag und Nacht redete er von nichts anderem als vom Stande der Ernte, fuhr am Tag im Wagen um die Felder herum und durchquerte sie nachts allein mit seiner Laterne und verglich sein Heu und seinen Flachs mit dem von Skuli Erikson oder Joel Brund, dem Gatten von Frau Sandbos Tochter Dora.

Der Frühsommer bedeutete ihm eine einzige, furchtbare, ausgedehnte Stunde der Leidenschaft, während der er taub und blind war gegen alles, was nicht eins war mit dem ihn an die Erde bannenden Trieb. Sein Flachs wuchs so üppig, daß er nicht wagte, den Blick darauf ruhen zu lassen, aus Furcht, er werde wie eine Vision vergehen. Eine ganze Woche lang wollte er dieses Feld meiden aus Angst, Zeuge eines schrecklichen Geschehnisses zu werden.

Aber so gleichmäßig die Oberfläche des täg-

lichen Lebens im Gare-Hause schien, die Unterströmung hatte sich irgendwo verändert. Linda Archer empfand es mit Beunruhigung.

Sven Sandbo war heimgekommen und Judith benahm sich unbegreiflich. Linda hatte versucht, mit ihr über Sven zu sprechen, aber sie hatte ihr einfach den Rücken gekehrt und war davongelaufen. Und als sie ihr ein Buch, das sie aus der Stadt hatte kommen lassen, zum Lesen anbot, hatte sie es mehr nach Ellens Art zurückgewiesen. Sie habe keine Zeit für das Buch, hatte sie gesagt.

Amelia war in Gedanken versunken und zeigte sich fast sanft gegen Kaleb. Die Spannung in der Familie hatte sich auf Amelias Seite gelockert und auf Judiths Seite verstärkt. Kaleb war augenblicklich von der Ernte zu sehr erfüllt, um etwas davon zu bemerken. Gegen seine sonstige Gewohnheit bastelte er da und dort herum und suchte immerfort eine Arbeit für sich, anstatt wie sonst für Judith oder Martin. Linda fühlte, daß sich etwas Bedeutsames ereignet haben müsse. Keiner außer ihr nahm diese Schwankungen im Leben der Gares wahr. Sie hatte an den Abenden viel Zeit für sich, wenn sie an ihrem Pult saß und die Kinder fortgegangen waren und sann dann über die Gares nach. Aber seit jenem Regenabend gehörten ihre Gedanken noch mehr Mark Jordan.

Am dritten Tage nach ihrem Besuch im

Klovacs-Haus arbeitete Linda in der Schulstube, die von schwerem Kreide- und Kirschblütengeruch erfüllt war. Sie fühlte sich müde und ein wenig traurig, schloß die Augen und preßte die Handflächen an die Schläfen. Ihre Gedanken umkreisten immer wieder die erschreckende und herrliche Nacht im Regen. Da wurde leise die Tür geöffnet und gegen das Licht hob sich Mark Jordan ab, lächelnd, den Hut in der Hand. Linda fuhr sich über die Wange und lächelte auch.

„Sie sehen schuldbewußt aus“, sagte Mark, trat langsam in die Mitte des Zimmers und schaute sie glücklich an.

„Ich bekenne mich schuldig“, sagte Linda scheu. „Ich dachte daran, mich wieder bei Ihnen zu Tisch einzuladen.“ Sie streckte ihm die Hand hin und er behielt sie in der seinen, betrachtete sie und zeigte auf die Tintenflecke und Kreidespuren.

„Salz der Erde — eine Schullehrerin. Ich war vor einem Monat auch Lehrer“, erzählte er lachend. „Aber sie haben mich hinausgeworfen, weil ich die Buben zum Hockeyspiel verführt habe.“ Er ließ ihre Hand los und betrachtete die Zeichnungen und Handarbeiten der Kinder, die an den Wänden hingen. Dann ergriff er ein Stück Kreide, zeichnete an die Tafel eine komische Figur mit X-Beinen und Schielaugen, kritzelte in ungeschickter Kinderschrift „Lehrer“ darunter, trat zehn Schritte

zurück, zielte und warf die Kreide an den Rand der Tafel. Das wiederholte er mehrmals, wobei er jedesmal um einen Schritt weiter zurückging.

Linda sah dem Spiel eine Zeitlang belustigt zu. Dann fühlte sie einen leisen Ärger in sich aufsteigen. Offenbar hatte er ihre Gegenwart vergessen. Seine Ruhelosigkeit hielt sie ihm ferne. Unversehens kamen ihr die Worte der alten Großmutter Bjarnasson in den Sinn, sie werde niemals sein Geheimnis kennen. Als er ihr sein Profil zuwendete, hing ihr Auge an den feingezeichneten Linien seines Gesichtes und seinen kräftigen Schultern. Da kehrte er sich so plötzlich ihr zu, daß sie erschrak.

„Gehen wir spazieren!“ sagte er. „Was gibt’s denn?“

„Nichts!“ antwortete sie. Sie mußte versuchen, ihn zu verstehen. . . . „Eigentlich sollte ich jetzt nicht spazieren gehen, da Sie so bestimmt über mich verfügen. Aber ich will es als Übung zur Beherrschung meiner Launen betrachten und Sie begleiten. Ich sehe, Sie sind sehr daran gewöhnt, daß sich alles nach Ihrem Kopf richtet, als seien Sie allein auf der Welt.“

„Ich war auch allein, bis Sie kamen, Linda. Ich muß mich erst an die Tatsache Ihrer Gegenwart gewöhnen“, sagte er so ernst, daß sie lächeln mußte.

„Hat einer von den Gares Sie bemerkt?“ fragte sie unsicher.

„Gares? Ach ja, Ihre Hauswirte. Ich habe niemanden gesehen als ein Rotkehlchen und das hat mit keiner Feder gezuckt“, sagte er und schritt zum Fenster, während sie ihr Pult abräumte. „Warum übrigens fürchten Sie sich vor ihnen?“

„Nein, durchaus nicht. Es ist nur . . . ich möchte nicht . . . Ich möchte Sie nicht mit ihnen zusammen kennen, sondern in einer anderen Welt sozusagen. Wenn Sie die Gares besuchten und mit ihnen redeten, würde sich Ihr Wesen mit ihrem vermengen. Verstehen Sie das? Ich möchte nicht, daß sie Sie sehen oder von Ihnen gesehen werden. Judith vielleicht ausgenommen.“ Sie blickte ihn gedankenvoll an, gleichwenn sie innerlich die Berechtigung ihres Vorbehaltes prüfte.

„Sie sind zu Fuß gekommen?“ fragte sie später, als sie ins Freie getreten waren und auf dem schmalen Wege dahinschritten, der sich durch die dichte Fichtensiedlung hinter dem Schulhause wand.

„Nein, ich kam auf einem Elefanten; er ist vor Ihrer Tür verdunstet.“ Beide lachten. „Aber die Neugierde treibt mich zu diesen Gares, besonders zu Kaleb. Man sagte mir in Yellow-Post, er sei der leibhaftige Teufel.“

„Oh nein, er ist viel zu feig für einen Teufel, er ist sogar zu feig, als daß ein Mann ihn töten würde. Darum hat es Fusi noch nicht getan.“ Und sie erzählte ihm von Fusi.

„Ich möchte ihm begegnen“, sagte Mark.

Nun sprachen sie über die seltsame Einheit von Mensch und Erde hier im Norden und über die Armut des körperlichen und geistigen Lebens.

„Es gibt kein Zuviel hier, das ist es“, sagte Mark. „Weder in menschlichen Beziehungen noch im Wachstum der Pflanzen. Nirgends herrscht Üppigkeit. Ich hab' seit meiner Ankunft schon mehrere Ausflüge in die Umgebung von Yellow-Post gemacht. Aber ich habe mit keinem einzigen Bauern gesprochen, der auch nur eine Kornähre im Speicher haben würde, wenn er sich nicht von früh bis spät abgerackert und geplagt hätte. Sie haben auch kein Vertrauen zu dem Boden, nur zu dem, was ihre Sklaverei ihm abringen kann. Stellen Sie sich vor, wie sich die Erscheinung dieser Leute verändern würde, wenn der Boden nicht alle ihre Gefühle und Leidenschaften aus ihnen herausaugte.“ Linda nickte.

„Da liegt auch das Übel bei den Gares. Sie alle haben ein ins Ungeheuerliche gesteigertes Pflichtgefühl gegen das Land oder eigentlich gegen Kaleb, der nichts ist als ein Symbol dieses Landes.“

Sie setzten sich auf einen flachen Stein am Wege.

„Ich habe eine Zeitlang noch höher im Norden gelebt. Ich machte nämlich als Kind mit einem von den Priestern eine Missionsreise,

auch später einmal, als ich älter war. Das wäre erst ein Land für Sie! Wenn es einen Gott gibt, dann muß er dort sitzen und nachdenken. Die Stille ist furchtbar. Man fühlt, daß sich Ungeheures unsichtbar vollzieht. Da ist dieser ewige Himmel, Licht und Finsternis, die endlosen Schneeflächen, einige Fichten, vielleicht ein Hügel oder ein gefrorener Strom; die Menschen dort sind wie Totems hölzerne Gestalten, von geheimnisvollen Legenden umhüllt und nicht zu enträtseln. Die Kargheit der Natur beschränkt die Ausdrucksform des Lebens, weil es eben keine Fülle natürlicher Erscheinungen gibt, worauf der Geist reagieren könnte. Wir sind schließlich nur der Spiegel unserer Umgebung. Das Leben hier in Öland scheint ein Nichts zu sein, es ist aber eine Spiegelung von ganz Wenigem und so weckt es den Anschein völliger Leere. Diese Leute sind innerlich auf sich selbst beschränkt und ihre Leidenschaften sammeln sich in ihnen an. Sie sind gesteigerte Gestalten des Lebens ohne Ausdrucksmöglichkeit nach außen, ohne befreiende Geste. . . .“

„Ich glaube, das menschliche Leben oder zumindest die menschlichen Beziehungen sind hier gerade so arm wie im höheren Norden“, meinte Linda. „Es bleibt kein Gefühl mehr übrig, wenn Boden und Vieh ihr Teil bekommen haben.“

Dann sprachen sie über Bücher und waren

hie und da verschiedener Meinung. Mark erbat sich die Erlaubnis, Linda auf dem Gare-Hof besuchen und zwei oder drei seiner Lieblingsbücher mitbringen zu dürfen. Linda versprach, mit Frau Gare darüber zu sprechen. Ganz wunderbar schien es ihr, ihn hier gefunden zu haben. Und Mark dünkete es das Natürlichste von der Welt, ihr hier begegnet zu sein. . . .

„Ich darf also abends ins Schulhaus kommen?“ fragte Mark schüchtern. Es war an der Zeit für ihn, heimzukehren und er war erstaunt, daß ihm der Gedanke, sie zu verlassen, unerträglich war. Sie reichte ihm einfach die Hand hin.

„Ja, kommen Sie“, sagte sie warm. Sie waren in Sichtweite des Gareschen Hauses gelangt. Mark blickte sie sonderbar an, dann wendete er sich um und eilte rasch die Straße hinunter.

Einmal noch kehrte er sich nach ihr um und sah, daß sie an der Stelle stehe, wo er sie verlassen hatte. Er griff nach seinem Schlapphut und schwenkte den Arm grüßend in weitem Bogen. Linda trat in den Hof des Gare-Hauses; ihr Herz schlug ungestüm.

VI

Die Schurzeit war gekommen. Dreißig Schafe mit einem so dicken Wollpelz, daß sie sich darin kaum bewegen konnten, wurden in

einen Pferch gesperrt. Judith, Amelia, Martin und Ellen waren mit der Schur beschäftigt. Der Geruch der Wolle verursachte Ellen immer Übelkeit und Amelia trachtete, sie mit Arbeit im Hause zu beschäftigen. Judith streifte unter den Schafen umher und wählte die ihr gehörigen aus, damit es bei Verteilung der Wolle gerecht zugehe. Es war Kalebs Stolz, den Kindern schon von früher Jugend an einige Tiere zu überlassen; sie sollten die Lämmer aufziehen und verkaufen, um auf diese Weise die Kosten ihrer Kleidung zu bestreiten. Das müßte ihren regeren Anteil an den Geschäften des Hofes erwecken und ihnen Selbstgefühl geben. Amelia hatte diese erheuchelte Großmut längst durchschaut. Kaleb nahm zwar nicht persönlich an der Arbeit teil, lehnte aber am Verschlagn, worin die drei Frauen sich abmühten. Neben ihm hatte der Isländer Thorwald Thorwaldson sich aufgepflanzt, der sich einbildete, ein Meister in der Kunst des Scherens zu sein. Kaleb hielt die Ellbogen auf den Zaun gestützt und erteilte willkürliche Weisungen, was stets ein angenehmes Gefühl der Überlegenheit in ihm hervorrief.

„Heh, Judith, so stutzt man nicht, halt' die Scher' besser drunter, vorwärts, vorwärts! Brauchst ja einen ganzen Tag für ein Schaf! Dichter an die Haut! Feine Wolle, was, Thorwald? Wieviel Pfund, glaubst Du, bekomm' ich von einem Schaf?“

Judith wendete den beiden Männern den Rücken zu und fuhr unbekümmert fort, ein Schaf zu scheren, das eines ihrer Lieblinge war und immer reichlich Wolle trug. Sie haßte diesen Isländer, der dort herumlümmelte und sie begaffte. Sie hatte zu ihm hinübergeschielt und bemerkte, daß seine kleinen Schweinsaugen an ihren Gliedern und Schenkeln haften, die bei ihrer gebeugten Haltung unter dem gestrafften Arbeitsgewande sich deutlich abheben mußten. Verdrossen grub sie die Finger tief in den Pelz des Tieres ein und packte eine Handvoll der dicken Wolle. Selbst bei aller Rücksicht auf Amelia gab es Grenzen des Erträglichen.

Amelia blickte nicht auf. Ihre Ruhe beunruhigte Kaleb. Es war eine Wandlung in ihr vorgegangen, die er sich nicht erklären konnte und zwar seitdem sie wußte, daß Mark Jordan auf dem Klovacs-Hof weile. Man konnte ja nie wissen, wie die Dinge auf ein Frauenzimmer wirkten, nicht einmal bei Amelia.

„Komm, komm, Amelia, Thorwald ist durstig, hast noch Zeit genug für die Schur“, rief er ihr zu. Sein Ton traf sie wie ein plötzlicher Stoß in den Rücken. Amelia richtete sich rasch auf und strich eine Strähne graubraunen Haares aus den Augen, eine Geste, die sie für einen Augenblick linkisch und mitleiderregend erscheinen ließ.

„Du hast doch gesagt, Herr Thorwaldson

habe keine Zeit zum Kaffeetrinken?“ sagte sie. Kaleb starrte sie an. „Herr Thorwaldson trinkt Kaffee, hat sich's überlegt“, erwiderte er schließlich und wendete sich mit dem Gaste dem Hause zu. Es war zwischen ihnen kein Wort über den Kaffee gewechselt worden.

Über das griesgrämig verschlossene Gesicht des Isländers ging ein bewunderndes Grinsen. Hier gab es noch Gehorsam, das sah man auf den ersten Blick. Thorwaldsons Weibervolk hatte nicht den Verstand, solch eine Herrschaft zu erfassen und sich ihr ganz zu fügen. Da mußten schon handgreiflichere Mittel gebraucht werden.

„Wie geht's Ihrer Frau?“ fragte Amelia Thorwaldson, als sie ihn mit Kaffee bedient hatte.

„Geht ihr ganz gut. Kommt bald nieder, glaube ich, hah, hah. Eins nach dem andern! So ein Frauenzimmer!“

Amelia kehrte sich von ihm ab. Er hatte einen grotesken, überhängenden Schnurrbart, dessen Enden in die Tasse tauchten, wenn er sie zum Munde führte.

Kaleb, der Amelias Verstimmung wohl bemerkt hatte, füllte seine Pfeife und lächelte schlau.

„Setz' Dich, mein Kind“, sagte er und stellte einen Sessel dicht vor Thorwald. „Die Schur kann warten. Schwatz ein bißchen mit Thorwald, heh, eh, heh! Meine Frau ist schon ganz krank, weil sie nur ihren eigenen Mann zu

sehen bekommt, Thorwaldson, eine Frau braucht Abwechslung!“

Beide Männer lachten herzlich. Kaleb wiegte den Kopf hin und her und sah flüchtig auf Amelia, die sich wortlos auf den vorbereiteten Stuhl niedergelassen hatte. Ihre Blicke schweiften zum Fenster hin, nervös und lebhaft. Das beunruhigte Kaleb. Thorwald verschlang mit gierigem Schmatzen Fäuste voll Brot und kaltem Fleisch, das ihm Amelia vorgesetzt hatte. Sie saß vor ihm, würdigte ihn aber keiner Silbe. . . .

Ja, Kaleb war beunruhigt. Er beschloß neuerlich bei sich, daß Amelia Mark Jordan nicht zu Gesicht bekommen dürfe. Nachdem Thorwaldson fortgegangen war, trat er zu ihr und sagte mit sanfter, leiser Stimme:

„Die Lehrerin hat wieder mit Deinem Herrn Sohn gesprochen. Denk daran, daß es nicht gut wär', wenn er sie bei uns besuchte. Denn erstens, Amelia, würde es Dich an Dinge erinnern, die Du vergessen willst und zweitens ist er nicht der Mensch, den ich um meine Kinder dulde.“ Er zündete sich noch einmal gelassen seine Pfeife an, als habe er das Belangloseste von der Welt gesagt, dann schlürfte er hinaus, indem er die Füße kaum vom Boden hob, den Kopf vorwärtsschob und die Arme auf dem Rücken verschränkte. Er war befriedigt von Amelias Blässe. Wie immer ihr Gemütszustand war, er hatte sich wieder davon

überzeugen können, daß es in seiner Macht stehe, ihn in jedem Augenblick zu ändern. Das war Herrschaft!

VII

Die Schur war beendet, die Wolle in Mehlsäcken verpackt und bereit, auf die Station von Nykerk gebracht zu werden. Die gewohnte Tagesarbeit wurde wieder aufgenommen. Während Ellen im Gemüsegarten jätete und harkte, bis ihr schmaler Rücken von der Arbeit lahm war, fuhr Judith mehrmals nach Yellow-Post, um Vorräte zu holen.

„Nun ja“, wies sie Ellen ab, die ihr schließlich wegen ihrer Selbstsucht Vorwürfe machte. „Weshalb bleibst Du hier stecken? Du tust mir nicht leid, keiner von uns tut mir leid. Wir sind alle alt genug, um uns freizumachen. Warum steckst Du hier, wenn Du nicht willst? Ich will nicht und ich mach’ mich auch frei. — — — Bald! — Ertrag’ keinen Winter mehr, bis zu den Knien im Dünger. Fällt mir nicht ein. Hab’ ihm genug Kälber großgezogen. Was hab’ ich davon? Was hast Du davon? Wie wir klein waren und er sich nicht hat helfen können, war es noch was anderes. Ich sag’ Dir, ich spring’ aus.“ Ihre Stimme dröhnte von ungezählter Kraft, ihre vollen Brüste bebten.

Ellen rückte die Gläser auf der Nase zurecht; das war bei ihr immer ein Zeichen innerer

Erregung. „Judith,“ sagte sie ernst, „es ist nicht nur das. Es ist da noch etwas. Er droht ihr immer mit irgend etwas. Wie oft hast Du es gehört — hab’ ich es gehört! Ich weiß nicht, was es ist, aber sie fürchtet sich immer davor, was er tun wird. Wir dürfen’s ihn nicht tun lassen. Das weißt Du doch, daß wir das nicht dürfen. Es würde sie töten. Ich hab’ weit mehr aufgegeben als Du, um hier zu bleiben, mehr als Du jemals aufgeben wirst. Oh . . .“ Judith schleuderte ihr ein Wort zu, das Ellen zurückprallen ließ. „Judith, Du bist fürchterlich.“

„Ich bin noch fürchterlicher, als Du glaubst, viel fürchterlicher.“ Sie fuhr im Wagen davon.

Linda erwartete sie im Schulhaus. „Sie sehen verärgert aus, Judith. Was hat’s gegeben?“ fragte Linda, als sie im Wagen miteinander dahinfuhren.

„Ellen macht mich krank mit ihrem Gekjammer. Sie liebt Leiden und will alles um sich herum leiden sehen. Aber weil sie nur halb so stark ist wie ich, hat sie auch nur halb soviel auszustehen.“

„Ich glaube nicht, daß sie zu ihrem Vergnügen leidet. Sie verzichtet wohl auch auf viel, um hier zu bleiben und weiß das. Gab es einmal jemanden, den sie sehr gern hatte, der sie heiraten wollte?“

„Ich glaube ‚Ziegenaug‘, das heißt Malkolm, hat sie gern gemocht. Aber er ist schon über

ein Jahr fort und sie spricht nie von ihm. Er ist Mischling oder beinahe Mischling.“

„Aber hätte Ellen ihn geliebt, so hätte das doch nichts geschadet.“

„Glaub' nicht; jedenfalls war er zu gut für sie.“ In Judiths Augen lag unduldsame Verachtung, während sie mit den Zügeln auf den Rücken des Pferdes losschlug.

Das Rumpeln des Wagens ließ ein weiteres Gespräch nicht zu. Bei Sandbos wurde nicht Halt gemacht, da Judith wußte, daß Kaleb von der kleinen Anhöhe des Gare-Hauses Auslug hielt, ob das Pferd auch zur rechten Zeit in der Straßenbiegung auftauche.

Yellow-Post lag in einem kleinen Tal; es war wie eine Handfläche geformt und von einem kleinen Flusse gleich einer Lebenslinie durchzogen. Judith rastete vor dem Laden des schwedischen Kaufmannes Johannesson und band das Pferd an einen Pfosten, während Linda ins Geschäft trat, um für sich einige Einkäufe zu machen. Mehrere Mischlinge folgten ihr und schielten mit verstohlenen Blicken nach ihr hin. Im Laden stand Mark Jordan an den Zahltisch gelehnt und rauchte eine Pfeife. Er kam raschen Schrittes auf Linda zu und grüßte sie mit einem fast traurigen Blick.

„Sie sind nicht gekommen“, flüsterte er und ärgerte sich über die Leute, die Linda unverwandt anschauten.

„Wohin, wann?“ fragte Linda unschuldig.

„Sprechen wir draußen zusammen“, sagte er, nahm sein Paket mit Lebensmitteln unter den Arm und schob Linda zur Tür hinaus, bevor sie Gelegenheit hatte, ihre Einkäufe zu machen. Sie trafen auf Judith.

„Kommen Sie mir nach, wenn Sie hier fertig sind“, rief Linda ihr zu. Judith ging in den Laden, ohne zu verraten, daß sie gern gewußt hätte, wer der Fremde an Lindas Seite sei. Mark verstaute seine Vorräte auf den Boden seines Wagens und wanderte mit Linda den Bach entlang. Sie ließen sich am grasigen Ufer nieder und beobachteten die kleinen Elritzen, die in silbernen Reihen die sanfte Strömung hinabglitten, sich dann plötzlich wendeten und stromaufwärts schwammen, irgendeinem Nichts nach, dem Schatten eines treibenden Blattes vielleicht.

„Ich habe Sie vermißt. Gestern abends hatte es geregnet und ich hoffte bestimmt, Sie würden kommen. Ich wartete bis nach Mitternacht.“

„Aber . . . wie lächerlich. Das glaube ich nicht.“

„Ich schwöre es.“

„Aber das wäre doch etwas . . . ungewöhnlich gewesen.“

Mark runzelte die Stirne. „Es war nicht ungewöhnlich, damals, an jenem Abend. Hier tut man, was man will. Ich brauche Sie, Linda. Mehr als Sie wissen. Ich habe den ganzen Tag

Klovacs' Acker gepflügt, sonst wäre ich gestern in die Schule gekommen. Hat Frau Gare meinen Besuch erlaubt?"

„Ich habe sie noch nicht gefragt. Es ist furchtbar schwer. — Aber ich koche Ihnen bald wieder ein Abendbrot!“ rief sie plötzlich lebhaft. „Darf ich Judith mitbringen? Das Mädchen, das wir in der Ladentür trafen.“

Mark warf ihr einen forschenden Blick zu. „Damit es lustiger wird“, fügte sie hastig hinzu.

„Natürlich bringen Sie sie mit und wen Sie sonst noch mitbringen wollen.“

Sie gingen zum Laden zurück. Judith verweilte noch dort und Linda ahnte, daß sie Mark nicht begegnen wolle. Sie verabschiedete sich von Mark, der in den Wagen stieg und davonfuhr.

Es war der Posttag in Yellow-Post und als Linda allein in den Laden zurückkehrte, fand sie Judith im Gespräch mit Sven Sandbo, der die Stadtkleider und auch sein gespreiztes Benehmen abgelegt hatte. Er hatte mächtige Schultern und schmale Hüften. Seine Beine waren vom Sattel leicht gekrümmt. Die Beweglichkeit seines Mundes und seiner Nasenflügel, das träge Senken der Lider, die nachlässige Geste der Hand, in der er die Zigarette hielt, seine ganze offene Männlichkeit machten ihn anziehend und reizvoll. Judith, die finster und abweisend dreinsah, bemühte sich, bei seinen Worten nicht zu lächeln.

„Sag' mir, gefall' ich Dir besser so?“

„Ein bißchen“, gab sie zu. „Aber Du gefällst Dir selbst zu gut.“

Sven lachte. „Wolltest meine Kleider neu-
lich durchaus nicht anschauen und ich kam den
ganzen weiten Weg herüber, um sie Dir zu
zeigen. Hast mich tief verletzt, Judie.“

Sie blickte ernst zur Seite und er trat näher
heran.

„Hast Du das Picknick im letzten Sommer
ganz vergessen, Judith? Weißt nicht mehr, was
Du gesagt hast? Ich hab's nicht vergessen.“

Linda bemerkte das Gekicher und die lau-
ern- den Augen der herumlungern- den Mischlinge
und trat auf Judith zu, die sie mit Sven be-
kanntmachte. Sven unterhielt sich heiter mit
der Lehrerin, während Judith mit Johannesson
über die Vorzüge eines getrockneten Dorsches
stritt.

„Also was wollen Sie,“ fragte Johannesson,
„das ist ein guter Fisch und doppelt soviel Geld
wert. Aber ich wette, Ihr Papa gibt Ihnen nur
zehn Cents zum Einkaufen, was?“

Judith warf wütend den Kopf zurück: „Hal-
ten Sie den Mund, Sie schwedischer Dumm-
kopf. Wenn ein anderes Geschäft hier wäre,
würden wir nicht unser gutes Geld für dieses
wertlose Zeug hinauswerfen. Geben Sie mir
für einen Dollar von diesem Fisch da, aber
schnell!“ Sie stampfte mit dem Fuß auf, und
die Männer, die im Laden standen, nickten ihr

beifällig zu. Sie hätte nur um fünfzig Cents Fisch kaufen sollen. Amelia würde dies sicherlich verstehen, aber vielleicht nicht billigen.

Johannesson drehte sich gleichmütig um und wickelte den Dorsch in ein Papier. Er konnte es sich nicht leisten, Gares Kundschaft zu verlieren. Aber das unverschämte Feilschen dieses großen Mädchens brachte ihn immer in Wut. Zweifellos hatte sie Auftrag dazu.

„Linda,“ sagte Judith, als sie außerhalb Yellow-Post waren, „Sven hat mich gebeten, mit ihm zu fahren. Würden Sie den Wagen nach Hause bringen? Ich steige aus und warte auf ihn.“

„Und Ihr Vater?“

„Das ist mir gleich. Büßen muß ich es ja doch.“

Linda tat ihr den Gefallen und brachte den Wagen, wenn auch mit einiger Besorgnis, nach Hause; Judith fuhr mit Sven.

„Judie,“ begann Sven und legte den Arm um ihre Schulter, „wir wollen heiraten.“ Judith schwieg. Sie dachte an Amelia. Ellen würde ihr das nie verzeihen. „Hast Du mich nicht mehr lieb, Judie? Früher hast Du mich lieb gehabt“, sagte Sven fast demütig. Judith hob den Kopf und schloß die Augen halb. Der Wagen rumpelte durch einen kleinen Hohlweg, der durch dichtes Pechtannen- und Zederngehölz führte. Plötzlich ließ Sven die Zügel über seine Knie fallen und zog Judith in seine Arme.

„Teufel, bist Du schön, Judie.“ Sie schmiegte sich an ihn, strotzend vor Kraft. Sie fühlte ihre Stärke in diesem Augenblick. Vom Rückgrat aus schien eine mächtige Flut emporzuwogen und auszuströmen in ihre Brust, ihre Fingerspitzen, in ihren ganzen lebensatmenden Körper. Ein seltsamer Wunsch bedrängte sie. Er hatte sie zum erstenmal an dem Tage, als sie Sven nach seiner Rückkehr sah, überfallen.

„Ich möchte wissen, ob ich Dich niederwerfen kann“, sagte sie plötzlich. Sven lachte laut. „Ich wette, ich kann's. Laß mich's versuchen.“

„Gut, nächstens“, versprach er, immer noch lachend.

„Nein, jetzt gleich“, beharrte Judith. Ihr Blick glitt über seine Muskeln, die sich unter den Hemdärmeln bewegten. Es war warm und er trug keinen Rock. Sven merkte, daß sie im Ernst spreche.

Sie sprangen aus dem Wagen, banden das Pferd an einen Baum am Straßenrain fest und krochen durch den Zaun zu einer kleinen Lichtung im Zedernwäldchen, dessen Boden in warmes Sonnenlicht gebadet war. „Küß mich erst“, bat Sven. „Nein, nachher.“

Sie begannen zu ringen. Judith war fast so groß wie Sven, ihre Glieder streckten sich lang und sehnig, ihr Körper bewegte sich gewandt und geschmeidig wie der einer Wildkatze. Sven, der lachend mit ihr raufte, vermochte sie

nicht festzuhalten. Sie schlüpfte unter seinen Armen durch und wand sich um seinen Körper, so daß sie beide auf die Erde fielen. Ihre Bewegungen wurden schneller und kraftvoller. Sven vergaß zu lachen und wurde so ernst wie Judith. Er dachte nicht daran, daß er seine ganze Kraft zur Verteidigung werde anwenden müssen, bis er sah, daß des Mädchens Gesichtszüge hart und entschlossen waren und ihre Augen funkelten. Da merkte er, daß sie einen Nackengriff anzuwenden versuche, den er selbst sie gelehrt hatte. Er packte ihre beiden Hände und drehte ihren rechten Arm zurück. Judith warf sich mit ganzer Kraft auf ihn und befreite ihren Arm durch einen plötzlichen Sprung. Sven wendete sich blitzschnell um, faßte sie mit einem Arm um die Hüfte und preßte den anderen gegen ihre Kehle, so daß sie, doppelt gefangen, kaum mehr atmen konnte. Er blickte auf sie nieder. Ihre Augen waren geschlossen, ihr fast scharlachrotes Gesicht schweißüberströmt. „Genug?“ fragte er und lockerte seinen Griff. Diesen Augenblick benützte Judith; eine Kopfwendung — und sie entwand sich ihm wie ein schlüpfriger Aal. Ihre Augen blitzten, ihr Atem ging in Stößen. Sie holte mit dem Arm aus und schlug ihm mit voller Kraft ins Gesicht. Während Sven, halb betäubt von der Wucht des Schlages, sich über den plötzlichen Wechsel der Lage klar zu werden versuchte, warf sie sich auf ihn und er fiel

unter ihr zur Erde. Jetzt waren sie nicht mehr ungleiche Gegner verschiedenen Geschlechtes, jetzt waren sie zwei starke Elemente, die miteinander um die Herrschaft rangen. Sven lähmte Judiths Gliedmaßen in zwangvoller Umarmung, umklammerte ihre Kehle, schloß ihre Handfesseln mit ehernen Fingern rücklings zusammen, bis die Schultern weiß und gestrafft aus dem verschobenen Kleide leuchteten. In wütender Umschlingung wälzten sie sich auf der Erde. Ihr Körper keuchte jetzt unter dem seinen. Und jetzt grub Judith die Nägel in das Fleisch seiner Brust, jetzt bohrte sie die Knie in seine Lenden, jetzt faßte sie die zarte Haut oberhalb der Adern seiner Handgelenke mit den Zähnen. Jeden erdenklichen Schmerz fügte sie ihm zu, kämpfte dem Wahnsinn hingegeben, weil sie sonst im nächsten Augenblicke bezwungen gewesen wäre. Gesicht, Kehle und Brust der beiden glänzten vor Schweiß. Svens Atem fuhr in heißen Stößen über Judiths Gesicht. Plötzlich lockerte sich ihre Hand, die wie Stahl in seinen Hals gekrallt gewesen war — sie glitt herab. Eine Träne lief über Judiths Gesicht und mischte sich mit den Schweißtropfen.

Sven gab ihren Arm frei, den er fast bis zum Brechen gebogen hatte. Er zitterte. „Judie,“ drängte er, „Judie, schau mich an!“

Judith hob langsam die Lider. „Jetzt küß mich“, hauchte sie kaum hörbar.

SECHSTES KAPITEL

I

Eine dichte Hecke von Zwergfichten schloß den Garten gegen die Straße hin ab. Amelia kniete auf der Erde und begoß die Ranken der Tomaten. Die vergangene Nacht war kalt gewesen und aus alter Gewohnheit hatte Amelia vor dem Einschlafen zuletzt der Tomaten gedacht, wie sie auch ihr erster Gedanke beim Erwachen waren, trotz ihres von anderen Dingen so beschwerten Herzens. Da vernahm sie den Hufschlag eines Pferdes, erhob sich und trat in den Schatten der Fichtenhecke, um auszukundschaften, wer vorüberreite. Es war immerhin eine Unterbrechung im Einerlei des Tages, einem Fremden ins Gesicht zu schauen. Nun sah sie das Pferd im Schritt herankommen; der Reiter saß lässig im Sattel und blickte zur Schule hinüber. Jetzt bog er gegen das Schulhaus ein, hielt sein Pferd an und stieg ab. Amelia hörte ihr Herz schlagen. Ihre Augen hingen gebannt am Gesicht des Reiters. Die Hecke beugte sich ein wenig unter der Last ihres Körpers. Nun vermochte sie nur mehr einen Hinterkopf, nur eine Schulter wahrzunehmen. Amelia kehrte sich ab, sank in die Knie vor dem Tuch, womit in der Nacht die Tomaten zugedeckt waren. Das Ebenbild seines Vaters! Bloß nicht so einfach. — Würde es nötig sein, die Tomaten heute Nacht wieder

einzuwickeln? — — Ein Mann von Welt! Die Bildung strahlte auf seiner Stirn wie ein Licht. Er hatte eine selbstbewußte Haltung, er saß im Sattel wie ein Soldat. Und sein Vater war von einem Bullen aufgespießt worden . . . damals . . . nachdem. . . . Amelia kniete noch immer vor den Tomaten. Sie fröstelte, fühlte sich erschöpft und verbraucht wie vor Jahren, wenn sie am Krankenbett eines ihrer Kinder die Nacht durchwacht hatte, fühlte sich, als hätte man sie, zu Tode erschrocken, auf eine Bühne gezerzt, um die Hauptrolle in einer Tragödie zu spielen, worüber die Leute lachten. Das unerhörte Drama ihres Lebens tauchte vor ihr auf. Sie entsetzte sich darüber, wie sie wohl vor dem Anblick eines Gehenkten geschaudert haben würde oder vor einem widernatürlichen Verbrechen, woran sie kein Teil hatte. So ungeeignet war sie ja für die Rolle, die ihr das Leben zugedacht hatte. So ungeeignet, wie Linda es gewesen wäre. Sie war nicht geschaffen für die Bürde, die niemand, auch nicht einen einzigen Augenblick lang, ihr abgenommen hatte. Ihre Seele schrie nach Erlösung, Erlösung von der noch viel grausameren Qual, die Kaleb ihr bereiten würde — wenn er seine Drohung ausführte, die ihr immer und immer wieder aufs Herz fiel wie der warnende Ruf einer Glocke, die zu regelmäßig wiederkehrender Zeit geläutet wird.

Nach und nach vermochte Amelia klarer zu

denken. Sie hatte Mark Jordan gesehen. Einen Mann von Ehre. Sicherlich waren seine Freunde Menschen, die Ehrfurcht verdienten und ihn mit Ehrfurcht behandelten. — Wer aber war sie, das gemeine Bauernweib, daß sie sich unterfang, von seinem Leben, von seinen Ansprüchen etwas wissen zu wollen? Stolz und Empfindsamkeit spielten in seinen Zügen. Niemals, nie durfte er es erfahren! Lieber wollte sie an Kaleb zerschellen, als daß er es erführe. Kalebs Kinder mochten hinwelken und zerfallen wie Pflanzen, die der Frost getroffen hat, alles mochte zugrunde gehen. Denn Mark Jordan war der echte Sohn seines Vaters, des einzigen Mannes, den sie je geliebt hatte. Ellen, Martin, Judith und Karli aber waren nichts anderes als Nachkommen Kalebs. Sie sollten Opfer sein. Amelia wollte sie dem Lande als Werkzeuge hingeben, ganz wie Kaleb es von ihr verlangte. Sie wollte in Hinkunft nie mehr ihretwegen gegen ihren Vater auftreten, wollte sie vertrocknen, fruchtlos verwelken, lang vor der Zeit alt werden sehen und ihr Herz sollte sich verschließen und kein Mitleid einlassen, wenn ihre Jugend der Zerstörung anheimfiele.

Amelias Gesicht wurde bleich und hart, während sie im Garten kniete. Eine bedeutende Wandlung hatte sich in ihr vollzogen.

Sie trug das Tuch hinein; es würde nicht nötig sein, die Tomaten heute zuzudecken. Die Luft war durchsichtig und klar wie vor einem

Regen. Ihre Augen schweiften über die Wiesen und Reigrasfelder, die an die Schafweide grenzten. In diesem Jahr würde die Ernte unermesslich sein. Einmal hatte die Zeit des Wachstums Amelia freudig berührt und Mutterschaftsgefühle in ihr wachgerufen; die waren ihr längst fremd geworden. Jetzt fühlte sie sich bedrückt. Wachstum! — Der Tod lauerte darin. — Amelia war sich bewußt, daß in diesem einen Augenblick ihr Leben zu einem Abschluß gelangt sei, daß sie alle die Jahre her erwartungsvoll als Larve gelebt habe. Für sie gab es keine Entwicklung, für sie gab es nur einen Anfang und ein Ende.

Sie schritt ins Haus und begann den Herd mit einem geschwärzten Wollappen blank abzureiben.

II

Amelia hatte ihr früheres schattenhaftes Wesen wieder angenommen, sich schweigend unterworfen, sich selbst ausgelöscht. Linda dünkte der ewige Alltag auf dem Gare-Hof von neuem zu beginnen. Es war, als ob man nach einem schweren Seufzer wieder gleichmütig atme.

Überzeugt, daß wenigstens gegenwärtig zur Ruhe gekommen sei, was Frau Gare gequält hatte, traute sich Linda eines Tages mit einer Frage an sie heran. Frau Gare suchte gerade Eier in der Futterkrippe der Scheune und

da es Sonnabend Morgen war, half ihr Linda dabei.

„Frau Gare, Mark Jordan würde mich so gern hier besuchen und Sie alle kennenlernen. Glauben Sie, daß es Herrn Gare recht wäre?“

Amelia war auf diese Frage vorbereitet. Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich fürchte, es würde die Kinder nur aufregen, Fräulein Archer, und Unannehmlichkeiten machen. Herr Jordan würde von Dingen reden, an die wir nicht einmal denken dürfen.“

„Würden Sie dann Judith erlauben, ihn mit mir zu besuchen? Er lebt so allein und ich glaube, es wäre gut, wenn man ihm hie und da ein ordentliches Essen kochte.“ Amelia forschte in Lindas Gesicht, blickte dann rasch beiseite. „Judith kann ja einmal mit Ihnen hingehen, aber verschweigen Sie es ihrem Vater.“ Mark Jordan sollte haben, was er wollte.

„Ich werde kein Wort sagen, Frau Gare.“ Linda suchte im Heu herum und fand noch ein braunes Ei, das sie vorsichtig zu den andern in die Schwinge legte. Sich gegen Kaleb Gare verschworen zu haben, freute sie. Sie trug die Eier ins Haus und lief dann auf den Acker hinaus, wo Judith in Gedanken versunken Kartoffel häufelte. Die Sonne brannte auf des Mädchens unbedeckten Kopf und ihren starken, honigbraunen Nacken. Ein heißer, staubiger Wind bewegte die Spitzen der trockenen Kartoffelpflanzen. Rechts und links von Judiths

Nase hatten sich Staubrillen gebildet und im Flaum der Unterarme hingen Fäden grauen Staubes. Als Linda herankam, verschränkte sie die Arme und stützte sich auf ihre Harke. „Ein kleines Abenteuer, Judith“, rief Linda fröhlich. „Wir gehen morgen abends zu Mark Jordan, dem Mann, mit dem Sie mich in Yellow-Post gesehen haben.“

Judith zog die Stirn in Falten. Morgen war Sonntag. Sonntag nachmittags pflegte Kaleb zum Hof irgendeines Isländers zu fahren und nicht vor dem späten Abend zurückzukehren. „Mutter hat's erlaubt?“

Linda erzählte ihr von Amelias Einverständnis. Judith beschloß nach einem Augenblick des Nachdenkens, der Lehrerin bis zu einem gewissen Grade Vertrauen zu schenken. — „Kann ich Sven mitbringen?“

„Das wäre ja herrlich. Dann haben wir eine richtige Gesellschaft. Wenn bloß Ellen und Martin auch etwas unternehmen könnten, die haben ja nie ein Vergnügen.“

„Nein,“ sagte Judith mit Überzeugung, „die würden sich nicht unterhalten. Jedenfalls dürfen sie nicht wissen, daß Sven dort ist, das heißt, Ellen darf's nicht erfahren. Sven will mich heiraten, Linda, und mit mir in die Stadt ziehen.“

Linda blickte sie eine Weile schweigend an. Judith hatte sich in den letzten Tagen verändert. Sie war nicht mehr so ungestüm im

Umgang mit den Tieren und nicht mehr so abweisend gegen die Menschen auf dem Hofe wie früher.

„Und werden Sie ihn heiraten?“

„Ja, in einiger Zeit. Aber die andern sollen's nicht wissen.“

Linda eilte davon und Judith fuhr in ihrer Arbeit fort. Sie warf einen grollenden Blick auf die Kartoffelreihen. Nahrung für den nächsten Winter! Winter —, das hieß, morgens in das frostige Dunkel hinaus, widerspenstige Kälber herumzerren und Wassereimer, an deren Rand Eiszapfen hingen, durch Dünger und gefrorenen Kot schleppen. Sollte sie noch einen Winter der Unterdrückung, der niedergehaltenen Wut und der aussichtslosen Träume verleben? Noch einen Winter unter Kaleb Gare? Nein, alles lieber als das. . . .

Die Arbeit auf dem Hof wuchs stetig an und Judith kämpfte mit sich und ihrem Freiheitsdrang. Sie beobachtete heimlich Ellen, Amelia und Martin, sogar Karli, der jetzt schon seinen Platz ausfüllte, sah, wie sich alle ohne zu fragen sklavisch unter das Joch beugten. Und sie erkannte in sich einen fremden Geist, ein wildes, triebhaftes Wesen, das in nichts ihrer Umwelt glich.

Zeitweilig überfiel sie verzweifelter Mitleid mit Amelia, deren Geduld sie nicht verstehen konnte und sinnlose Wut auf Ellen und Martin ihrer Langmut halber. Und unter all dem

brannte die Leidenschaft zu Sven in ihr wie ein verzehrendes Feuer. Nachts lag sie mit heißen Wangen wach und dachte an ihn, dachte an den Tag in der Lichtung des Zedernwäldchens, dachte daran, wie ihre Finger über die Muskeln seines Halses geglitten waren. Kaleb hatte damals nicht bemerkt, daß Linda den Wagen nach Hause brachte.

Judith hatte Sven seit ihrem Kampfe nicht gesehen und auch nicht sehen wollen. Sie brauchte Zeit zum Nachdenken. Nach einer weiteren Arbeitsstunde blickte sie auf und entdeckte Martin, der mit drei vor dem Kalben stehenden Kühen von der Weide herankam. Mehr Geld für Kaleb Gare, mehr Mühe für alle, die für ihn arbeiteten! Er besaß jetzt fast doppelt so viel Vieh wie vor drei Jahren, aber keinen Arbeiter zur Hilfe. Denn Martin und Judith standen ja im Alter, um es miteinander warten zu können und Judith war ja stark genug, die Arbeit allein zu schaffen, wenn Martin anderweitig beschäftigt war.

In der Mulde bei den Weiden grasten die Schafe; alle geschoren, alle ihrer Wolle beraubt, die Dollar um Dollar brachte, die wieder neue Schafe brachten, aber nicht mehr Freiheit für Kaleb Gares Arbeiter, nicht mehr Freude in ihr Leben. Judith erinnerte sich plötzlich, daß der Sack voll Wolle, die sie von ihrem eigenen Schaf bekommen hatte, noch im Dachsparren verborgen sei. Sie mußte irgendwie

darüber verfügen, bevor Kaleb ihn fände. Die Harke über der Schulter ging sie später zur Scheune, wo Martin jetzt neue Planken in den löcherigen Boden hämmerte. „Martin,“ begann sie mit Überwindung, „glaubst Du, wird er einen Mann zum Heuen nehmen?“

„Nicht, wenn die Drescher so viel verlangen; wir können ganz froh sein, falls er genug Drescher nimmt. Warum fragst Du?“ Judith warf sich auf der Schwelle der Scheunentür nieder und lehnte den Kopf an den morschen Holzrahmen. „Oh, nur so. Ich hab’ gedacht, daß Ellen doch nicht stark genug zum Mithelfen ist. Erwinnere Dich, wie sie sich im vorigen Jahr eine Heugabel in den Fuß gerannt hat.“

„Gut,“ sagte Martin langsam, „ich werd’ ihn noch fragen.“

Judith beobachtete Martin, wie er, auf Händen und Knien liegend, die neuen Latten in den Boden fügte. Ihr Herz war plötzlich übervoll als sie ihn ansah und sie wünschte sich, über irgend etwas mit ihm zu reden. Sie hatte immer mehr Zugehörigkeitsgefühl zu Martin als zu allen andern gehabt. Wie gebeugt seine Schultern schon waren, wie jämmerlich mager sein Hals! Sie sah ihm zu, wie er die Nägel in die Latte einpaßte und festhämmerte und wie sanft sein Gesicht bei dieser groben Arbeit war. Warum hatte sie alles das nicht früher an Martin bemerkt? Tränen traten in ihre Augen, die an ihm hingen. Sie hätte zu ihm hinstürzen

und ihn umarmen mögen, weil sie plötzlich begriff, daß auch er ein Mensch war. Martin hätte aber sicher gedacht, sie sei verrückt geworden. — So erhob sie sich denn rasch und verließ ihn, um nichts Unbegreifliches zu tun. Martin schaute ihr nach. Trotz seiner Schwerfälligkeit fühlte er, daß es wohl nicht so sehr Ellen war, die Judith am Herzen lag. . . . Judith war nicht geübt in Verstellung.

Als er seine Arbeit in der Scheune beendet hatte, ging Martin zu dem Stoß langer, gerader Pappelbretter, die er geschnitten hatte, hobelte und maß sie für den neuen Wagenschuppen. Er baute immer in seiner freien Zeit. Kaleb schalt ihn oft, daß er spielerisch Zeit und Material vergeude für seiner Meinung nach völlig unnütze Dinge. Da aber das Bauen Martins liebste Arbeit war, ließ er sich nicht so leicht davon abbringen.

Er steckte mit den Pflöcken den Grundriß des neuen Schuppens ab. Dann und wann faßte er das rohe, unbemalte Blockhaus ins Auge, das sein ganzes Leben lang seine Heimat gewesen war. Und ein Traum umfing ihn, wurde zum Wunsch, der sich seiner Hände bemächtigte. Sie griffen schon nach gutem, festen Bauholz, Mörtel, Latten, Schindeln, griffen nach Glasscheiben, Steinen für den Grund und für den Rauchfang des neuen Hauses. Es sollte braun gestrichen werden, mit einem satten, dunklen Braun, mit ganzen Eimern Terpentin-

farbe, die man weithin riechen könnte. Eine Veranda würde auf die Hauptstraße hinausgehen, wie sie die Häuser auf den Abbildungen des Warenhauskataloges zeigten. Und ein hoher, eiserner Zaun sollte den Fahrweg einfassen; auf der Straße würde er die Furchen glätten und zu beiden Seiten des Einganges eine Eiche pflanzen, auf daß in künftigen Jahren zwei große, weitverzweigte Eichbäume sich dort erheben.

An diesem Abend hatte Martins Gesicht einen fast glücklichen Ausdruck, während er ein Brett in Amelias Vorratskammer einpaßte.

Kaleb kam von seinem Gang durch die Felder zurück. Er war im Begriff, die Laterne an die Wand zu hängen, prüfte aber zuvor durch Schütteln, ob noch genug Öl darinnen sei. Er fand, daß sie nachgefüllt werden müsse und übergab sie Amelia.

„Wird eine Bombenernte, Martin, wenn's so bleibt“, sagte er. Judith und Amelia, die den Separator wuschen, übersah er.

„Wie steht's mit dem Wagenschuppen?“ fragte er liebenswürdig und setzte sich nieder, um die schweren Stiefel auszuziehen. Zwar hatte er Martin schon während des Abendbrotes danach gefragt, aber es fiel ihm kein anderer Gesprächsstoff ein, der die Frauen von der Teilnahme daran ausschloß. Nein, nicht reine Neigung zu Martins Arbeit hatte diese Frage veranlaßt.

„Ganz gut,“ sagte Martin noch einmal. Er suchte nach einem Ausdruck für das, was ihn bewegte, da Kaleb so wohlgelaunt über die Ernte sprach. Langsam an seinem Holz schabend begann er: „Ich hab’ gemeint, wir könnten im nächsten Frühling bauen, wenn wir eine gute Ernte haben.“ Judith und Amelia wendeten sich Kaleb zu, um die Wirkung von Martins Worten zu beobachten. Kaleb entging ihre Neugierde nicht. „Ja, die Hütte sieht aus, als ob sie in der Mitte entzweigen wollte“, sagte er sanft und schlürfte ins Nebenzimmer.

Martin, Judith und Amelia tauschten unwillkürlich einen Blick des Einverständnisses miteinander aus. „Dann“, sagte Judith, „werden wir eben in der Scheune wohnen.“ Amelia schwieg, obwohl sie bemerken konnte, daß die Zurückweisung Martin schmerze.

Aber Martin war ein geborener Baumeister; der Traum hatte sich in seinem Herzen eingenistet. Er beschloß, noch einmal an Kaleb heranzutreten, wenn die Frauen nicht dabei wären. Hiezu wollte er das Ende des Sommers abwarten. Auch wenn die Ernte fehlschläge, würde das Vieh etwas eintragen und Kaleb hatte jetzt viel zu viel Pferde auf der Weide. Er konnte es sich leicht leisten, im Frühling zu bauen.

Der nächste Tag war ein Kirchtag; Kaleb besuchte den Gottesdienst in Yellow-Post und nahm das Mittagessen bei Thorwaldson. Er

brachte Thorwald nach Hause mit und sagte zu Amelia, daß er nach Westen fahre und erst abends heimkomme. Nachmittags sattelten Judith und die Lehrerin mit Amelias Erlaubnis zwei Pferde und ritten zu den Sandbos.

Linda war erregt und glücklich. „Judie,“ sagte sie, „haben Sie Ihrer Mutter von Sven erzählt?“

„Nein,“ erwiderte Judith, „sie würde sich bloß kränken. Und er würde es aus ihr herausbekommen und alles wär’ vorbei.“

„Warum wäre alles vorbei?“

„Er würde mich eher umbringen, als mich Sven oder irgendwen andern heiraten lassen. Solch eine Veränderung! Er müßte einen Arbeiter aufnehmen und könnt’ nicht so viel Geld ersparen. . . . Und dann würden auch Ellen, Martin und Karli auf und davon wollen.“

„Aber, Judith, Ihr könnt doch nicht Euer ganzes Leben lang hier bleiben?“

„Oh ja, wir können hier bleiben, bis Ellen blind wird und ich verrückt und die anderen sterben. So lebt man hier bei uns. Aber ich mach’s nicht mehr mit. Warten Sie, bis das Heuen vorbei ist.“

Sie ritten schweigend im warmen Nachmittag dahin. Linda blickte über die halbvertrockneten Teiche, die die Straße säumten und worauf zahllose Wasserkäfer wie irrende Lichtfunken hin- und herschossen. Steif und spröde stand das Schilfgras. Es würde bald

regnen. Linda mochte die staubigen, trockenen Schilfkolben nicht leiden. Aber sie dachte ja gar nicht an das Schilf, sondern an die Gares.

Als sie dem Bereich des Sandbo-Hofes nahe gekommen waren, lief ihnen Sven ein Stück auf der Straße entgegen, um sie zu begrüßen. Er packte Judiths Pferd am Gurt und hätte sie gerne geküßt; aber sie entwand sich ihm mit einem Blick auf Linda.

„Wir gehen zu Klovacs hinüber, kommst Du mit?“ fragte Judith leichthin. Er wendete ihr sein gesundes, lebhaftes Gesicht zu und wieder ging ein Beben durch ihren Körper.

„Natürlich komme ich. Ich habe einmal mit Jordan auf der Straße gesprochen. Er ist ganz nett für einen Städter“, fügte er wohlwollend hinzu. „Ich gehe mit. Sagst Du der Mutter guten Tag?“

Frau Sandbo und die Mädchen traten eben aus dem Hause. Judith und Linda stiegen von ihren Pferden, während Sven das seine aus dem Stall holte. Frau Sandbo, die schon lange nicht mit Judith gesprochen hatte, betrachtete sie prüfend, froh, jemanden von den Gares wieder einmal ganz in der Nähe zu sehen. Sie bemerkte, daß Judith noch immer keine neuen Schuhe besitze. Emma, die eines Tages mit ihr vor dem Schulhause zusammengetroffen war, hatte damals berichtet, daß ihre Zehen aus dem Leder hervorschauten. Fast war es so. Und Judiths Kleid! Welch ein schäbiges Fähnchen

für den Sonntag! Was für ein Mann Kaleb Gare doch war, was für ein Vater! Ludwig hatte auch seine Fehler gehabt, aber geizig war er nicht gewesen, im Gegenteil, ein Verschwender!

„Und Ihre Mutter? Wie geht's denn der Mutter?“ fragte Frau Sandbo. „Sie hatte solches Zaahnweh, als ich sie das letzte Maal sah.“

Linda unterdrückte ein Lächeln. Frau Sandbo schien besonders darauf zu brennen, das Neueste über Frau Gares Zähne zu erfahren.

„Es geht ihr gut, danke“, sagte Judith steif. Der prüfende Blick Frau Sandbos und die plumpen Töchter in ihren rosa Leinenkleidern gefielen ihr nicht. Sie wünschte, daß Sven sich beeilen möge. Endlich erschien er und sie verabschiedeten sich von Frau Sandbo, Emma und Dena.

Sven erzählte lebhaft von den Veränderungen, die er seit seiner Rückkehr hier vorgenommen hatte. „Ich mag kein Müßiggänger sein und auf einem Besitz wie dem unsrigen ist Landarbeit keine wirkliche Arbeit. In der Stadt gibt's wirkliche Arbeit, Ziegellegen zum Beispiel, ein schöner Verdienst! Ich möcht', daß Mutter den Hof verkauft und dann geh' ich in die Stadt zurück, sobald der Sommer vorbei ist.“

In Lindas Gegenwart sah Judith ihn kaum an, aber als die Lehrerin voranritt, um Mark Jordan ihre Ankunft anzukündigen, beugte sie sich im Sattel vor und küßte ihn rasch.

Mark lachte in kindischer Freude hell auf, als Linda die Tür öffnete und auf ihn zukam. Er hatte auf dem Sofa im Wohnzimmer gelegen und in einer Zeitschrift gelesen. Jetzt sprang er auf und hob sie in die Höhe. Sie machte sich schüchtern los. „Ich habe Paul und Virginia mitgebracht,“ sagte sie lächelnd, „dürfen sie hereinkommen?“ Mark trat mit ihr hinaus, gerade als die beiden behende von den Pferden sprangen. „Was sie für ein schönes Paar sind“, raunte er Linda zu, die nickte. Als die Lehrerin sie vorstellte, reichte Judith Mark etwas verlegen die Hand. Aber in kurzer Zeit vertrieb seine gute Laune ihre Scheu völlig und alle gingen ins Haus. Judith sah sich etwas ängstlich in der Küche um, als fürchte sie, daß die Decke auf sie herabfalle, so wenig war sie daran gewöhnt, in fremden Häusern zu sein. Dann traten sie ins Wohnzimmer. Mark ließ seinen Phonographen spielen und sie hörten eine Stunde lang andächtig zu. Judith hatte schon einmal im Hause eines Isländers einen gehört, aber der hatte einen Trichter gehabt und sein Ton war lange nicht so süß und so verlockend gewesen. Ihre Augen wurden dunkel und abwesend, während ihre Erregung mit dem Rhythmus des Tanzes stieg und fiel. Es wurde ein Walzer gespielt und sie fürchtete zu weinen, bevor er zu Ende sei.

Linda und Mark tanzten ein wenig und Judith sah ihnen verzückt zu. Es war ihr alles so

neu und doch schien es ihr das zu sein, wozu sie gehörte. Sven wußte, daß sie nicht wie Mark und Linda tanzen könne und forderte sie nicht auf; sie war ihm dankbar dafür. Das Abendbrot, das Mark „ein Bankett“ nannte, war herrlich. Judith und Linda bereiteten ein paar schmackhafte Gerichte, während die Männer rauchten und über Dinge sprachen, die Sven in der Stadt gehört und gesehen hatte. Als sie sich schließlich zu Tisch setzten, herrschte die fröhlichste Laune. Judith strahlte und war so lebhaft, als gelte es, an diesem Abend jeden Augenblick des Glückes festzuhalten.

Bald nach dem Abendbrot brachen sie auf, da Judith fürchtete, daß Kaleb früher heimkehre. Lindas und Marks Pferde gingen im Schritt, während Judith und Sven vor ihnen her trabten.

Im Waldweg wurde die Luft schwer vom Harzduft der Bäume. Eine Schwalbe schwang sich in den lichten Himmel und verschwand wie ein Schatten. Als Mark und Linda die Anhöhe auf halbem Wege zwischen dem Klovacs- und Sandbo-Hof erreicht hatten, versank die Sonne im Lattsumpf. Auf dem regungslosen Wasser zog sich ein blutroter Streifen hin. Die zuckenden Schatten der schreitenden Pferde wurden purpurn; es war, als würden die Hufschläge leiser in der grauen Dämmerung. Stille hatte sich auf die Erde gesenkt wie ein Flügel, wie ein schwebender Gedanke. Nach einigen

Augenblicken des Schweigens sagte Mark: „Dies Leben hier verwandelt die Menschen. Sie werden nicht als die Gleiche davon Abschied nehmen, Linda. . . .“

SIEBENTES KAPITEL

I

Kaleb erfuhr nichts von Judiths Besuch auf dem Klovacs-Hof. Aber Ellen, die davon hörte, verhielt sich so, wie er es an ihrer Stelle getan hätte; sie ließ ihre Mißbilligung Amelia entgelten. Sie und ihre Mutter buken gerade Pfannkuchen, die Kaleb sehr gerne aß, als die Sache zur Sprache kam. „Ich find’ es unpassend, daß Judith mir nichts dir nichts einen fremden Mann besucht, ohne ältere Begleiterin!“ greinte Ellen, während sie den ausgerollten Teig heftig mit dem Walkholz bearbeitete. „Das in Vaters Abwesenheit zu tun, ist einfach Betrug.“

„Die Lehrerin hat sie ja begleitet und sie ist doch älter als Judith“, erwiderte Amelia sanft. „Ich finde gar nichts dabei, wenn sie einen Nachmittag dort verbringt. Judith hat so wenig Vergnügen und arbeitet so schwer.“ Amelia beugte sich über die Pfanne auf dem Herd, worin das Fett prasselte und genoß ihr heimliches Glücksgefühl, denn sie wußte von Linda, daß Mark Jordan seine Freude an dem Besuch der beiden Mädchen gehabt habe.

„Na,“ sagte Ellen beleidigt und schöpfte tief Atem, „ich glaube, wir arbeiten alle schwer.“

„Gewiß, Ellen. Du solltest natürlich auch hie und da einen Feiertag haben, ebenso wie Judith. Warum denn nicht? Aber Du kommst mehr hinaus als Judith. Sie war noch nie mit Martin in Nykerk, Du schon.“

„Jawohl, mit dem Vieh. Aber ich möchte mir doch mein Vergnügen nicht stehlen. Wenn er bemerkt hätte, wo sie gestern war, oder wenn er's irgendwie noch erfährt . . . Judith wird mit jedem Tag selbstsüchtiger. Sie schert sich um keinen von uns, nein, sie kümmert sich keinen Deut um irgendwen andern — nur um sich selbst.“

„Aber Ellen, reg Dich nicht so auf. Das ist doch keine Heuchelei. Judith und die Lehrerin waren nur drüben, um Abendbrot für den jungen Mann zu kochen, der ganz allein dort wohnt. Daran ist wirklich nichts Schlechtes.“

„Hm, man könnte meinen, es sei irgendein Verwandter“, sagte Ellen schnippisch. „Es gibt genug Junggesellen in der Umgebung, um Judith die ganze Woche zu beschäftigen.“

Amelia lächelte und wendete den Pfannkuchen mit der Gabel um. Ellen wäre die erste, die von ihrer hohen Warte puritanischer Selbstherrlichkeit ihre Mutter verdammen würde, erführe sie die Wahrheit.

Länger und heller wurden die Tage. Kaleb schickte häufig Sahne und Butter zur Station

und man mußte immer wieder separieren und buttern. Der Garten kostete Amelia endlose Mühe. Sie pflegte die zarten Tomatenranken wie neugeborene Kinder und ihr Herz stand einen Augenblick lang still, wenn sie irgendwelche Schäden an dem heiklen Gemüse entdeckte. Kaleb verbrachte viel Zeit mit Rinderzüchtern und Pferdehändlern außer Haus und kehrte, erfüllt von wichtigen Neuigkeiten, zurück, die er aber den Seinen nicht preisgab. Die Besorgung des Viehs fiel fast ausschließlich den Kindern zu.

In der Zeit nach jenem ereignisreichen Sonntag ging Judith wie in einem seltsamen Traume umher, ohne sich klar darüber werden zu können, was mit ihr geschehen war. Sie wußte nur, daß sie eine Zeitlang in einer anderen Welt geweilt hatte, die ihr trotz aller Fremdheit wunderbar vertraut erschienen war. Und die Musik! Noch heute war sie davon benommen. Sie hütete das Vieh, reinigte den Stall, harkte die Kartoffeln im Takte eines Walzers oder eines Volksliedes, als klinge ein ganzes Orchester in ihrem Herzen. Und wenn sie dann erwachte, fand sie Amelia, Ellen, Martin und Karli stumpf wie immer mit ihrer Arbeit beschäftigt, den Garten jätend, die fohlenden Stuten besorgend, Wasser tragend, Pferde tränkend und nach Regen auslugend und auf diese Weise Kaleb wortlos davon überzeugend, daß alles in Ordnung sei in diesem Lande, das sein Eigen war.

Wenn sie sich der wachsenden Zuversicht, womit Kaleb die Angelegenheiten des Hofes leitete, und der geduldigen Fügsamkeit der andern erinnerte, dann bangte ihr vor der geheimnisvollen, bindenden Kraft des Bodens, die Hand und Fuß fesselte, vielleicht sie selber fesselte, wenn sie entfliehen wollte. Sven, dem sie zweimal auf der Nordweide begegnet war, als er das Vieh hintrieb, hatte sie gebeten, mit ihrer Mutter über die Heiratspläne zu sprechen. Aber Judith hatte es immer wieder verschoben, der zitternden Hoffnung hingegeben, daß irgendein Ereignis auf dem Hofe eintreten und Amelia dann ihre Mitteilung günstiger aufnehmen werde.

Wieder einmal erkundigte sie sich bei Martin, ob Kaleb einen Mann zum Heuen aufnehme. „Ich werd’ ihn fragen“, sagte Martin zweifelnd und näherte sich Kaleb, der im Stall ein Paket öffnete — Pferdemedizin, die soeben mit der Post gekommen war.

„Das Heu steht sehr gut, es wird noch einmal soviel sein wie letztesmal“, meinte Martin.

Kaleb schaute ihn von der Seite an. Er zog den Kork aus einer der Medizinflaschen und roch daran. Dann steckte er ihn zurück und stellte die Flasche auf das Brett der Scheunewand. Da er nichts erwiderte, war Martin genötigt, ohne Ermutigung fortzufahren. „Hab’ gemeint, es wär’ nicht übel, einen von den Mischlingen aufzunehmen; sie sind billig und

wir machen's schneller als mit den Mädchen.“ „Geht nicht in diesem Jahr, Martin. Die Wolle ist um zehn Perzent gefallen, weißt Du? Man wird eben den Mädchen Beine machen.“

Aller Ärger, dessen Martin fähig war, wallte heiß in ihm empor. „Das bißchen Einbuße kann nichts ausmachen. Ich find', es ist eine armselige Wirtschaft, so zu knausern.“

Kaleb wendete sich langsam um. „Es hat nicht viel Bedeutung, was Du findest“, sagte er ruhigen Tones. „Hier geht alles, wie ich will, daß es gehe. Wenn Du alt genug bist, es besser zu verstehen, werd' ich Dich um Deine Meinung fragen.“ Er klatschte den Staub aus den Händen und stapfte aus der Scheune. Martin ging beschämt und mit rotem Kopf, um Judith zu suchen, die Futter im Hühnerstall mischte.

„Na, Judith, Du brauchst Dich nicht weiter um Ellen zu sorgen. Er nimmt keinen Mann zum Heuen.“

„Nimmt keinen“, wiederholte Judith dumpf. Ihre Augen blickten hart, aber sie machte keine weitere Bemerkung.

Später stand sie vor ihrer Mutter, die Hände in der Tasche, in der Stellung eines Arbeiters, der seinen Lohn fordert. Nichts Kindliches und Vertrauensvolles lag in ihrem Auftreten. Sie hatte eine Mitteilung zu machen und sie machte sie. „Sven Sandbo will, daß ich ihn heirate.“

Amelia sah sie entgeistert an. „Und wirst

Du es tun?“ fragte sie mit schwacher Stimme. Eines von den Ereignissen, wovon sie sich stets gefürchtet hatte, war also eingetreten. „Sobald ich sicher weiß, daß er nicht alle umbringt, wenn ich's tu“, erwiderte Judith. „Sag ihm, er muß einen Mann zum Heuen aufnehmen und bring mir die Antwort. Ich kann nicht länger bleiben . . . ich kann nicht!“

Sie drehte sich jäh auf dem Absatz herum und verschwand. War es nicht erstaunlich, daß Amelia nicht sogleich Einwände erhoben hatte? Nun würde sie ihren Weg gehen und mit allem einverstanden sein, was Sven auch vorschlagen mochte.

Als Judith sie verlassen hatte, hob Amelia den Blick von ihrer Arbeit auf und ließ ihn über die grobe Tünche der Wand wandern. So war's also gekommen, trotz aller Mühe, die sie sich gegeben hatte. Natürlich, sie hatte nicht erwarten können, daß die Mädchen ihre ganze Jugend für sie aufopferten und sie konnte dieses Opfer auch nicht fordern. Folgte aber Judith Sven, dann würde Kaleb unbeugsam sein, seine Drohung ausführen, um die andern auf dem Hof zu halten. Und die Schande mauerte sie alle auf ewig in diese Wände ein. Niemand würde in die Familie einheiraten, wenn die Wahrheit über die Mutter durchsickerte. Kaleb würde Mark Jordan zugrunde richten, um die andern an der Flucht zu hindern. Sie kannte ihn so gut! Und der

Eindruck auf Mark? Auf Linda Archer? Das war die Frage, ja, das war die Frage. Aber sie hatte keine Möglichkeit, sie zu beantworten. . . .

In dieser Nacht, als die andern sich ins Dachgeschoß zurückgezogen hatten, sprach Amelia mit Kaleb. Er war in besonders milder Stimmung, da er eine alte Heuraufe günstig verkauft hatte.

„Kaleb, Sven Sandbo will Judith heiraten“, sagte Amelia mit leiser Stimme, damit sie droben nicht vernommen werde.

In Kalebs Augen drohte es. „Sprich weiter, Du Frauenzimmer, sprich weiter. Du schämst Dich ja nie, nicht wahr?“

Amelia biß sich auf die Lippen. „Ich glaube, sie sollte heiraten, bevor Bart Nugent herkommt. Du hast gesagt, er besuche uns vielleicht. Und er wird sich's nicht sehr überlegen, worüber er spricht, wenn er gerade getrunken hat“, sagte sie angstvoll. Kaleb hatte neulich angedeutet, daß Bart Nugent während des Sommers einen Ausflug hierher machen wolle. Amelia wußte nicht, ob sie es glauben solle oder nicht.

Die Lage begann Kaleb Spaß zu machen. „Meinst Du? Hast wohl Angst, Bart könnt' Wahrheiten sagen. Sven könnt' sie erfahren, heh, könnt' sich besinnen, ob er in eine so feine Familie hineinheiratet.“

„Niemand hier in der Gegend würde die Mädchen heiraten, wenn die Leute es wüßten.“

„Nein“, stimmte er freundlich zu. „Die Leute hier achten auf Moral. Aber das ist noch kein Grund, sie zu übervorteilen. Wär's nicht besser, abzuwarten, was aus Judith wird, bevor wir sie einem anständigen Manne geben?“

Amelia sprang auf. Ihr Gesicht war weiß.

„Jetzt hab' ich aber genug von Dir, Du Heuchler!“ sagte sie mit versagender Stimme. „Du denkst doch nicht an Judith. Du denkst in Deinem schmutzigen Geiz nur daran, Arbeit aus ihr herauszupressen. Wenn Du wenigstens die Wahrheit sagtest, könnt' ich Deine Quälereien noch ertragen, aber das, das ertrag' ich nicht. Du . . . Du . . . Betrüger Du!“

Amelia hörte ihre eigene Stimme wie die einer Fremden. Als Kaleb dichter an sie herantrat und seine Augen ihr Gesicht versengten, stand sie völlig starr, alles Leben war aus ihrem Körper gewichen. Dann brach die alte Furcht wie ein Strom von Eiswasser über sie herein. Schweißperlen traten auf ihre Lippen und ihre Hände zitterten. Kaleb lachte lautlos. Und dann sprach er fast flüsternd, wie immer, wenn er rasend vor Zorn war. „Wirst plötzlich selbständig, heh? Mark Jordan ist nicht so weit weg, daß ich nicht heut' noch zu ihm hinüberkönnt', bevor ich schlafen geh'.“

Amelia schüttelte den Kopf, ihre Lippen bewegten sich tonlos. Wenn sie der Szene nicht ein Ende machte, würden die Kinder merken, was hier vorging. Auch Linda würde es hören.

Kaleb musterte sie eine Weile. Schließlich war sie ein ärmliches Geschöpf, aller dieser Aufregungen nicht wert. Gemächlich entledigte er sich der Schuhe, schob wie allabendlich den Riegel vor, blies die Lampe aus und legte sich ins Bett. Amelia saß noch lange in der Küche und las beim Laternenschein winzige junge Erbsen.

II

Judith, die Bruchstücke dieses Gesprächs durch die dünne Wand des Stiegenhauses aufgefangen hatte, kehrte geräuschlos in ihr Bett zurück und lag die ganze Nacht hindurch schlaflos. Sie hatte von etwas gehört, zu furchtbar, um es in Worte zu fassen, von etwas, das sie für ewig von Sven trennte. Ungeheuerliche Vermutungen bedrängten sie. Was für ein Unglück auch über Amelia schweben mochte, jetzt wußte sie, daß auch sie selber davon bedroht sei. Tags darauf nagte der Gedanke an ihr, wütend wie ein körperlicher Schmerz. Sie konnte sich keinem mitteilen. Verstohlen sah sie nach Amelia hin; ihr Mitleid wuchs und dennoch durfte sie nicht an die Sache rühren. Denn nie hatte es einen Austausch von Zärtlichkeiten, nie die Empfindung, Mutter und Tochter zu sein, zwischen ihnen gegeben.

Als Judith sich aufmachte, das Vieh zu holen, nahm sie, um Sven auszuweichen, den Weg jenseits des Wäldchens, der vom Sandbo-

Hause aus nicht zu überblicken war. Der Abend war so klar, daß die Büsche im Wald wie Glas glänzten. Sie hörte Sven über den Sumpf nach seinem Vieh rufen und wußte, daß er es tue, um von ihr gehört zu werden. Das ließ sie ihre Einsamkeit bitter empfinden. Trotzdem wagte sich kein Wunsch hervor. Seit der letzten Nacht fühlte sie sich beschmutzt und seltsam unwert. . . . „Niemand würde sie heiraten, wenn die Leute es wüßten“, hatte Amelia gesagt.

Gegen die Lehrerin schloß sich Judith völlig ab. Denn hier waltete etwas Hartes, Unerbittliches, das Linda niemals begreifen könnte, Linda, die einer andern Welt angehörte: der des Tanzes und der Musik.

Eines Tages verendete ein Pferd auf der Weide und Kaleb schickte Martin und Karli hinaus, um es abzuhäuten. Bevor der Kadaver entfernt wurde, hatte Judith ihn gesehen, rot und furchtbar im brennenden Sonnenlicht. Seit her schien ihr eigener Schmerz die Gestalt dieses Pferdes anzunehmen.

Sie arbeitete unermüdlich wie eine Maschine vom Morgen bis zum Abend, so daß Kaleb ihr fast seine Anerkennung ausgedrückt hätte. „Ich fahr’ dieser Tage in die Stadt, Judith. Vielleicht willst Du, daß ich Dir etwas mitbring’? Ein Paar Schuhe oder sonst was“, schlug er vor, als wisse er nicht, daß sie in Ermangelung eigener Karlis Schuhe trug. „Nein,“ murmelte

Judith, „ich brauche nichts.“ Amelia bemerkte Judiths stumpfe Gleichgültigkeit gegen alles wohl und machte sich Vorwürfe, aber gewohnheitsgemäß schwieg sie. Sie leisteten getrennte Arbeit unter Kaleb Gare, jeder mit seinen eigenen Angelegenheit beschäftigt.

Kalebs schöne Flachsfelder dehnten sich wie ein blaßsilbernes Gewebe unter dem Himmel. Er betrachtete den Flachs jetzt täglich, maß seine Höhe und prüfte die Feuchtigkeit des Bodens. Der Flachs war sein Stolz, seine große Hoffnung. Er hatte doppelt so viel gepflanzt wie im letzten Jahre. Aufsätze über den Flachsbau waren für ihn wie das Wort Gottes.

Das Reigras wuchs herrlich, ohne daß man sich darum kümmern mußte und er würde es gut verkaufen. Aber der Flachs war etwas, wofür man beten mußte.

Am Tage nach seiner „kleinen Meinungsverschiedenheit“ mit Amelia, wie er die Auseinandersetzung bei sich nannte, streifte er mit wachsender Zufriedenheit durch das Wäldchen, das er von Fusi Aronson „gekauft“ hatte. Im Süden lag Sumpf und ausgetrockneter Seeboden, gegen die er den Wald eingetauscht hatte. Fusi würde ihn sicherlich gut verwenden können. Die Isländer waren ja findige Leute! Er lächelte vor sich hin, als er bedachte, wie die Dinge sich gefügt hatten.

Es war nur eine Frage der Sammlung, alles das zu bekommen, was man wollte. Gewiß,

es würde ziemlich schwierig sein, den schweineköpfigen Thorwaldson zu überreden, das Weideland zu verkaufen, jenes Weideland, das im Westen an das seine grenzte. Schändlich, dieses Stück Land so zu vergeuden, für ein paar schäbige, mückenzerfressene Pferde! Er mußte Thorwaldson herumkriegen.

Ja, Kaleb fühlte sich nach seinem Zusammenstoß mit Amelia sicher und fröhlich. Sie hatte durch ihr Verhalten bewiesen, daß sie Judiths Plänen nicht Vorschub leisten werde. Und er konnte sich, wie alle anmaßenden Menschen, nicht vorstellen, daß Judith seine Wünsche ohne die Hilfe von wenigstens einem der Eltern zu durchkreuzen wage. Kaleb hatte keineswegs den Wunsch, die Sache mit Mark Jordan auf die Spitze zu treiben. So wie die Dinge standen, schmeckten sie nach Hinterhältigkeit. Im gewissen Sinn hatten sie irgendwie ihre ernste Bedeutung verloren und waren eine Art Spiel geworden, das ihn unterhielt. Eine Lösung, wenn sie auch vielleicht die Schrauben im Gefüge seines Hauses fester anziehen würde, müßte doch seine Rolle als Held in einer geheimnisvollen Sache beeinträchtigen. Jedenfalls hatte sich Kaleb immer als das betrogene und hintergangene Opfer in einem Dreieck angesehen, obwohl ihm vor seiner Heirat Amelias Fehltritt bekannt war, vielleicht der Grund, weshalb ihn bei allem, was er tat, niemals ein Gefühl der Reue befiel. Seine Emp-

findungen hatten sich zu einem ehernen Glauben verdichtet, das Leben habe ihm eine ewiges Unrecht zugefügt, das durch nichts gesühnt werden könne.

III

Am letzten Tage des Juni fuhr Kaleb nach der Stadt im Süden. Diese Reise, die er jedes halbe Jahr unternahm, dauerte nur drei — vier Tage und hatte ausschließlich den Zweck, Vorräte einzuschaffen, die in Yellow-Post oder in Nykerk nicht zu haben waren, sie wurde aber von Kaleb mit dem Nimbus einer feierlichen Handlung umgeben. Und niemals gab es eine Entspannung nach Kalebs Abreise, denn er bemühte sich, die Aufgaben so zu verteilen, daß sie wie ein Abbild seiner selbst zurückblieben.

Judith konnte nun vier Tage lang gehen, wohin sie wollte. Aber sie versuchte es nicht, Sven Sandbo zu sehen.

ACHTES KAPITEL

I

Kaleb war fort, aber alles ging seinen unterbrochenen, gleichförmigen Gang weiter wie sonst. Martin vollendete seine Arbeit am Wagenschuppen und träumte vom neuen Haus. Amelia und Ellen schafften im Garten, melkten, butberten und ließen den überschüs-

sigen Rahm durch Skuli Erikson zur Station befördern. Sie hatten die Kannen von Skuli ausgeliehen, da Kaleb nicht zu bewegen war, für eine jeweils kurze Zeit eine eigene zu kaufen.

Die Lehrerin, die nun im Juli zwei Wochen Schulferien hatte, beobachtete die Gares mit tiefem Mitleid und kam doch keinem von ihnen näher. Ellen verhehlte kaum ihren Widerstand gegen alles, was mit Linda zusammenhing, von der feinen Wäsche angefangen, die sie zum Trocknen an die Leine hängte, bis zur Lehre, die sie den Kindern in der Schule gab: in jedem Lebewesen immer nach Schönheit zu suchen. Sie konnte sich durchaus nicht merken, ob Linda Zucker in den Tee nahm oder nicht, so wenig bedeutete ihr die Lehrerin und ihr Geschmack.

Martin mied Linda aus reiner Scheu und Ehrerbietung; Karli war weniger unzugänglich und bot sich hie und da an, mit ihr Haschen zu spielen. Aber obwohl er fast erwachsen war, wurde der Junge verdrießlich oder greinte, wenn nicht alles nach seinem Willen geschah: Kaleb's Abbild.

Mit Judith wußte sich Linda keinen Rat mehr. So oft das Mädchen mit ihr sprach, geschah es in einem schroffen, fast beleidigenden Ton. Eines Abends hatte sie die Sandbos besucht, bei denen sie häufig mit Mark Jordan zusammentraf, und Sven hatte sich bei ihr er-

kündigt, weshalb Judith ihm offensichtlich aus dem Wege gehe, wenn sie das Vieh heimtrieb. Aber sie erhielt keine Antwort von Judith, als sie ihr Svens Frage vorlegte. Das verletzte und erstaunte sie um so mehr, als an jenem Sonntag Judiths Widerstand völlig gebrochen gewesen war.

An einem schläfrigen Nachmittag, während Kalebs Abwesenheit, nahm Linda das kleine Pony der Sandbo-Kinder und ritt zur Behausung von Dora Brund, Frau Sandbos verheirateter Tochter, die nach den Berichten ihrer Mutter an der Seite eines brutalen Gatten ein elendes Leben führte. „Das arme Kind!“ hatte Frau Sandbo gejammert, „sie wird sich so freien, wenn Sie kommen.“

Der Weg zog sich etliche Meilen längs dem Sumpfe hin, aus dem Inseln schwankenden Moores und hohen, haarähnlichen Grases sich erhoben. Eine Landschaft, süß und rau zugleich, als sei sie mit ihrer Armut zufrieden. Linda wünschte sich, daß Mark Jordan bei ihr wäre; sie empfing so viel Anteilnahme und anregende Freundschaft von ihm. Es ging eine ruhige Wärme von ihm aus und sein Benehmen war von selbstverständlicher Vertraulichkeit, die niemals wieder an den Gefühlsausbruch mahnte, der ihn damals, bei ihrem Besuch im Regen, übermannt hatte. Und doch bohrte es in ihr, daß die Erinnerung daran sichtbar auf seinem Gesichte geschrieben stand, so oft er sie

ansah. Manchmal wagte sie nicht, seinem Blick zu begegnen, aus Furcht, voreilig den Augenblick herbeizurufen, der einmal kommen mußte, wie sie beide wußten.

Linda war sich ganz klar darüber, daß sie mit Mark nicht häufig zusammentreffen könne, ohne böswilliges Gerede bei den Siedlern zu erregen. Die Unduldsamkeit der Erde hatte sich auch ihren Seelen mitgeteilt. Und die Lehrerin mußte vor allen andern ein Muster der Unantastbarkeit sein. Freilich zuweilen war es Linda zumute, als ob sie trotz aller Bedenken der lastenden Kälte im Gare-Hof und der eigenen Einsamkeit entfliehen und Schutz suchend den Kopf an Mark Jordans Schulter lehnen müsse. Immer wieder durchmaß ihr Blick die gleichförmige, flache Prärie mit den niedrigen, verstreuten Waldstrichen, die im Westen und Norden vom Gare-Hof lagen und fragte sich, wie sie den Sommer verbringen solle. Hielte sie nicht Mark, der — wie sie wohl wußte — sie vermissen würde, sie würde die kurze Ferienzeit in der Stadt verleben.

Hinter einem Streifen dürftiger Birken lugte das Haus der Brunds hervor, das mit Dachpappe und rechtwinkligen Latten gedeckt war und aussah wie ein Tiegel, den man verkehrt in den Boden gesteckt hatte. Vor dem einzigen Fenster an der Stirnseite des Hauses hing ein Spitzenvorhang mit verschlissenen Kanten. Die schiefe Scheune und die zwei plumpen

Nebengebäude, deren Mauerspaltten klafften, so daß man durch und durch sehen konnte, breiteten sich am Fuß einer Anhöhe am Lattsumpfrande hin. Joel Brunds Vieh wadete knietief im Wasser und glotzte Linda blöde an.

Dora Brund öffnete die Tür und begaffte Linda mit runden, porzellanblauen Augen. Ihr Gesicht war ausdruckslos hübsch, ihr voller, kleiner Mund wie schmollend verzogen. Sie trug einen fleckigen rosa Kittel, an ihrer üppigen Brust baumelten vier verkettete Sicherheitsnadeln. Ein schwüler Geruch von billigem Puder umgab sie. „Ich bin Linda Archer“, sagte die Lehrerin lächelnd. „Ihre Mutter sagte mir, wo Sie wohnen und da wollte ich Sie einmal besuchen.“

„Oh, Sie sind die Lehrerin. Bitte, nehmen Sie doch Platz, ich will mich nur umkleiden, ich hab' den ganzen Tag herumgewirtschaftet. Sie ahnen ja nicht, was für ein Leben man hier führt. Man hat nicht einmal Zeit, sich ordentlich sauber zu machen.“ Ihre Stimme war hell und spröde wie die eines Kindes. Während sie draußen war, musterte Linda das Zimmer, einen der beiden Räume des Hauses, und stellte sogleich fest, daß das Linoleum auf dem Boden vom Waschen steifig geworden, durch den Rost des kleinen eisernen Ofens Asche herausgefallen war und auf dem Waschtuch des Tisches kleine Klümpchen sich zeigten, die wie

Kaugummi aussahen. Ein Geruch nach alten Lumpen erfüllte die Stube.

Dora kam bald wieder aus dem Nebenzimmer zurück, dessen Tür sie hinter sich schloß. Sie hatte ein blaßblaues, geblumtes Kattunkleid mit Rosetten aus schwarzem Samt angelegt, setzte sich auf einen Stuhl am Tisch und stützte das Kinn in die Hand. „Es wird schon warm, nicht?“ sagte sie mit einem tiefen Seufzer. „Wie gefällt es Ihnen hier oben?“

„Mir gefällt es sehr gut. Ich finde die Leute interessant“, sagte Linda. „Sie und Ihr Mann sind erst seit kurzem zurück, wie mir Ihre Mutter sagte?“

„Ja, aber es ist lang genug, ich bin schon halbtot, so einsam ist es“, jammerte sie. „Das ist der langweiligste Ort der Welt. Nichts ändert sich als das Wetter und das ist meistens schlecht.“

„Beabsichtigt Ihr Mann lange hier zu bleiben?“

„Beabsichtigt! Er denkt an gar nichts anderes! Ist nie wo anders gewesen als sechs Monate in Nykerk. Das würde aber nichts machen, wenn man hie und da eine kleine Unterhaltung hätte und hübsche Kleider und jemanden, der sie sieht. Aber ihm liegt nichts dran, ob ich sie hab' oder nicht. Er kennt nicht einmal den Unterschied zwischen Rock und Hut.“ Ihre Augen irrten unzufrieden umher.

„Sie haben keine Kinder, Frau Brund?“ fragte Linda.

„Nein, Gott sei Dank. Und ich will auch keine“, versicherte Dora. „Eine hübsche Bluse haben Sie da, Fräulein Archer. In der Stadt gekauft?“ Sie betrachtete sie begehrllich, während sie mit ihren kleinen, weißen Zähnen an der Unterlippe nagte.

„Ja, aber Sie können sich ohne große Mühe eine ähnliche nähen.“ Dora zuckte die Achseln.

„Ich hab' keine Nähmaschine und er wird verlangen, daß ich mir alle Kleider selbst mache, wenn er mir eine kauft.“ Sie betrachtete Linda von oben bis unten voll neidischer Bewunderung. Dann erhob sie sich und nahm eine kleine Kaffeekanne aus Steingut vom Ofen. Den Kaffeesatz leerte sie in den Eimer beim Ausguß, spülte die Kanne flüchtig mit kaltem Wasser, füllte sie frisch und stellte sie wieder auf den Ofen. Dann gab sie mit trägen Händen zwei gehäufte Löffel Kaffee in die Kanne —, alles das, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich nahm sie wieder am Fenster Platz und wartete auf das Sprudeln des Kaffees.

Linda fragte, wie lange Dora in Loyola in Stellung gewesen sei. Da wurde sie plötzlich lebendig.

„Ich lebte dort vor der Heirat sechs Monate als Zahlkellnerin. Bei Blundell, vielleicht waren Sie schon einmal dort.“ Linda war noch nicht

dort gewesen und Dora fuhr fort, von der Stadt zu erzählen.

Kaffeegeruch erfüllte die Luft und Dora Brund füllte Lindas Tasse mit einer farblosen, satzigen Flüssigkeit. Während sie am Tisch saßen, erzählte Dora von den Burschen, die Blundells Gasthaus zu besuchen pflegten und alle in sie „verschossen“ waren. Gerade während eines Seufzers über ihre romantische Vergangenheit öffnete sich die Tür und Joel Brund trat ein, plump wie ein Ochse und fast so groß wie Fusi Aronson. Der Anblick der Lehrerin verwirrte ihn und er wendete sich halb um, als wolle er sich wieder verziehen. Dora rief ihn mit träger Stimme an. Er trat näher und umfaßte Lindas Hand mit seiner großen, behaarten Rechten. Dann kehrte er sich, ohne ein Wort zu sagen, dem Geräteschrank unter dem Fenster zu und öffnete ihn. Dora warf ihm einen raschen Blick zu und zuckte mit den hübschen Schultern. Linda tat er leid, dieser große, gutmütige Ochse. Beim Verlassen des Hauses nickte er der Lehrerin kaum zu. Dora hatte während der ganzen Zeit kein Wort mit ihm gesprochen.

Linda verabschiedete sich bald darauf mit dem Versprechen, wieder zu kommen. Als sie draußen war, atmete sie erleichtert auf. Drüben bei der strohgedeckten Scheune arbeitete Joel mit einer Gemächlichkeit, als sei sein Geist so schwer wie sein Körper.

II

Als sie heimritt, begegnete Linda Mark Jordan, der von den Sandbos kam. Jetzt erst wurde sie sich bewußt, daß sie die ganze Zeit davon überzeugt gewesen war, ihn zu treffen. Sie brauchte ihn und wunderte sich, daß sie sich nicht schon lange ganz gefunden hatten. Was trennte sie von einander? Aber als der Gedanke verflogen war, war er auch vergessen. Nach dem, was er gesagt hatte, war es doch nicht möglich, sich ihm anzubieten. „Linda,“ flüsterte Mark und legte den Arm auf ihren Sattelknopf, „Sie kommen immer im richtigen Augenblick wie die Hoffnung.“

Linda schaute zu ihm hinab. „Wir haben uns lange nicht gesehen. Ich hatte gegen Schulschluß so viel mit den Kindern zu tun. Was haben Sie denn die ganze Zeit getrieben?“ Sie versuchte, ihrer Stimme Festigkeit zu geben.

„Ich habe den größten Teil von meinem Buschwald niedergehauen. Jetzt will ich das Fällholz verbrennen, bevor die Blätter zu trocken werden. Ich möchte keinen Waldbrand verursachen.“ Mark streichelte die Schnauze des Pferdes und da sie schwieg, fuhr er fort: „Kommen Sie mit mir nach Hause. Ich brauche geistige Nahrung. Ich kann ja langsam neben Ihnen hergehen, indes Sie auf Ihrem Pferd galoppieren.“

Linda lachte über den Unsinn. Plötzlich

beugte sie sich hinunter und zog ihn am Haar. „Sind Sie so eitel, daß Sie Ihr Haar den Vögeln zeigen müssen?“ neckte sie. „Geben Sie acht, sonst werden sie als Nest benützt.“

Sie war damit einverstanden, ihn ins Klovacs-Haus zu begleiten. Auf dem Wege erzählte sie ihm von Dora Brund, ihrem Mann und von Kaleb Gares Abwesenheit.

„Ich hörte wieder etwas von diesem Gare“, sagte Mark. „Ein Isländer sagte mir, Kaleb habe Grund, gegen seine Frau aufzutreten und zwänge durch eine Erpressung die ganze Familie, auf dem Hof zu bleiben. Er muß doch ein Charakter sein. Sind Sie noch immer dagegen, daß ich ihn besuche?“

„Nein. Aber Frau Gare hat ihre Meinung nicht geändert. Sie glaubt anscheinend, Ihr Besuch würde die Kinder zu einer Meuterei veranlassen.“

„Die Armen! Diese Judith hat Rasse in sich. Sven Sandbo hat mir heute ein wenig von ihr erzählt. Er denkt daran, sie leibhaftig aus den Klauen des Alten zu reißen. Sven ist auch ein netter Junge. Merkwürdig, wie man hier Interesse an Gesellschaftsklassen gewinnt, an die man gewöhnlich gar nicht denkt. Zuviel Zivilisation erstickt den Menschen.“

Sie schritten durch ein Schattengewölbe, das rauhe Pechtannen bildeten, eine Senke hinab und trafen auf eine Lichtung, wo verzweigtes Hartriegelgebüsch wuchs. Kein Blatt rührte

sich im bleiernen Nebel. Lindas Handflächen umschlossen die feuchten Zügel. Die Worte traten nur mühsam über die Lippen: „Ich fürchte, es wird regnen,“ sagte Linda gen Himmel blickend, „ich sollte nicht mitkommen.“

„Aber gerade dann sollten Sie kommen“, verwies sie Mark.

Im Klovacs-Haus bereitete Linda einen Eierrahm und stellte ihn auf ein Brett beiseite. Dann breitete sie ein weißes Tuch über den Tisch und kochte das Abendbrot, während Mark draußen die Hühner fütterte. Sie dachte über ihn nach, zuerst wider Willen, aber schließlich wehrte sie sich nicht mehr dagegen. Unter dem Stuhl stand sein zweites Paar Stiefel und sie mußte lächeln, weil sie so vertraut und freundlich aussahen.

Nach dem Abendbrot schlenderte sie zum Hühnerstall hinüber, wo Mark ihr die kürzlich ausgebrüteten Küchlein zeigte. Der Himmel hing schwer von Regenwolken. Linda beschloß abzuwarten, bis der Schauer vorüber wäre. Während sie wieder hineingingen, fielen die ersten, großen, runden Tropfen. Linda ließ den Phonographen spielen, während Mark seine Pfeife ansteckte. Wenn er rauchte, sah er noch abwesender drein, als verrieten ihm die Rauchwolken ein unwiderstehliches Geheimnis. Plötzlich entriß ihm Linda die Pfeife. Er schaute in kindlichem Erstaunen zu ihr auf. Sie nahm die Pfeife zwischen ihre Lippen und paffte heftig.

„Nichts Besonderes daran“, sagte sie und gab ihm die Pfeife zurück.

„Es ist das Befriedigendste, was es gibt.“

„Offenbar, da Sie so ganz darin aufgehen.“

„Ich dachte, Sie lauschten der Musik? Ich hole Ihnen auch eine Pfeife, wenn Sie wollen.“ Sie trat lächelnd zum Fenster und sah in den Regen hinaus. Er fiel in Strömen und mit ihm brach die Dunkelheit herein.

Mark zündete die Lampe an und während er den Docht putzte, hielt sie den Zylinder. Als er danach griff, berührten sich ihre Hände für einen Augenblick und seine Lippen streiften fast ihr Haar. Er kehrte sich schnell ab; Lindas Hände krampften sich zusammen, dann summte sie leise vor sich hin. . . .

Nach dem Regen war der Abend so still und klar, als breite er sich über eine neu erschaffene Erde. Linda und Mark wanderten die Waldstraße entlang und führten ihre Pferde am Zügel. Über den dunklen Zedern ging der Mond auf und die Nacht lag über den Beiden wie eine zarte, dunkle Blume. Unwillkürlich näherten sie sich einander. Linda blickte auf und sah im Dämmerchein sein Gesicht klar und fest ihr zugewendet. Seine Entrücktheit war völlig geschwunden. Er war ganz Mensch und ihr ganz nahe. Sie verweilten auf dem Wege und sahen einander an. Das Mondlicht schien sich wie eine Kugel über ihnen zu wölben, die jeden fremden Laut fernhielt. Wortlos

trat Linda zu ihm hin. Seine Arme, seine Brust, seine Lippen nahmen sie in Besitz. Ganz überließ sie sich seiner tiefen, warmen Innigkeit, des Augenblicks bewußt. „Linda, Linda“ — wieder und wieder flüsterte er ihren Namen....

Die Pferde trabten die Straße entlang.

NEUNTES KAPITEL

I

An dem Tage, an dem man Kaleb zurück- erwartete, wurde sich Frau Sandbo plötzlich der Langweiligkeit des Lebens bewußt. Zwar war Frau Thorwaldson guter Hoffnung und Frau Sandbo würde bei ihrer Niederkunft zugegen sein, allein bis dahin vergingen sicherlich noch zwei Wochen. Seit langer Zeit war nicht die geringste Klatschgeschichte bis zu ihr gedrungen, nicht das kleinste Skandälchen, in das man sich verbeißen und das man dann nach Belieben umformen konnte. Und aus der Lehrerin, die doch Verschiedenes zu hören kriegte, war ja nichts herauszubringen.

Am Ankunftstage Kalebs hatte Frau Sandbos Neugierde ihr keine Ruhe mehr gelassen. In Svens Abwesenheit, der nach Yellow-Post gegangen war, trieb sie die Rinder also gegen die Gareschen Felder und begann sie dann in auffallend ungeschickter Weise wieder hinauszujagen. Linda, die sie über das Ostfeld laufen

sah, wunderte sich, daß sie die Rinder zum Gare-Hof scheuchte. Dann dämmerte ihr die verborgene Absicht auf und sie lächelte vor sich hin.

Als Frau Sandbo die Kühe schließlich gegen den Zaun in die Enge getrieben hatte, kam ihr Martin zu Hilfe, öffnete das Hoftor und die Tiere liefen auf die Straße. Frau Sandbo sah sich, noch atemlos die Hand auf der Brust, nach einem Opfer um und stieß bei Ellens Erbsenranken auf Linda, die sie mit einem Lächeln begrüßte. Frau Sandbo antwortete zerstreut, aber sichtlich überwältigt von dem Eindruck, am Ziele ihrer Wünsche angelangt zu sein. Sie spähte an der Lehrerin vorbei zum Hause hin; in ihren Augen brannte die Gier nach Entdeckungen.

„Und wo ist Frau Gare und die Määdchen?“ fragte sie. Ihre Worte stolperten vor Eile übereinander. Während sie sprach, flog ihr prüfender Blick über die reinen, geraden Beete des Gartens, über den neuen Wagenschuppen und die plumpen, weißen Leghornhühner, die mit dem Schwanz wippend Körner pickten. Um ihre Kühe auf der Straße kümmerte sie sich nicht weiter, die konnten ja warten.

„Ellen arbeitet im Haus, Frau Sandbo,“ sagte Linda, „Judith ist in Yellow-Post und Frau Gare ist auch beschäftigt.“ Sie wußte, daß Amelia in Verlegenheit käme, wenn sie die Frau hier träfe.

„Ah soo.“ Frau Sandbo fand nicht sofort einen Ausdruck für ihre Gefühle. Sie war so enttäuscht, daß niemand herbeistürzte, um sie zu begrüßen, wie sie es getan hätte, wenn jemand unter solchen Umständen auf ihren Hof gekommen wäre, daß ihr gar nicht einfiel, ins Haus zu gehen. Bevor sie weitersprechen konnte, wurde aber Frau Gare zwischen den Nebengebäuden sichtbar. Ihre weiße Schürze wehte, vom Wind aufgebläht, vor ihr her. Als sie näher hinzutrat, legte sie die freie Hand schützend vor die Augen.

„Jaa, Frau Gare, Sie sehen ganz so aus wie friher“, sagte Frau Sandbo. Sie sprach in dem Tone, womit sie in ihrem eigenen Wohnzimmer mit dem Ledersofa und den aufdringlichen Photographien aller Sandbos Fremde zu begrüßen pflegte. „Gott, was für scheene Eier! Haben Sie jeden Tag so viele?“ Ihre Augen liefen hurtig über Amelias Kleid, ihre Schuhe, ihr Gesicht.

Amelia sah Linda lächelnd an. Frau Sandbo hatte ihr nie besonders gefallen. Trotzdem hätte sie sie gern hineingeführt, wenn nicht die alte Furcht vor Kaleb sie daran gehindert hätte. „Nicht jeden Tag, Frau Sandbo“, erwiderte sie. „Und wie geht es Ihnen immer?“

„Oh nicht gut in letzter Zeit. Seit er fort iss, iss es schwer. Es geht nicht ohne Maann, Sven gefällt's hier nicht, nachdem er in der Stadt war und will zurück und was kann eine

arme Frau tun?“ Sie blickte verzweifelt zum Haus. Würde Amelia sie nicht hineinbitten?

„Ja, es muß schwer für Sie sein“, sagte Amelia, die eben Frau Sandbos Vieh bemerkte, das sich auf der Straße zerstreute.

„Ich hab’ die Biester so lang nicht aus Ihrem Feld bekommen“, sagte Frau Sandbo, „sie wollen Sießheu. Sven muß gleich den Zaun ausbessern, wo sie durch sind. Und wo sind die Määdchen?“ erkundigte sie sich trotz Lindas Antwort auf ihre zuvor getane Frage. Amelia gab Auskunft. „Oh Ellen näht, naie Sommerkleider wahrscheinlich?“

„M— ja, nicht gerade, wie geht’s Dora?“

„Oh der!“ Frau Sandbo faltete die Hände über dem Leib, froh, einen Gegenstand zur Verlängerung des Gespräches erwischt zu haben. Sie hatte das peinliche Gefühl, daß Amelia sie los sein wolle. Die Folgerungen, die sie aus dieser Wahrnehmung ziehen zu können glaubte, befriedigten sie jedoch wieder. „Was die fir ein Leben hat mit so einem Maann; ich hab’ ihr immer gesagt, heirat ihn nicht, aber sie hat ihren eigenen Kopf und jetzt sieht man’s. Sie war ein hibsches Määdchen, die Dora, und brav. Alle waren hinter ihr her in Loyola, wo sie bei Tisch bedient hat; aber sie lassen sich ja nichts saagen, die Jungen; Sven wird auch davongehen und irgendein schmutziges Mensch heiraten, wenn Judith“ — sie sagte Judditt — „ihn nicht anschaut, hi, hi, hi.

... Was halten Sie von den zweien, Frau Gare?“ Jetzt, da sie diesen Punkt berührt hatte, würde Frau Gare doch unmöglich umhin können, sie hineinzubitten, auf eine Tasse Kaffee mindestens.

„Seit ich sie besucht habe, glaube ich nicht, daß Dora so schlecht dran ist, Frau Sandbo“, sagte Linda. „Ihr Mann scheint ein guter Mensch zu sein.“

„Hm. Sie kennen ihn noch nicht.“

Amelia befühlte die Eier in ihrer Schürze.

„Ich werde Ihnen die Kühe heimtreiben helfen“, damit faßte Linda Frau Sandbos Arm. „Sie werden sich schon rings verlaufen haben.“

„Hoffentlich bringen Sie sie gut nach Hause“, sagte Frau Gare freundlich. „Guten Tag, Frau Sandbo.“

Als sie dann neben Linda auf der Straße ging, konnte Frau Sandbo ihren Kummer und ihre Empörung darüber, nicht in die Garesche Festung eingelassen worden zu sein, nicht zurückhalten. „Iss das sainetwegen, hat sie solche Angst vor ihm, daß sie sich nicht traut, eine Nachbarin zum Kaffee zu bitten?“ fragte sie Linda.

Linda räusperte sich. „Ich glaube, das ist nur, weil er fort ist“, erwiderte sie.

„Soo, dann komme ich einmal, wenn er zu Hause iss, der Lump,“ rief sie nachdrücklich. Frau Sandbo waren die Zustände auf dem Gare-Hof wohlbekannt, aber manchmal, wenn

das Leben sehr öde vor ihr lag, pflegte sie sich dadurch aufzurichten, daß sie ihr Wissen wieder auffrischte. Nun war sie doppelt erregt. Erstens über den erneuten Beweis von Kaleb Gares Tyrannei und dann über die ihr widerfahrene Beleidigung.

II

Judith hatte nicht damit gerechnet, Sven in Yellow-Post zu treffen. Er war gewissermaßen aus ihren Gedanken verschwunden und nur ein dunkles Schmerzgefühl war geblieben, das sie unablässig peinigte, seit sie damals das Gespräch zwischen Kaleb und Amelia mitangehört hatte. Aus irgendeinem Grunde, den sie nicht einmal kannte, war sie jämmerlich unwürdig auch nur zu leben. Sven dinge gerade einen Mischling zum Heuen, als ihn Judiths Blick traf. Sie schaute verstohlen nach ihm hin und seine kraftvollen Gesten, seine männliche Grazie, womit er ein Zündholz beim offenen Fenster hinauswarf, peinigten sie. Ihn nur sehen und schon. . . . Sie haßte sich plötzlich selbst.

Als er sich umdrehte, sah er sie bei dem riesigen Essigfaß am Ladentisch stehen. Ihre Mundwinkel spannten sich und sie blickte zur Seite. Sven entließ die Mischlinge mit einem Wort und kam langsam auf Judith zu.

„Also nur dazu hast Du mich gebraucht“, spottete er. Er versuchte sich gleichgültig zu geben, aber seine Lippen bebten. „Na, gut,

wie Du magst, ich will nur wissen, woran ich bin.“ Judith sah ihm ins Gesicht, wendete aber sogleich die Augen weg. „Hörst Du, Judith, ich weiß, was ich sag’. Du entscheidest Dich so oder so. Du triffst mich beim Teich im Gebüsch. Ich lasse mich von keinem an der Nase herumführen. Also heut abends holst Du das Vieh.“

„Nein, nicht heute, morgen Abend“, sagte Judith kurz und trat zu Johannesson.

Sven ging verwirrt fort. Er hätte schwören mögen, daß Judith ihn liebe, trotz ihrer Sonderbarkeit. Was in aller Welt hatte er ihr getan, daß sie ihm auswich? Doch nichts, was sie nicht selbst gewollt hatte. Er fühlte sich versucht, sie zu zwingen, mit ihm heimzufahren, ihren Willen dem seinen zu unterwerfen wie schon einmal. Der Morgen war klar und von einem leichten Wind bewegt. Es wäre schön, miteinander zu fahren. Er würde wieder von der Stadt erzählen, wo er gearbeitet hatte und wohin er sie führen wollte, wenn sie verheiratet waren. Er würde . . . ach Gott, das hatte ja gar keinen Sinn! Sie würde ihm wahrscheinlich mit der Peitsche ins Gesicht schlagen, wenn er an diesem Tage noch einmal versuchen wollte, mit ihr zu sprechen. . . .

Judith ritt im Aufruhr der Gefühle heim. Wenn sie Amelia fragte, was sie und Sven von einander trenne, würden vielleicht Geheimnisse enthüllt werden, die sie für ewig am Hof

festbänden. Und doch würde diese Beklemmung nicht weichen, bevor sie alles wüßte. Sie mußte Amelia fragen, um was es ging.

Während sie heimfuhr, schweifte ihr Blick über die flache, gleichförmige Landschaft, die sich weiter und weiter gegen Norden erstreckte. Dort lag das Waldland, der Herrlichkeit und Fülle des Wuchses bar, und hier die Prärie, karg wie eine leere Schüssel. Nein, dort bewegte sich in der Einsamkeit die Gestalt eines Mannes, gleich einem dürftigen Opfer, der Weite des Himmels von dieser Erde dargebracht. Hier liefen die kleinen Waldwege und Steppenpfade, von einsamen Männern auf einsamen Wanderungen gebahnt, dort lagen die Wegkreuzungen, wo die Wanderer sich getroffen und wohl auch ein paar Worte miteinander gewechselt hatten. Der Himmel, der sich darüber wölbte, war blau und zitternd, ein weites Bereich für den Flug stolzer Vögel, die ihn unermüdlich durchzogen, immer suchend . . . suchend . . .

Ein zarter Wind wehte, „wie eine Frau“, dachte Judith. Aber er konnte sich in einem Augenblick zu einem männlichen Riesen entfalten, der die Erde vergewaltigte. Diesen Himmel und diesen Wind würde sie auch an lieblicheren Orten finden, wo das Leben wie Seide war, dort gehörte sie hin.

Als Judith heimkehrte, streute Amelia gerade Insektenpulver im Hühnerstall. Das Mädchen

blieb in der Tür stehen und sah eine Weile schweigend zu. Dann berichtete sie, daß keine Post gekommen sei. Amelia hatte auch keine erwartet. Welche Post immer eintraf, sie war bedeutungslos für sie. Schweigend fuhr sie in ihrer Arbeit fort.

„Worüber hast Du mit ihm gesprochen in der Nacht, als Du's ihm von Sven gesagt hast?“ fragte Judith plötzlich.

Amelia hielt ihr den Rücken zugekehrt und drehte sich nicht um. „Was? Ich weiß es nicht mehr so genau“, erwiderte sie langsam. „Er hat es natürlich abgelehnt.“

„Nein, da ist etwas anderes. Ich hab's gehört und hab' ein Recht darauf, es zu wissen“, beharrte Judith.

Amelia schaute sie an. „Du wirst wohl gehört haben, was er über meine Familie gesagt hat“, begann sie zögernd. „Er erinnert mich immer daran, daß er von feineren Leuten stammt als ich. Er macht meine Eltern viel schlechter, als sie waren. Sie waren nur arm, aber nicht schlecht. Du weißt doch, wie er ist, Judith. Das war alles.“

Im Hühnerstall roch es so beißend nach Kalk, daß es einem den Atem benahm. Doch Amelia schien es nicht zu bemerken. Judith prüfte sie einen Augenblick scharf. Aber Amelias Gesicht war ausdruckslos. Sie wendete sich wieder um und bestreute die Stangen. Judith ging zweifelnd fort. Ja, es war Kalebs Art,

Kleinigkeiten aufzubauschen, und doch. . . . Amelia stand regungslos im Hühnerstall. Ihre Hände hingen schlaff herab, die Spritze lag auf der Erde. Judith hatte also Kaleb's Bemerkung über Mark Jordan nicht gehört. In Zukunft würde sie sich lieber blind allem unterwerfen, als eine Auseinandersetzung heraufbeschwören, die mit einem Unglück enden mußte.

Kaleb kehrte erst am nächsten Tag zurück. Er brachte feste Lederstiefel, die Platz für dicke Wollstrümpfe ließen, für Judith mit. Es würde ja wieder ein Winter kommen.

ZEHNTES KAPITEL

I

Bei der Quelle, an der Judith vor Wochen nackt auf dem Boden gelegen hatte, traf sie mit Sven zusammen. Sie setzten sich am Tümpel nebeneinander und lauschten den Insekten, die, in der Luft summend, nahen Regen verkündeten. Sven wollte reden, aber Judith legte ihm die Hand auf den Mund.

„Still,“ flüsterte sie, man hört, wie die Wolken sich bewegen.“ So saßen sie schweigend, während es über ihnen und um sie herum ahnungsvoll braute. Die Luft zwischen den Bäumen wurde grau und das Vieh in der Lichtung brüllte angstvoll. Judith näherte sich Sven

und sah forschend in sein Gesicht. Er küßte sie fast furchtsam auf Lippen, Kehle und Hals. Ihm schien, als habe er bisher nicht gewußt, wie schön sie war.

„Nach der Heumahd geh' ich mit Dir“, sagte sie zu ihm.

II

Ihrem Vorsatze getreu, besuchte Frau Sandbo eine Woche später die Gares. Sie trug ihr bestes Kleid und brachte einen Obstkuchen mit. Dieses Zeichen freundschaftlicher Gesinnung mußte jede Abweisung unmöglich machen.

Als sie mit Ellen am Tor zusammentraf, ließ sie sich nicht aufhalten, jedoch Amelia, die im Garten arbeitete und den Besuch durch den Hof schreiten sah, ließ warten. Sie warf einen Blick über die Erhebungen der Steppe, wohin Kaleb sich aufgemacht hatte, um nach dem Vieh zu sehen.

Linda nähte im Wohnzimmer, als Frau Sandbo eintrat. Die Lehrerin bot ihr einen Stuhl an; Ellen hielt sich unentschlossen im Hintergrund. „Hm, ja“, begann Frau Sandbo und setzte sich zurecht. Bevor sie die Unterhaltung aufnahm, prüfte sie sorgfältig das Zimmer. „Jaa, es wird warm, Fräulein Archer. — Gott, Ellen, ich hätte Sie nicht wieder erkannt. Wie mager Sie sind, fehlt Ihnen etwas?“

Ellen lächelte hochmütig. „Nein, gar nichts, es geht mir gut.“

„Sie sind wirklich schon ein großes Määdchen geworden, heiraten Sie vielleicht schon dieser Tage, wie? Und Freilein Archer, Sie sehen sich auch nach einem Mann um, wie ich heere.“

„Ich?“

„Oh,“ rief Frau Sandbo lebhaft, „vielleicht is' es ein Irrtum, ich hab' bloß gedacht, daß Fusi Aronson wohl nicht umsonst auf Thorwaldson losgegangen is'. Freilich erzählt man vieles auf der Station.“

„Was meinen Sie, Frau Sandbo?“ fragte Linda, peinlich berührt.

„Oh nichts, nichts, das ich wiederholen mechte. Nur haaben sie auf der Station gesaagt, daß Fusi Aronson den Thorwaldson auf seinem eigenen Hof halbtot gepriegelt hat, weil er etwas über die Lehrerin und den Mann vom Klovacs-Hof gesaagt hat. Nichts, was ich wiederholen kann.“

Linda schwieg betroffen. Hier mußte der Wind Gerüchte verbreiten. Vielleicht war es unklug gewesen, überhaupt auf den Klovacs-Hof zu gehen. . . . In diesem Augenblick trat Amelia ein und begrüßte Frau Sanbo gemessen. Ellen, die das Gerede mit angehört hatte, verließ mit einem Blick auf Linda das Zimmer. Sie wußte, was sie von diesen offenen und ungeschminkten Tücken zu halten habe.

„Und wie geht's Herrn Gare, seit er aus der Stadt zurück is'?“ fragte Frau Sanbo sanft. Amelia versicherte, es gehe ihm gut. „Er hat

den Määdchen sicher eine Menge hibscher Sachen mitgebracht, nicht wahr?“

„Wir können uns nichts leisten, was nicht nötig ist, Frau Sandbo. Dank für den Obstkuchen. Hab' schon lang keine Zeit zum Kuchenbacken. Es gibt so viel im Garten zu tun.“

„Ja,“ seufzte Frau Sandbo, „und est kostet auch Geeld, solche Extrasachen.“

„Ellen,“ rief Amelia in die Küche hinein, „bitte, mach Tee für Frau Sandbo.“

„Die arme Frau Thorwaldson“, sagte Frau Sandbo unvermittelt aus tiefster Seele und faltete dabei die Hände im Schoß.

„Was ist denn mit ihr?“ fragte Amelia, da sie wohl merkte, daß ihr Besuch auf diese Frage warte.

„Sie hat letzte Woche ein Kind gehabt, aber es waar tot; ein Bub noch dazu. Es waar zu friih, so daß ich nicht zurechtgekommen bin“, fügte sie bedauernd hinzu. „Thorwaldson waar ganz verrickt, er ist beinah' zersprungen vor Wut, schon nain Määdchen und das waar der erste Bub. Aber ich glaube, es war doch ein Glick, daß er gestorben ist.“

„Warum, war etwas nicht in Ordnung?“

„Nicht in Ordnung? Ja, wissen Sie denn nicht?“ rief Frau Sandbo erstaunt und dehnte die Spannung mit Behagen noch länger aus. Natürlich wußten die Gares noch nichts, wie sollten sie auch? „Nein? hm.“ Sie räusperte sich und setzte sich in ihrem Sessel zurecht.

„Ich mechte es nicht wieder saagen, aber das Kind ist mit einem Kalbskopf geboren worden.“ Nachdem sie ihre Neuigkeit triumphierend verkündet hatte, wartete sie zufrieden auf die Wirkung.

„Um Gotteswillen“, rief Linda aus.

„Sie meinen, es war nicht normal?“ fragte Amelia ruhig.

„Es war eine Mißgeburt. Frau Lyndal hat geholfen und hat mir alles gesaagt. Es kam, bevor sie mich benachrichtigen konnte. Die Frau hat ein Mißgeschick mit einer Kuh gehaabt, einen Monat vorher, es geschieht ihm recht, dem Maann — eine Frau so arbeiten zu lassen kurz vorher.“

„Es ist furchtbar“, murmelte Linda. Frau Sandbo schien ernstlich zu glauben, das Kind habe einen Kalbskopf gehabt.

Nach einer Weile kam Kaleb herein, wendete aber kaum den Kopf nach Frau Sandbo. Er sprach mit keinem der Anwesenden und durchsuchte nur eine Lade nach einem Brief, den er dann auf den Tisch legte. „Fusi Aronson hat Ihnen seinen Wald verkauft, Herr Gare. Mir hat er ihn nicht geben wollen und ich hab' ihm scheenes Geld dafier geboten.“ Kaleb sah kaum auf. „Ja“, sagte er zerstreut und betrachtete seinen Brief.

„Das war eine furchtbare Geschichte mit den Aronson-Jungen vor vier oder fünf Jahren. Fusi ist nicht mehr derselbe seitdem.“

„Ja, das war traurig“, bemerkte Amelia.

„Niemand scheint was Rechtes davon zu wissen“, fuhr Frau Sandbo fort. „Koomisch, daß niemand in der Nähe waar, der sie gefunden oder fier die Nacht aufgenommen hätte. Es waar doch nicht so weit weg von Laiten, wo sie erfroren sind.“

„Der Sturm hat wohl die Leute vom Ausgehen abgehalten“, warf Frau Gare hastig ein.

„Jaa, und dann war ja auch Epidemie.“

„Ich muß leider wieder in den Garten gehen, Frau Sandbo“, sagte Amelia mit einem Blick auf Kaleb. „Ich pflücke Bohnen fürs Abendbrot, und es ist schon vier.“

„Guter Gott, bin ich schon so lange da? Auf Wiedersehen, Fräulein Archer, und denken Sie nicht an diesen Thorwaldson, das is ein gemainer Mensch. Guten Tag, Herr Gare, viel Glick für das Heu.“ Sie rauschte hinaus, ihre Kleider raschelten wie Papier. Amelia begleitete sie, dankbar für ihren Aufbruch.

Als sie draußen war, hustete Kaleb leise und legte den Brief in die Lade des Schreibtisches zurück. Tatsächlich hatte er kein Wort gelesen. Er schloß die Lade, drehte den Schlüssel um und steckte ihn in die Westentasche zu seiner großen silbernen Uhr. Diese Schreibtischlade enthielt ausschließlich Kalebs Korrespondenz und seine Papiere und durfte von keinem in der Familie berührt werden.

Amelia draußen im Garten ängstigte sich,

was er wohl nachher sagen werde. Sie wußte, daß er nur ins Zimmer gekommen sei, um sie dann mit diesem Besuch zu quälen.

Linda war auf ihr Zimmer geeilt und dachte darüber nach, wieso die Nachricht von ihrem Zusammensein mit Mark Jordan sich verbreitet habe. Niemand konnte von ihrem Besuch wissen, so daß alle Gerüchte nichts anderes als böswilliges Gerede sein mußten. Aber sie durfte den Leuten keinen Anlaß mehr dazu geben, solange sie in Öland unterrichtete. Plötzlich begriff sie, wie recht Amelia damit hatte, Kaleb zu fürchten, falls er tatsächlich etwas Nachteiliges von ihr wußte. Wessen Namens sie sich in dieser Gegend einmal bemächtigten, der wurde unbarmherzig durch den Kot gezerrt.

III

„Wenn ich sie noch einmal hier seh', werf ich sie hinaus“, sagte Kaleb, nachdem er Amelia einen Verweis dafür erteilt hatte, daß Frau Sandbo eingelassen wurde. „Wir haben mit den Leuten nichts zu schaffen. Die Lehrerin angelt wohl nach Mark Jordan, was? Die Station weiß schon davon. Sie dürfte kaum Wert darauf legen, die Wahrheit über den schönen Jüngling zu hören.“ Er ging kichernd in den Viehhof.

Amelia dachte regungslos nach. Die Lehrerin war so fein und großzügig. Ihr würde es nichts ausmachen — aber Mark Jordan würde

es sehr nahegehen. Einer Eingebung folgend rief sie nach Linda, die sich in ihrem Zimmer aufhielt. Kaleb war außer Hörweite und Ellen um Wasser gegangen.

Linda kam zu ihr herunter. „Ich brate zwei Hühner. Wollen Sie eins für den jungen Mann bei Klovacs mitnehmen?“ fragte sie. „Es bleibt natürlich unter uns.“

Linda verbarg ihr Erstaunen und lächelte sie an. „Was werden die Isländer sagen, wenn sie mich hingehen sehen?“

„Tun Sie, was Ihnen richtig scheint, die Leute hier reden auf jeden Fall.“

Linda trug also das schmackhaft zubereitete Huhn ins Klovacs-Haus. Auf dem Wege wunderte sie sich über die plötzliche, kühne Freigebigkeit dieser sonderbaren Frau.

Mark Jordan besserte gerade ein Seil aus, als Linda heranritt. Sein Haar klebte in feuchten, kleinen Locken an der Stirn, die Haut seiner bloßen Arme war sonnenverbrannt und die Muskeln traten hervor. Linda lachte vor Freude laut auf. Er stürzte auf sie zu und umarmte sie, während sie noch im Sattel saß.

„Weißt Du, ich finde, Du bist ein furchtbarer Betrüger. Es fehlt Dir gar nichts und Du hast gar keinen Grund, hier zu sein.“

„Nein, ich hatte keinen, aber jetzt hab' ich einen,“ sagte er, „wenigstens bis Ende Oktober.“ Er half ihr aus dem Sattel und nahm das Paket, das sie ihm reichte, in Empfang.

„Man erzählt sich Skandalgeschichten über uns,“ berichtete Linda, „die Wiesen haben mich mit Dir zusammen reiten gesehen.“

„Ja, dann müssen wir sofort heiraten und Öland verliert eine erstklassige Schulmeisterin.“

„Nein, jetzt wollen wir gerade warten. — Aber hier ist ein herrliches Huhn. — Frau Gare ist so lieb. Den alten Mann könnte ich zehnmal im Tag umbringen. Es muß etwas Furchtbares sein, das sie bei ihm festhält.“

Mark faßte Linda bei den Schultern und küßte sie mehrmals. Ihren Hut hatte er heruntergenommen, so daß er sein Gesicht in ihrem Haar vergraben konnte. „Du bist eigentlich zu süß, um lebendig zu sein“, flüsterte er. Sie küßte seine Hände, deren Flächen hart von Schwielen geworden waren, und tastete darüber hin. „Herrlich,“ rief sie, „der Doktor wird seinen schwächlichen Patienten nicht wiedererkennen.“ Sie gingen eng umschlungen ins Haus, da sie hier von der Straße nicht zu sehen waren. Als sie beim Abendbrot saßen, erzählte Mark, Anton Klovacs habe geschrieben, er komme in wenigen Wochen zurück. Der Brief war sehr hoffnungslos und Mark fürchtete, daß der Arzt Anton nicht viel Zuversicht gegeben habe. Anton hatte den Sommer in einem Sanatorium verbracht und sein Geld schmolz zusammen. Aber auf dem Hof mußten einige Reparaturen und Neuau-

schaffungen gemacht werden, bevor der Staat ihn Anton Klovacs als Eigentum übertragen würde.

„Ich bleibe hier, bis die Winterarbeit beginnt, um dem armen Teufel herauszuhelfen. Das heißt also, daß wir zusammen fortgehen.“ Linda blickte ihn nachdenklich an. — Das war die Zeit, in der die wilden Gänse zogen. — Und sie umfaßte mit ihren Händen die seinen und zog sie an ihre Brust. „Mein Liebster, ich liebe Dich.“ Mark legte die Arme um sie und sie saßen lange schweigend.

An diesem Abend ritt Linda zeitig heim und sie vereinbarten, sich am nächsten Tag in Yellow-Post zu treffen.

IV

Kaleb wanderte nun täglich durch seine Felder und lugte nach dem Wetter aus. Eine Woche lang ging er allabendlich, wenn die andern mit dem Melken beschäftigt waren, mit seiner Laterne fort und brachte sie erst, wenn es völlig dunkel war, zurück. Er sprach nur, um Arbeitsweisungen zu erteilen; während der Mahlzeiten schwieg er überhaupt, erfüllt von dem fortschreitenden Wachstum der Erde, die ihm eignete und der er sein ganzes Leben gegeben hatte, auf daß sie gedeihe, wie man durch leibliche Nahrung gedeiht.

Seine ganze Sorge gehörte seinem Flachsfield, das jetzt in zarter blauer Blüte stand. Amelia

war vergessen. Die unbegreifliche Macht dieses blauen Feldes hob den Menschen über Geburt, Leben und Tod empor. Das Feld — es war anspruchsvoller als der unsichtbare Gott. Es forderte nicht nur das Gute, auch das Böse und das Gleichgültige. Kaleb pflegte lang vor dem Zaun des Flachsfeldes zu stehen; dann vergewisserte er sich, daß ihn keiner beobachte, und streckte die Hand durch die Zaunpfähle hindurch, um die zarten Spitzen der blühenden Pflanze zu berühren.

Futterheu und Reigras wuchsen, als trieben unsichtbare Hände ihre Wurzeln empor. Auch das Futterkorn war schwer und strotzend und begann sich gelb zu färben. Und Vieh und Pferde auf der Weide wurden glatt und rund. Martin, der pflichtgetreu seine tägliche Arbeit verrichtete, wußte, wie gut alles stand.

„Im nächsten Frühling können wir bauen“, sagte er zu Kaleb. Das neue Haus stand groß und schön in seinem Geiste. „Bauen, was bauen?“ fragte Kaleb zerstreut. Er spähte nach Westen, wo er einige von seinen Rindern in Thorwaldsons Brachfeld zu sehen glaubte.

„Ein Haus.“

„Ein Haus? Hah, hah, Martin, ich glaube, die Weiber stecken Dich an. Wozu brauchen wir ein Haus? Wenn wir doch schon eines haben, hah, hah.“ Er ging hinein und kicherte über Martins närrische Einfälle.

Martin spaltete mit einem mächtigen

Schwung seiner Axt ein Brett. Nun ja, er hatte eben geträumt, das war alles. Kaleb aber würde ja nicht ewig leben. . . .

Kaleb, der den Markt aufmerksam verfolgte, meinte, es sei Zeit, einige Tiere zu verkaufen. Der Weg nach Nykerk war hart und trocken, man könnte also das Vieh leicht hinübertreiben. Er rief Martin und Ellen ins Wohnzimmer und sagte ihnen, daß sie am nächsten Morgen sich bereit machen mußten. Und dann wählte er in Begleitung Martins fünfzehn Stiere und Kühe aus der Herde aus, darunter die zwei Stiere, die Judith zum Ersatz für die beiden im Frühjahr verkauften bekommen hatte. „Das sind Judiths Stiere“, sagte Martin diesmal.

„Heh, Judiths Stiere? Ja, ja“, stimmte Kaleb zu. „Ich werd’ ihr das Geld dafür geben.“ Er war sehr stolz auf seine Großmut.

„Aber sie will erst im Herbst verkaufen.“

„Unsinn, Unsinn. Rinder fallen im Preise.“

Judith, die mit Linda nach Yellow-Post geritten war, wußte nichts davon, daß die Stiere in den Pferch gesperrt worden waren. Und als Martin und Ellen am nächsten Tag vor Morgengrauen aufbrachen, war sie mit Amelia im Haus beschäftigt. So sah sie die Viehherde nicht, deren rot=weiße und schwarz=weiße Flanken Farbe und Buntheit in den grauen Morgen brachten. Erst als Ellen und Martin unterwegs waren, fiel es ihr ein, nach ihren

Stieren zu sehen. Judith hatte am Tag vorher die Wolle verkauft, die sie im Dachsparren verborgen gehalten hatte. Es war unter ihrer Würde, Johannesson um Schweigen über den Verkauf zu bitten. Das empfangene Geld hatte sie sogleich in die Stadt geschickt und Stoff für ein neues Kleid bestellt, das Linda schneiden wollte.

Jetzt bemerkte Judith, daß ihre Stiere fort waren. Sie schwor sich zu, Bezahlung dafür zu fordern. Kaleb war nach Yellow-Post gefahren und sie erwartete seine Rückkehr, um die Sache zur Sprache zu bringen.

In Yellow-Post fragte Johannesson Kaleb boshaft, ob er noch mehr von der Wolle habe, wie er sie gestern von Judith gekauft habe. Kaleb lächelte freundlich und sagte, er habe keine mehr.

Als er heimgekehrt war, schlich er Amelia in der Küche an. Sie trat einen Schritt zurück.

„Judith zeigt also die Zähne, heh? Aber so etwas kommt heraus, so oder so. Und Du ermutigst sie natürlich noch, heh?“ Seine Stimme war wie ein sanftes Schnurren, wobei er die Unterlippe vorschob. Amelia erblaßte.

„Was, was ist denn?“ stammelte sie.

„Was denn? Du weißt es ganz gut. Du weißt, daß sie Wolle behalten und verkauft hat.“

„Aber nein, was für eine Wolle? Sie hatte Wolle, die ihr gehörte, von ihren Schafen.“

„Soooo . . . sie hat keine Schafe von jetzt an, verstanden?“ Er spritzte Speichel durch die Zähne und ging hinaus.

Amelia, die stets Schlimmeres und Ärgeres befürchtete, als sich je zutragen konnte, strich sich die Haare aus dem Gesicht. Diese fortwährende angstvolle Erwartung begann sie aufzureiben.

Auf dem Wege traf Judith mit Kaleb zusammen. Über eine Ladung Holz hinüber, die sie geschlägert hatte, rief sie ihn an: „Ich möcht’ das Geld für die beiden Stiere, die Du verkauft hast.“

„Sooo . . . Geh hinein und sprich mit der Mutter. Sie wird Dir sagen, daß es am besten ist, ehrlich zu sein.“

Judith erwartete, Amelia in Tränen zu finden. Statt dessen fand sie sie kühl und gefaßt.

„Er hat die Sache mit der Wolle erfahren“, sagte sie, während ihre Finger hastig gelbe Bohnen schnitzelten.

„Na und? Schlägt er aus?“

„Du hättest es ihm sagen sollen.“

„Teufel, ich werd’ ihm überhaupt nichts mehr sagen. Nach dem Heuen geh’ ich fort.“

„Nein, Judith, Du gehst nicht.“

Judith kehrte sich ihr jäh zu. „Warum nicht? Wer wird mich halten? Er?“ Sie streckte ihren langen, braunen Arm gegen die Tür.

„Nein, wenn Du gehst, so tust Du es gegen meinen Willen und darfst nie mehr zurückkommen.“ Amelia hielt die Schultern an die

Stuhllehne gepreßt, ihre Stimme war hart und gelassen.

„Du! Was, wenn . . .“

„Ich will nicht, daß Du früher weggehst, Judith, als bis Du alt genug bist, um auf Dich selbst achtzugeben“, sagte Amelia sanfter. „Du bist noch nie fort vom Hof gewesen und würdest Dich bloß unglücklich fühlen.“

„Du lügst. Das ist nicht der Grund. Du fürchtest Dich vor dem, was er Dir tun wird, wenn ich fort bin. Du möchtest uns alle zu Deinem Schutz hierbehalten, weil Du Angst vor ihm hast. Du — — — Memme.“ Ihre Stimme schwoll vor Erbitterung an, in ihren Augen brannten Tränen.

Amelia wich zurück, als fürchte sie, geschlagen zu werden. Judith lief zur Tür hinaus, riß Prinz aus der Hürde und raste im nächsten Augenblick die Waldstraße hinab. Sie schlug auf das Pferd ein und spornte es mit den Fersen an, aus Wut, daß das Tier nicht in der gleichen Stimmung wie sie war. Das Pferd begann zu bocken, wollte die Reiterin nicht länger dulden, Judith lachte und schrie. Da schlug Prinz einen furchtbaren Galopp an, sprengte über die von niedrigen Baumstrünken durchzogene Lichtung, stolperte, brach nieder und warf Judith über seinen Kopf. Sie fiel auf die Seite, der scharfe Span eines Strunkes riß das Fleisch ihres Armes auf. Eine Weile blieb sie, ohne sich zu rühren, mit geschlossenen

Augen, seltsam entrückt, liegen. Dann sah sie sich nach dem Pferde um, das sich unverletzt erhoben hatte und auf dem Weg stand. Endlich prüfte sie die Wunde, stillte das Blut mit einem Stück trockenen Moores, wickelte den Ärmel so um den Arm, daß die Verletzung nicht sichtbar war, saß wieder auf und ritt nach Hause. Keiner hörte ein Wort über ihr Abenteuer.

ELFTES KAPITEL

I

In Öland gab es nur von den Farmern untereinander vereinbarte Jagdgesetze. Die Glücklichen, deren Besitz einen See umschloß, erlaubten den Fischfang auch denen, die nicht am Ufer wohnten, fast das ganze Jahr hindurch. Dies war seit so langer Zeit zur Gewohnheit geworden, daß das Recht des Eigentümers in Vergessenheit geraten war. Kaleb sah durchaus nicht ein, weshalb er wegen Bjarnassons empfindsamer Grillen auf Fische verzichten sollte, die ihm so viel Geld für Fleisch ersparten. Er beschloß also, daß vom kommenden Herbst an Fische auf seinem Tisch zu stehen hätten, ob nun die Leichen der beiden Ertrunkenen geborgen waren oder nicht. Und es schien ihm gut, Bjarnassons diese Ansicht sofort kundzutun, obgleich während des Sommers wenig Zeit zum Fischen aufgebracht wer-

den konnte und auch keine Möglichkeit war, die Fische länger als einen Tag aufzubewahren.

Eines Morgens, bevor die Heumahd begann, schickte er Martin an den See. Dem Burschen widerstrebte der Auftrag, wie die meisten von Kalebs Befehlen; trotzdem fuhr er mit einer Stange, Fischgeräten und einem kleinen Netz, das Kaleb sich von einem Mischling in Yellow-Post ausgeliehen hatte, im Wagen hinüber. Martin kannte den Zweck dieses Netzes — und das war es, weswegen er sich am meisten schämte, obwohl er nichts sagte. Kaleb konnte nämlich nur die Absicht haben, die Fische, die nicht zu verwenden waren, an Johannesson in Yellow-Post zu verkaufen. Es gab Häßliches, das selbst anständigen Menschen zu tun erlaubt war, etwa von eines andern Eigentum nehmen, um denen Nahrung zu verschaffen, die von einem abhängen. Aber das, womit man ihn heute betraute, war weder notwendig noch anständig. . . . Bei den Bjarnassons angelangt, beschloß Martin, Kalebs Befehl zuwiderzuhandeln. Anstatt auf der Straße zum gegenüberliegenden Teil des Sees zu fahren, lenkte er in den Hof ein, wo der junge Erik seine Pferde ausspannte.

„Kann man schon fischen?“ fragte er Erik, der ihm entgegenkam und ihm die Hand drückte.

Erik schüttelte ernsthaft den Kopf. „Wir haben sie noch nicht gefunden und fischen sel-

ber nicht. Bald werden wir wieder den ganzen Grund durchsuchen. Vielleicht finden wir sie. Bis dahin, nein.“

„Auch nicht, wenn der See zugefroren ist?“

„Wenn wir sie finden, ja. Wenn nicht, nein.“

Erik zuckte die Achseln. „Kaleb Gare sollte nicht Fische verlangen. Die armen Häusler ringsumher vielleicht. Aber Kaleb Gare hat Schweine, Rinder, Schafe, Hühner; muß nicht auch noch Fische haben.“

Martin sah zur Seite. „Nein,“ sagte er, „nur zur Abwechslung.“

„Gehen Sie ins Haus,“ sprach Erik herzlich, „Sie bekommen dort Kaffee.“

„Nein, danke.“ Martin schnalzte seinem Pferd. „Ich muß weiterfahren.“ Eriks Gastfreundschaft machte ihn doppelt verlegen.

Als er hinausfuhr, blickte ihm Erik nach und bemerkte mit einem halb mitleidigen, halb ironischen Lächeln die Fischgeräte, die hinten im Wagen lagen. Aber es fiel ihm nicht ein zu beobachten, ob Martin die Hauptstraße nehme oder unter den Weiden den Seitenweg einschlage, der um den See herumführte. In dieser isländischen Familie lebte ein starker Glaube an das Ehrgefühl aller Menschen.

Und Martin nahm nicht den Weg um den See. Er dachte mit Scham an seinen ursprünglichen Plan, unter den Weiden durchzuschlüpfen und um die Biegung herum in die kleine Bucht zu gelangen, die man von den Bjarnas-

sons aus nicht sehen konnte. Diesen Auftrag hatte Kaleb erteilt, in der selbstverständlichen Voraussetzung, daß er ausgeführt werde.

Martin mußte bei der Rückkehr dem Vater die Wahrheit sagen. Kaleb würde natürlich vor Wut schäumen und sie dann an Amelia auslassen, zunächst durch leisen Spott, der sich später zu jenen seltsamen und böartigen Schmähungen steigerte, die Martin nie verstand. Dennoch war er froh, die Gefühle der Isländer nicht verletzt zu haben. Die Geringschätzung Kaleb's von seiten des Isländers war ihm nicht verborgen geblieben. Jetzt aber hatten die Bjarnassons vielleicht Grund, besser von einem Gare zu denken.

Als Martin das Pferd ausspannte, stürzte Amelia aus dem Hause. „Du hast keine Fische?“ fragte sie mit einem Blick auf den Wagen.

„Nein“, erwiderte Martin kurz. „Sie fischen noch immer nicht.“ Amelia ging wortlos in den Garten und zählte die neuen Tomaten. Sie würden erst spät im August reif sein. Die Ranken waren zart und mußten sorgfältig gestützt werden.

Eine Hand auf die Hüfte stützend, mit der anderen das Kinn haltend, stand sie da, bemüht, statt der Fische ein anderes Abendbrot auszudenken. Kaleb wollte Fische haben. Alles andere, noch so gut, war nicht Fisch. Trotzdem, sie mußte etwas besonders Schmackhaftes

kochen, um seine Enttäuschung zu sänftigen. Vielleicht Huhn mit frischen Karotten? Nein Huhn hatten sie am letzten Sonntag gehabt und Kaleb wollte nicht, daß das Geflügel getötet werde; die Hühner legten so gut und man konnte die Eier bis in den Herbst hinein aufbewahren. Nein, sie mußte also etwas anderes ausfindig machen.

Amelia pflückte eine Schürze voll junger Karotten und ging ins Haus, um weiter darüber nachzusinnen.

Kaleb kam an diesem Abend spät vom Hof eines Isländers zurück, mit dem er wegen einer Dreschmannschaft verhandelt hatte. Das Abendbrot mußte eine Stunde lang warm gehalten werden. So waren Eierkuchen und Speck kalt geworden und die Kartoffel dumpfig vom Aufwärmen. Judith hatte sich ihr Essen längst vom Herd genommen und war davongelaufen.

Schweigend setzte man sich zu Tisch. Kaleb bediente sich.

„Hast Du die Drescher für den ersten September bekommen?“ fragte Amelia nach langem Schweigen.

Kaleb nahm sich Butter und reichte sie Linda, bevor er antwortete.

„Ja, ja“, sagte er, als habe er eben erst bemerkt, daß Amelia gesprochen hatte. Sonderbarerweise hatte er das Fehlen des Fisches nicht beanstandet. Plötzlich warf er einen scharfen Blick rund um den Tisch.

„Wo ist Judith?“ fragte er.

„Eines von ihren Kälbern fehlt“, sagte Ellen um Amelias willen.

„Natürlich, natürlich“, brummte er und fuhr fort zu essen, als sei keiner außer ihm anwesend.

Nach dem Essen wanderte Linda die Straße hinab, um nach Judith Ausschau zu halten. Ellen und Karli waren mit Melken beschäftigt.

„Du hast es wohl mit der Angst bekommen? Fürchtest Dich wie die anderen vor zwei Töten?“ fragte Kaleb Martin mit einem Grinsen.

„Wirst noch einmal hinüberfahren, bevor Frost eintritt. Oder wir werden eben auch kein Fleisch haben. Glaubst Du, ich erhalt' Euch alle umsonst, die ganzen Jahre? Während ich mir den Rücken brech', um unseren Unterhalt aus diesem Boden zu beschaffen! Ein nichtsnutziges Pack seid Ihr!“

„Die Bjarnassons fischen selbst noch nicht. Und ich tu's auch nicht, ehe sie's nicht erlauben.“

„Heh, Du tust's nicht, heh? Werden schon sehen, ob Du's tust. Hm.“ Er ging, leise vor sich hinkichernd, mit seiner Laterne hinaus. Während er den Viehweg über die Weide zum Flachsfeld nahm, dachte er nach, wie er Martin zum Fischen zwingen könne, wenn kühleres Wetter einträte. Es kam ihm nicht so sehr darauf an, den starrköpfigen Bjarnassons zu Trotz zu fischen, nein, vor allem mußten Mar-

tins Unabhängigkeitsgelüste im Keime erstickt werden. Wenn er mit zwanzig seinen eigenen Willen zeigte, würde man ihn mit fünfundzwanzig nicht mehr halten können. Man mußte sich etwas ausdenken. . . .

Kaleb schritt in der sinkenden Dämmerung über seine Felder hin; sein breiter, vierschroter Körper war tief über den Boden geneigt, wie etwas der Erde Zugehöriges. Sogleich lag der nichtige Ärger mit seiner Familie hinter ihm. Wachstum der Erde . . . allein der Ehrfurcht würdig unter allen Dingen dieser Welt. . . .

Im Norden dehnte sich der dunkle Morast, wie gefleckt von seinen tiefen Wasserlöchern. Aronson hätte ihn wohl einzäunen können, nun, da er ihm gehörte!

II

Mark und Linda kamen überein, sich bis zu Klovacs' Rückkehr bei den Sandbos zu treffen.

„Schulmamsellen müssen in Reih und Glied bleiben“, sagte sie lachend zu Mark, „und ich kann mich keiner Szene aussetzen. Das würde es mir unmöglich machen, meinen Unterhalt bis zum Ende des Jahres zu verdienen.“

„Aber mir wäre es eine Freude“, sagte Mark bittend. „Ich hab' irgendwo ein bißchen Geld liegen.“

Linda jedoch wollte nichts davon hören und

pflichtgemäß bis zum Ende des Jahres ausharren.

Die Kirschbäume bei Sandbos beugten sich unter ihrer roten Last. Sven pflückte Kirschen für Linda eine ganze Zinnkanne voll und sie aßen, bis ihr Mund ganz trocken war von den herben Früchten. Frau Sandbo freute sich, Linda und ihren „Burschen“, wie sie Mark nannte, um sich zu haben, und wartete oft Kaffee und kleines Backwerk auf. Im Grunde war sie eine seelensgute Frau und als sie sich erst an Lindas Besuche gewöhnt hatte, stellte sie auch ihre vielen, eifrigen Fragen nicht mehr.

Die Lehrerin war mit Mark zum Lattsumpf hinübergegangen, wo sie niederknieten und winzige schwarze Schnecken von den Schilfkolben abklaubten. Linda bemerkte kleine wachsweiße Wasserrosen, aber der Boden am Rande des Sumpfes war zu weich, um sie zu erreichen.

„Sie würden auch sofort sterben, wenn ich sie pflückte“, sagte sie zu Mark und trat wieder auf sicheren Boden.

„Und dann sieht man nur die langen, schleimigen Stiele“, tröstete er sie.

Sie wanderten etwa eine halbe Meile bis zu dem Hügelchen beim Gareschen Walde. Linda breitete ihr zartes, flatterndes Kleid aus und setzte sich nieder. Mark streckte sich der Länge nach auf dem Boden aus, stützte den Kopf

in die Hand und kaute an einem Halm. Das Gras, das neben ihnen auf dem Hügelchen wuchs, glich sorgsam gekämmtem Menschenhaar, Linda betrachtete es aufmerksam. In der Luft schwirrten Insekten, schwere, schwarze Pünktchen im Licht. Eine Schmeißfliege zog majestätisch vorbei; in der feinen Zeichnung ihrer Flügel fing sich die Sonne. Eine surrende Biene geriet in einen Schwarm winziger Tanzmücken, befreite sich wieder und flog träge summend auf eine nahe Blüte, ohne zu wissen, welche Erregung sie verursacht hatte. Einige Schritte von ihnen entfernt türmte sich der graue Kegel eines Ameisenhaufens, seine Bewohner eilten unablässig die Böschung auf und nieder, völlig in ihre Arbeit vertieft. Eine kleine Welt eifrigen Lebens. „Mark,“ sagte Linda leise, „jeden Augenblick geht etwas.“

„Und kommt etwas, Linda“, antwortete er.

„Ich weiß nicht, wir können das Gehen nicht aufhalten. Das liegt nicht in unserer Macht. Aber das Kommen können wir verhindern. Alles, was in uns selbst liegt, können wir halten. . . .“

Aber Mark wollte nicht ernst sein. Er rollte sich zu ihr hinüber, schlang seine Arme fest um sie und lehnte den Kopf an ihre Brust. „Nicht, Lindi, nicht! Du hast mich aus allen diesen düsteren Betrachtungen gerettet. Wenn irgend etwas geschähe, was Dich von mir fortnimmt, ich weiß nicht, was ich täte! Ich war

immer so allein, Linda, wie auf einer einsamen Insel gestrandet. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie das war. Fast hätte ich mitunter an meinem eigenen Dasein gezweifelt.“ Sie küßte sein Haar und ließ ihre Finger über die sonngebräunte Haut seines Nackens gleiten.

„Nie wieder wird es so werden“, flüsterte sie und lehnte ihren Kopf an den seinen. „Jetzt sind wir ein Wesen, mein Liebster.“

ZWÖLFTES KAPITEL

I

Eines Nachmittags, spät im Juli, noch vor Beginn der Heumahd, stürmte eine der Herden angstvoll brüllend von den nördlichen Sumpfwiesen zum Stall. Die weiter entfernten Herden suchten zusammen mit den Pferden Schutz unter den Bäumen der Anhöhen. Über der Erde lag ein fahler Glanz, dem Widerschein eines bleichen Feuers vergleichbar. Ein Beben ging durch die schlackengraue, schwüle Luft. Der einzige Laut weit und breit war das scharfe Zirpen der Grashüpfer, ein Geräusch, als ob das Gras mit kleinen Scheren durchschnitten würde.

Amelia, die im Garten mähte, wischte den Schweiß von der Stirn. Die Hitze war unerträglich. Die noch vor wenigen Minuten lichtgraue Wolkenbank im Westen glich jetzt einem

Gatter von Ruß, das sich nach Nord und Süd auftat. Ein Blitz zuckte daraus hervor.

Plötzlich schimmerte ein grünliches Licht auf, das aus Tiefen unterhalb des Horizonts zu leuchten schien. Es war, als hohle es den Raum zwischen Himmel und Erde aus.

„Hagel“, flüsterte Kaleb beim Heraustreten aus der Scheune vor sich hin. Er mochte es nicht laut sagen, es konnte ja vorübergehen.

„Hagel“, sagte Amelia zu sich und griff an die Brust. Als sie sich umwendete, sah sie Kaleb herankommen. Er ging wortlos an ihr vorbei, als ob nichts Ungewöhnliches sich ereigne.

Martin, der an einem Stall für zwei vor kurzem gekaufte Säue baute, setzte über die Schranken und trieb alle Schweine in den Stall, dann die Milchkühe, die heimgelaufen waren und am Trog tranken.

Linda legte ihr Buch beim ersten Grollen des Donners weg. Es war auf einmal finster und dann ebenso unvermittelt wieder licht geworden. Sie rief Ellen an, die in der Küche Brot buk: „Das wird wohl Sturm, nicht wahr?“ und trat in den Türrahmen, um hinauszublicken. Draußen in der Schafhürde fegte Judith umher und jagte die Tiere in ihre Ställe. Peter sprang um sie herum und half ihr. Wie wild und schön sie sich in diesem sonderbaren Licht ausnahm, welch eine herbe Anmut ihrem gestreckten, jungen Körper eignete, welch eine Kraft in den trotzigem Schultern saß, über

die jetzt das schwarze Haar herabfiel. — Unversehens stand sie still: Kaleb war an den Zaun getreten und hatte ihr etwas zugerufen. Judith warf zornig den Kopf zurück. Dann pfiff sie dem Hund, der sogleich gehorchte. Die Schafe blieben auf der Weide.

Judith trat ins Haus, ihre Augen blitzten. Sie lief an Linda vorbei.

„Was ist denn los?“ fragte Ellen und sah vom Ofen auf, vor dem sie kniete.

„Pah, was fragst Du? Wenn's nach Dir geht, hat er immer recht. Kümmerst Dich genau so viel darum, was mit den Schafen geschieht, wie er.“ Damit warf sie sich auf den Küchenstuhl. „Ein Zyklon kommt oder ein Hagel oder beides. Weil er's aber nicht haben will, bildet er sich ein, es käme nichts. Infolgedessen läßt er die Schafe auf der Weide. Er ist nicht nur der leibhaftige Teufel, er ist auch verrückt.“

Ein dumpfer Donnerschlag dröhnte. Martin und Karli stürzten herein und einen Augenblick später auch Amelia. Das seltsam grüne Licht verdunkelte sich zu Purpur, allmählich zu Grau. Einige große Regentropfen schlugen gegen die Fenster. Amelia ließ den Hund ein, dann schloß sie die Küchentür.

Kaleb war draußen geblieben. Vom Fenster aus konnte man ihn über den Scheunenhof gehen sehen, gemächlich, ohne sich um das Wetter zu kümmern. Da krachte ein Donner, als ob die Erde berste. Linda preßte die Hände

an die Ohren, der Hund winselte und kroch unter das Sofa im Wohnzimmer. Dann brach der Sturm los. Er riß an den Mauern des Hauses, rüttelte an den Fensterrahmen, die wie Knochen knackten, warf sich auf die Papeln des Gartens. Vielleicht schützten sie und die Fichtenhecke den Garten, vielleicht . . .

Die Lämmer auf der Weide kauerten sich unter die Mutterschafe. Der Regen stürzte in gewaltigen Strömen herab. Nun war es ganz dunkel draußen, bis auf das grelle Zucken der Blitze. Donner grollten fast ununterbrochen.

Martin zündete die Lampe in der Küche an, alle hockten schweigend herum und warteten. Kaleb blieb allein draußen.

„Der Hagel muß vorbeigezogen sein“, sagte Ellen vom Fenster her.

„Und es war auch kein Zyklon. Mir war es, als sähe ich einen Trichter in den Wolken“, sagte Judith. Ein ohrenzerreißender Donnerschlag ließ das Haus in allen Fugen erbeben. Es mußte unmittelbar vor der Türe eingeschlagen haben.

„Die Scheune!“ rief Ellen und alle stürzten entsetzt zum Fenster.

Endlich öffnete Martin die Tür, taumelte hinaus und kehrte bald bis auf die Haut durchnäßt zurück. „Bloß die Pumpe“, sagte er und alle atmeten erleichtert auf.

„Das ist arg genug“, meinte Karli. Vor Amelias Augen war ein Bild aufgetaucht: sie sah

Kaleb tot auf dem Scheunenboden liegen. Noch eine kurze Zeit wütete der Sturm, dann hörte er so plötzlich auf, wie er begonnen hatte. Die Luft wurde durchsichtig und kühl, die niedrig ziehenden Wolken jagten nach Osten, von einem Winde getrieben, der die Erde nicht berührte. Peter kroch unter dem Sofa hervor.

Keiner erwähnte Kaleb. Als alles vorüber war, erschien er gelassen im Haus.

„Ja, ja, kleinen Sturm gehabt, was? Der Hagel ist vorbeigestrichen. Sie kriegen ihn im Osten drüben.“

Judith machte sich eilends davon. Hart blickten ihre Augen. Sie lief auf die Weide, wo die geschorenen Schafe sich aneinander drängten, triefend vor Nässe. Eines der Lämmchen hob sie auf und drückte es zärtlich an sich.

Drüben ritt ein Mann auf einem indianischen Pony ins Tor. Sie erkannte das Pferd. „Ziegenaug“, sagte sie zu sich.

II

Ellen öffnete die Tür. Als sie des Mannes auf dem Pferd gewahr wurde, stand sie stockstill und krampfte die Hände ineinander. Er sprang aus dem Sattel und band sein Pferd an einen Pfosten. Dann zog er den breitrandigen Filzhut und näherte sich Ellen mit ausgreifenden, langsamen Schritten.

„Ich bin zurückgekommen, Ellen, wie ich's versprochen habe“, begann er gedämpften

Tons. „Du siehst überrascht aus.“ Sie hatte ihm verwirrt die Hand gereicht.

„Ich, . . . ich wußte nicht sicher, ob Du's bist“, murmelte sie.

„Sind Deine Leute drin?“

Ellen nickte und rückte ihr Glas auf der Nase zurecht. „Willst Du nicht hineinkommen? Wo warst Du während des Sturmes?“

„Wo ich war?“ Er lachte, indes sie miteinander zum Haus schritten. „Ich und mein Pony, wir finden einen Unterschlupf im stärksten Sturm.“ Er erzählte ihr, daß er auf dem ganzen Weg von den südlichen Seen allnächtlich im Freien kampiert habe und es auch auf der restlichen Strecke bis zum nördlichsten Vorposten am Hudson so zu halten gedenke. „Kommst Du mit?“ flüsterte er, gerade als sie die Haustür öffneten. Ellen riß ihren Blick von seinem dunklen Gesicht los. Seine Augen waren besonders tieflegend und von einem gelblichen Olivengrün wie die einer Ziege. Er war Schotte, aber vor zwei Generationen floß krähenindianisches Blut in die Familie. Bis zum Vorjahre war er drei Jahre lang bei Kaleb verdingt gewesen.

Als sie hereintraten, schaute Kaleb auf. „Ah!“ rief er und ging auf Malkolm zu, um ihm die Hand zu reichen. „Da ist ja Malkolm wieder zurück! Wie geht es Dir, Junge?“ Malkolm grinste und schüttelte Amelia, Martin und Karli der Reihe nach die Hände.

Durch seine Herzlichkeit wollte Kaleb ausdrücken, daß ihm Malkolms Ankunft keine Verlegenheit bereite, obwohl jedes Glied der Familie annahm, daß er Ellen mehr sei, als er ihr sein durfte. Ellen hielt sich fern und begoß die Hühner, die sie vom Herd genommen hatte, mit Butter, während Malkolm Kaleb's Frage über seine Reise beantwortete. „Wir können Malkolm für ein paar Tage unterbringen, was, Mutter?“ meinte Kaleb zu Amelia gewendet. „Ruh Dich aus, bevor Du weitergehst.“ Malkolm dankte. Er habe Erik Bjarnasson in Yellow-Post zugesagt, bei einem Bootsbau zu helfen, und müsse noch am selben Abend nach Westen ziehen. Dann wanderte er mit Kaleb und Martin zur Scheune.

Während Amelia Umschau hielt, ob der Sturm ihren Tomaten Schaden zugefügt habe, begann Ellen mit dem Bereiten des Abendbrotes. Was jung in ihrem Herzen war, schrie trotz ihres Widerstandes nach seinem Recht.

Sie hatte eine einzige, kleine Erinnerung: Malkolms Abschiedskuß im Stall. Ganz heimlich hatte er sie gebeten, auf seine Rückkehr zu warten. Dann war alles vorüber gewesen und sie hatte schweigend ihre Arbeit getan, als wäre ihr Tag nicht eine einzige, große Einsamkeit. Aber das durfte niemand wissen. Niemand durfte es wissen.

Tränen traten in ihre Augen. Aber sie wischte sie hastig fort und fuhr zusammen, als

die Tür ging. Es war nur Linda, die leise wie immer hereinkam. Sie trat näher und legte den Arm um das Mädchen.

„Wer ist der Mann dort bei Ihrem Vater, Ellen?“ fragte sie.

„Oh, nur sein ehemaliger Arbeiter“, erwiderte sie.

Linda fiel auf, daß sie „sein“ sagte. Alles ringsum war sein, sogar der Arbeiter. Sie hätte gern gewußt, ob es der sei, von dem Judith gesprochen hatte. Er schien von nirgendher gekommen zu sein, wie der Sturm.

Linda schaute zum Fenster nach Westen hinaus, wo sich der Abend in wolkenlosem Rot neigte. Herrlich müßte es jetzt drüben auf der Waldstraße sein, wo die feuchten Bäume im Licht glänzten.

„Ellen, es wäre schön, wenn Sie Zeit hätten, mit mir ein wenig spazieren zu gehen! Nach dem Sturm ist's so friedlich draußen.“

„Ich muß Abendbrot kochen.“

„Dann geh' ich noch ein wenig allein.“

Ellen schlich leise zur Tür und spähte zur Scheune hinüber. Auf dem Viehweg, der längs der Weide führte, standen Malkolm und Kaleb, der seinen Arm mit einer weiten Geste gen Süden ausstreckte. Sie versuchte ihr zu folgen und zu erraten, worüber er mit Malkolm spreche. Irgend etwas verbarg sich hinter Kaleb's Herzlichkeit. Die Beweggründe würden über kurz oder lang ans Licht kommen. . . .

Es war ein Stolz von seltsam strenger Art, der Ellen von jedem Widerstand gegen ihren Vater zurückhielt. Auflehnung — das hieße seine Fehler zugeben. Kaleb war ihr Vater und jedes Unrecht, das er beging, mußte auf sie zurückfallen. So versuchte sie im Herzen seine ganze Lebensführung und sein Verhalten gegenüber den Dingen des täglichen Lebens zu rechtfertigen. Malkolm tauchte jetzt in ihrem Leben auf wie eine Fata Morgana, die sie mit der ganzen Sehnsucht ihres Herzens für festes Land hielt, wiewohl sie sich bewußt war, daß sie nur ein Traum sei, der sich nicht verwirklichen lasse. Kein Traum verwirklichte sich.

So stand sie in der Türe, ein schwächtiges, kleines Mädchen mit roten Händen und flachem Kinn. Ihre großen, weit geöffneten Augen, die ihr für Augenblicke Schönheit verleihen konnten, folgten den beiden Männern nach, bis sie sich wendeten und nach Südost, gegen das Flachsfeld schritten. Ellen fragte sich, ob Malkolm sich wohl umdrehen und sie hier in der Tür bemerken würde. Da fiel ihr ein, daß sie bei dieser Entfernung ja gar nicht sehen könne, ob er sich umwende oder nicht. Plötzlich verschwammen die Gestalten Kalebs und Malkolms in eine, die der ferne Schimmer des Flachsfeldes verschlang. Ellen preßte die Hände an die Augen und verließ die Schwelle.

III

„Fein, was?“ fragte Kaleb Malkolm, der sich gebückt hatte, um die Faserung des Flachses zu prüfen. „Das gibt ein neues Haus im Frühling, wenn es so bleibt. Ich muß bauen, Malkolm, weißt Du. Die Mädchen brauchen ein anständiges Heim. Ellen ist jetzt alt genug, Verehrer und Werber zu haben, und die werden herüberkommen. Junge Burschen mit eigenen Höfen natürlich. Ich will ihnen zeigen, daß die Mädchen aus einem guten Haus kommen. Ebenso gut wie das, in das sie einheiraten. Wenn man was Gutes kriegen will, muß man was Gutes bieten, weißt Du. Hah, hah. Die sitzen nicht in kleinen Gehöften herum. Solltest sie nur reden hören.“

Malkolm schwieg. Seine Augen schweiften bewundernd über den reichen Flachs und über die Äcker von Edelheu und Lieschgras. Wahrhaftig: Kaleb war ein begüterter Mann. Und seine Kinder würden ihr Leben lang behaglich in diesem Land sitzen. — Er aber, er war ein Wanderer, der die Stimmen im Wind hörte und den Ruf von fernen Seen und einsamen Wäldern.

Sie schritten über den Seegrund zurück, gingen um den Sumpf herum und durchkreuzten das südliche Heufeld. Malkolm ließ seine Finger durch das lange, seidige Gras gleiten und sog den ihm entströmenden süßen, reichen

Duft tief ein. Wie schön, nachts darinnen zu liegen und zu den Sternen hinaufzusehen!

„Ja, ja, es geht nicht anders, ich muß bauen. Ellen und Martin brauchen ein gutes Haus, abgesehen von allem andern.“ Kaleb schien mit sich selbst zu sprechen. Aber Malkolm neben ihm, der schlicht wie ein Baum und nicht wissender als ein Baum in seiner Gradheit und Freiheit war, vernahm jedes Wort, das er sprach.

Während des Abendbrotes beschränkte Kaleb die Unterhaltung auf ein Zwiegespräch mit Malkolm. Er unterhielt sich mit ihm über den Stand der Ernte in Öland und fragte ihn, wie die Aussichten weiter im Süden stünden; er erzählte von der Maul- und Klauenseuche, die unter dem Vieh im Westen ausgebrochen war, und meinte, sie würde ein Steigen der Rinderpreise zur Folge haben. Dann setzte er ihm seinen Plan auseinander, im nächsten Jahr Truthühner und Gänse zu züchten, und verbreitete sich eine Weile lang über Einzelheiten eines Pferdeverkaufes, wobei er böse hineingefallen sei.

„Ja, ja,“ kicherte Kaleb, „wir alle werden wohl das eine oder anderemal genarrt, was, Malkolm? Alle werden einmal genarrt. Heh, heh!“ Sein Lachen schien eine besondere, ironische Bedeutung zu haben. „Übrigens“, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „es wird endlich in Yellow-Post an der Schule gebaut; hab’

nämlich mit den Leuten gesprochen und jemand hat mich nach Dir gefragt, wenn ich nicht irre, John Tobaccos Tochter. Ein feines Mädel für eine Indianerin. War lang in der Missions-
schule und wird Lehrerin in Yellow-Post, so bald die Schule fertig ist.“

„Ich hab’ nur ein paar Minuten dort Rast gemacht“, erwiderte Malkolm und schielte zu Ellen hinüber. „Ich kam ohne Aufenthalt vom Shellsee hierher.“

„So, so, mir scheint, Du verlierst das Interesse an Deinen alten Freunden. Ich weiß, wie das is, ich weiß, wie das is“, sagte Kaleb nachdenklich.

Ellen stierte auf den Teller, ihre Wangen glühten. Sie kämpfte gegen die Scham an, die sie über Kalebs Unzartheit empfand, und versuchte sich dennoch einzureden, daß sein Verhalten richtig sei. Malkolm war eben trotz allem nur ein Mischling, der in seine Schranken zurückgewiesen werden mußte. Daß er die Verkörperung der Sehnsucht ihres Lebens war, zählte dabei nicht mit.

Judith beobachtete Kaleb mit geschürzten Lippen. Nicht mehr lang, nicht lange mehr mußte sie seine Tyranneien aushalten. Nur bis die Mahd vorüber war. . . .

Amelia saß still und unberührt auf ihrem Platz. Ellen mochte ihr Los tragen. — Kalebs Tochter. — Denn sie hatte beschlossen, sich innerlich gegen seine Kinder völlig abzu-

schließen, damit sie in ihrem Entschluß nicht wankend würde. Hart gleich ihm wollte sie zu ihnen sein, auf daß sie nicht ihre Freiheit erlangen und Unglück über Mark Jordan bringen könnten. Mit diesem Gedanken blickte sie auf Ellens gesenktes Gesicht wie auf das einer Fremden.

IV

An diesem Abend besuchte Skuli Erikson nach Einbruch der Dunkelheit die Gares, um mit Kaleb wegen der neuen Schindeln für das Schulhaus zu sprechen. Als Ellen, die mit dem Melken beschäftigt war, ihn ins Haus treten sah, stand ihr das Herz einen Augenblick still. Denn er würde für einige Zeit Kalebs Aufmerksamkeit von Malkolm ablenken. Sie erhob sich und trug ihren Schemel zu einer Kuh, die in einem Verschlag des Melkhofes stand; Judith und Martin, die weiter drüben molken, konnten sie nicht beobachten.

Malkolm ging wie damals auf einem Umweg hinter dem Verschlag herum und stand nun dicht hinter ihr.

„Ellen,“ flüsterte er, „ich will Dich nicht fort-schmeicheln von dem, was Du hast, aber wenn Du so kommen wolltest . . . ich brauch’ Dich. Ich bin nicht viel, aber ich werd’ gut sein zu Dir. Ich hab’ einmal gedacht, daß Du mich gern hast.“

Sie sah ihn von der Seite an und ihr Blick

blieb an seinen kräftigen Beinen haften, die in den alten Ledergamaschen steckten. Plötzlich packte sie der Wunsch, sie mit beiden Armen zu umfassen, zu ihm aufzuschauen und zu sagen: „Ja, ich geh' mit Dir.“

Aber sie tat nichts von alledem; sie fuhr fort zu melken. Der weiße Strom sprang mit leisem Geräusch in den Eimer und der warme Milchgeruch schlug ihr ins Gesicht.

„Ich würd' ein Pferd für Dich kaufen und langsam mit Dir reiten und den ganzen Sommer draußen unter den Sternen schlafen, Ellen. Und wenn es regnet, bleiben wir in meinem seidenen Zelt. Ich hab' im Norden droben eine Hütte und verdien' viel Geld mit Fellen. Es würde Dir nichts abgehen, Ellen.“ Er berührte leise ihr weiches, braunes Haar, das ihm als das Schönste an ihr im Gedächtnis geblieben war.

Seine Berührung erregte sie unsäglich. Ihr Rücken straffte sich. Ihr Herz pochte dumpf wie eine Uhr, die Stunden schlägt. Warum riß er sie nicht an sich und trug sie fort, bevor sie Zeit zur Überlegung hatte? Aber er würde es nicht tun. Nie, niemals wurde sie von einem Ereignis überrascht. . . .

„Ich kann nicht, Malkolm, ich kann sie nicht verlassen“, sagte sie tonlos.

Er schwieg einen Augenblick.

„Dann willst Du also nicht. — Hat keinen Sinn, daß ich mich länger hier aufhalte. Ich reite

heut' abends zu Bjarnasson und wenn ich drüben das Boot mach', werd' ich die ganze Zeit an Dich denken. Dann geht's nach Norden.“

Ellens Körper war wie ein großer, fester Knoten; unfähig, sich zu rühren oder zu sprechen, hockte sie auf ihrem Schemel und starrte auf das schwere Euter der Kuh.

„Dann leb wohl, Ellen, und alles Gute“, sagte Malkolm und streckte ihr seine Hand hin. Sie legte die ihre schlaff hinein, ohne ihm ins Gesicht zu blicken. Seine Augen waren dunkel und traurig von schmerzlicher Erniedrigung, denn er glaubte, sie wolle nicht mit ihm gehen, weil er ihr zu schlecht sei. Aber sie sah seine Augen nicht.

Dann schwang er sich leicht über den Lattenzaun des Melkhofes und verschwand.

Ellen saß und schaute auf das Euter — eine Quelle reicher, kraftvoller Nahrung für den Körper, der weiterleben würde trotz Schmerz und Qual.

An diesem Abend verabschiedete sich Malkolm, der schottische Mischling, wie man ihn nannte, von den Gares und dankte ihnen für ihre Gastfreundschaft. Ellen stand dabei. Für ihn war sie jetzt nur mehr eine von den Gares.

„Sieh zu, daß Du Dir 'ne Frau für die Reise verschaffst“, sagte Kaleb grinsend und gab Skuli Erikson einen Rippenstoß. „Die Bibel sagt, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“

Als Malkolm, dem Judith den Spitznamen „Ziegenaug“ gegeben hatte, im Sattel saß, verbeugte er sich tief und zog seinen breitrandigen Hut mit spöttischer Grazie. Ellens Herz krampfte sich zusammen. Er hatte sie nicht verstanden.

V

Futterkorn und Reigras reiften; in leuchtenden Wogen wiegten sie sich. Martin prüfte die Heurechen und ölte die Mähmaschine. Judith betete, daß kein Regen den Schnitt verzögern möge. Kaleb rieb sich die Hände vor Freude über die Schönheit seines Landes.

Die Tage vergingen und Ellen wunderte sich, wie lang man brauchte, um ein Boot zu bauen.

Die Rinder stiegen um zwei Prozent im Preise und Kaleb schickte Martin und Ellen neuerlich mit Vieh zur Station. Beim ersten Vogellaut verließen sie das Haus, um der sengenden Sonnenglut auf der Prärie zu entgehen. Ellen saß bis Sonnenaufgang halb schlafend im Sattel. Sie wünschte, Judith wäre etwas verlässlicher, so daß sie Kaleb gelegentlich statt ihrer zur Station schicken könne. Wie im Traum drang Martins Stimme an ihr Ohr, das Knallen der langen Peitsche und das Geräusch, das die Rinder durch Aneinanderreiben der Flanken verursachten. Drosseln und Häher flogen über den Weg hin und her und alles, was Federn trug, war wach und sang. Aber

Ellen weilte in einer schweren Welt, worin es keinen Gesang gab.

Sie ritten längs der Nordküste des Bjarnasson-Sees, konnten aber von hier aus das Haus nicht sehen, das von einem Tannenwäldchen verdeckt wurde. In der Mitte des Sees bemerkten sie zwei Boote und eine flache Fähre.

„Bjarnasson wird wieder den See durchdreggen“, meinte Martin.

Ellen erwiderte nichts, dem friedvollen Eindruck des Sees hingegeben. Er war glasklar und schimmerte weiß und blau im Sonnenschein. Unter seiner Oberfläche, da gäbe es keinen Laut mehr, nur Frieden im dämmrigen Licht. . . .

Sie kehrten wie gewöhnlich erst spät abends zurück, als die Frösche in den fernen Sümpfen des Nordens quakten.

An einem unerträglich heißen Tag warf Kalebs prämierte Muttersau zwölf Frischlinge und kreperte. Niemand wußte den Grund davon zu deuten. Kaleb war nach Yellow-Post gefahren, als diese Tragödie sich ereignete, und die ganze Familie hielt bis zu seiner Rückkehr wie ein Mensch den Atem an. Kalebs Gesicht war nicht zu enträtseln, als er die tote Sau sah, die aufgedunsen in dem kleinen, neuen Pferch lag. Wortlos ging er zum Trog und untersuchte die Überreste des Futters. Schließlich griff er den Kadaver ab, ob irgendwelche Wunden oder Verletzungen festzustellen seien.

„Wer hat sie zuletzt gefüttert?“ fragte er Martin.

„Ich“, erwiderte dieser.

„Hm,“ brummte Kaleb, „ich hab’ gemeint, es war vielleicht Judith.“

Dann sah er nach den kleinen Ferkeln, die Martin drei anderen Mutterschweinen untergelegt hatte. Sie saugten frohgemut an ihren Pflegemüttern. Wieder suchte er Martin auf und gab ihm Weisungen, was mit der toten Sau zu geschehen habe. „Karr sie auf die Weide hinaus und grab sie ein“, sagte er kurz, als ob Martin nicht selber gewußt hätte, was in diesem Falle zu tun sei.

Drei Tage lang würdigte Kaleb keinen eines Wortes. Und man sprach ihn nur in den dringenden Fällen an. Seine Antworten waren weniger als einsilbig und oft hörte er auch gar nicht zu.

„Glaubst Du nicht, daß Du sie zu lang in der Sonne hast liegen lassen, Martin?“ fragte Amelia, um sich Luft zu machen.

„Sie war den ganzen Tag nicht in der Sonne, bis sie geworfen hat und krepirt ist“, sagte Martin. Amelia seufzte und nahm wieder ihre Arbeit auf.

Abend für Abend jätete Ellen nach dem Melken ihr Blumenbeet, das unter den westlichen Fenstern lag. Wenn sie sich umwendete, konnte sie die Straßenbiegung zwischen Pappelhain und Fichtenhecke und die

offene Straße übersehen. Ritte ein Mann abends vorbei, würde er sich schwarz vom roten Himmel abheben; keiner, der von Bjarnassons herüberkam, konnte unbemerkt bleiben. Es gab nur den einen Weg.

Ellens Beet war so sorgsam gepflegt, daß die Blumen darin anfangen, geradezu selbstbewußt auszusehen.

Während des Abendbrotes verkündete Karli — er war in Yellow-Post gewesen — die Nachricht, worauf Ellen wartete.

„Malkolm ist fertig mit der Arbeit bei Bjarnasson und reitet heut' abends nach Norden. Er nimmt den Weg an den Sümpfen hinter den Brunds vorbei. ‚Ziegenaug‘ wird Dich noch einmal sehen wollen“, kehrte er sich grinsend Ellen zu. Nach einer geraumen Weile sagte Kaleb: „Ich fahr' heut' Abend zu Erikson hinüber. Richt' den Wagen her, Karli. Ich will bald fort.“

„Ein paar Kinder sind zur Schule hinübergegangen, Fräulein. Ich glaub', es waren die Goodmans — wahrscheinlich wollen sie irgend einen Unfug treiben“, sagte Ellen zu Linda. Sie erwiderte etwas, das Ellen nicht verstand. Vielleicht fuhr Kaleb fort, bevor Malkolm kam, vielleicht hielt er gerade seine Abwesenheit für wirksam, sie von allem abzuhalten, das er mißbilligte. Das läge in seiner Art. Sie half Amelia beim Abwaschen und machte sich dann in den Melkhof hinaus. Von ihrem Schemel

neben der Kuh beobachtete sie Kaleb mit schmerzenden Augen und sah, wie er gemächlich hin und her schlenderte, vom Haus zur Scheune, von der Scheune zum Kornboden, vom Kornboden zum Gerätschuppen, in seinem langsamen, schwerfälligen Gang. Prinz war vor den Einsitzer gespannt worden und wartete. Aber Kaleb warf keinen Blick auf das Pferd. Er verschwand in der Scheune und kam nicht eher heraus, als bis die flammende Sonnenkugel hinter den Pappeln stand. Hatte er seinen Plan, wegzufahren, aufgegeben? Ellen versuchte durch die Bäume die Straßenbiegung zu beobachten, allein die Pappeln tanzten vor ihren Augen. So senkte sie wieder den Kopf und zog an den Zitzen des Kuheuters. Endlich hörte sie, noch sehr weit entfernt, das Geräusch von Rossehufen, das durch den stillen Abend näherrückte.

In diesem Augenblick kam Kaleb aus der Scheune, band Prinz los und stieg in den Wagen. Ellen hoffte verzweifelt, daß der Reiter aus dem Westen zögern werde. Dann sah sie, wie Kaleb nochmals vom Wagen herabstieg und ins Haus ging, von wo er nach einigen Augenblicken mit dem Mantel überm Arm zurückkehrte. Der Hufschlag war nun von der Wegbiegung hinter den Pappeln her vernehmbar. Kaleb stieg von neuem in den Wagen und fuhr schnell zum Tor hinaus. Ellen hörte, wie Malkolm Kaleb begrüßte, konnte ihn aber von

ihrem Schemel aus nicht sehen. Sie sprang auf, lief zur hölzernen Umzäunung des Melkhofes und beugte sich, da sie sich unbeachtet fühlte, darüber.

Malkolm saß gerade und finster auf seinem Pony, ein Lichtglanz fiel durch die Pappeln auf seine Schulter. Dann ritt er weiter und Kaleb fuhr im Wagen neben ihm her. Skuli Erikson wohnte ja in der Nähe des Brundschen Gehöftes, auf dem Wege, den Malkolm nach dem Norden nehmen mußte.

Linda und Mark, die nach dem Abendbrot auf der Waldstraße zu Fusi Aronson hinübergeritten waren, nahmen auf dem Rückweg einen Pfad, der nach Osten führte und die Straße kreuzte, an der die Brunds und die Eriksons wohnten. Sie beeilten sich nicht, denn der Abend war so schön, daß man ihn mit voller Muße genießen mußte. Nun rasteten sie auf einer trockenen Anhöhe im Norden der Sümpfe und konnten die stehenden Wasser übersehen, die im Sonnenuntergang zerrissenen, roten und goldenen Bändern glichen. Am Rande bemerkte Linda zarte, purpurne Orchideenblüten und Farne, die so gebrechlich waren, daß das Licht sie zu beugen schien. Mark lugte nach Osten aus.

„Ein einsamer Reiter“, sagte er.

Linda folgte seinem Blick. „Oh, das ist ein indianisches Pony. Ich denke, es wird der Mann sein, der vor einiger Zeit bei Gares zum

Abendbrot war“, rief sie und versuchte, die Gestalt auf dem Pferd zu erkennen. „Ich glaube, Ellen war einmal in ihn verliebt.“

Die Glut im Westen hüllte Roß und Reiter in einen goldenen Glanz; sie schienen in eins zu verschmelzen.

DREIZEHNTES KAPITEL

I

Just das rechte Wetter zum Heutrocknen trat ein, mit nur ganz leichtem Wind. Tag für Tag war der Himmel klar wie ein blanker Schild. Kaleb hoffte, es würde so bleiben, bis das Heu aufgestapelt war. Es gingen Gerüchte von Waldbränden im Norden, die infolge der Trockenheit ausgebrochen waren; in Yellow-Post war man voll böser Vorahnungen. Allerdings waren die Indianer immer bereit, den weißen Siedlern Übles zu prophezeien — das bedeutete weiter nichts.

Das Getreide wuchs in diesen Gegenden sehr langsam. Man hätte mehr Regen gebraucht. Aber es würde mehr Regen kommen. Er mußte kommen.

Am Morgen des Tages, an dem die Mahd beginnen sollte, klopfte Kaleb um fünf Uhr an die Decke. Amelia war schon mit Feuermachen beschäftigt. Ihre Schultern schmerzten vom Bücken, da sie tags zuvor eine große

Menge Gemüse zum Einlegen gepflückt hatte. Ihr war nicht wohl zumute, wenn sie an Ellen dachte, die ihr im Garten geholfen hatte. Ellen sollte heute rechnen.

„Es ist nicht zu spät, einen Mann zum Heuen aufzudringen“, wagte Amelia zu bemerken.

Kaleb zog seine Stiefel an und stampfte mit jedem schwer auf den Boden, ein Zeichen für die Kinder im Dachgeschoß, daß sie sich beeilen sollten. Als er die Stiefel zugeschnürt hatte, ging er zum Ausguß, um sich zu waschen.

„Du tätest besser daran, ihnen keine überspannten Ideen in den Kopf zu setzen. Wer soll denn den Mann bezahlen, heh? Mark Jordan könnten wir vielleicht umsonst haben, hah, hah. Du gefällst mir, Amelia, Du gefällst mir!“

Amelia briet Eier mit Pökelfleisch und wärmte den Haferbrei auf, den sie am Abend vorher gekocht hatte. Sie deckte den Tisch mit einem rot-weiß gestreiften Tischtuch, stellte die zerbrochenen Teller in peinlichster Ordnung darauf und legte die alten Gabeln mit den verbogenen Zinken und die schwärzlichen Messer daneben. Dann gab sie noch vor jeden Platz eine sorgfältig geplättete, abgenützte Serviette, eine von den Gewohnheiten, die sie aus besseren Tagen herübergewonnen hatte. Kaleb übersah immer die Serviette neben seinem Teller, weil sie im Leben seiner Frau das Sinnbild für etwas war, was er ver-

tilgen wollte, der Ausdruck einer gewissen, noch dazu kostspieligen und anspruchsvollen Vornehmheit. Amelia hätte in den letzten fünf Jahren Besseres tun können, als immer wieder um Geld für neue Servietten zu bitten.

Das Essen stand auf dem Tisch, als die Kinder samt Linda herunterkamen. Alle, mit Ausnahme der Lehrerin, waren völlig schlaftrunken und sahen einander kaum.

„Jetzt schnell, schnell, keine Zeit verlieren, gibt genug zu tun draußen, und wir arbeiten besser in der Früh“, ermahnte sie Kaleb. Er selbst aß gemächlich und saß noch bei Tisch, als die anderen längst aufgebrochen waren.

Widerstand hätte nur erneuten Kraftaufwand bedeutet. Die Arbeit mußte auf alle Fälle getan werden. Ellen und Karli spannten Pferde vor die Rechen und Judith ging mit der Mähmaschine voran. Es war eine gedanken-tötende Arbeit und nach einiger Zeit hörte der Geist auf, dem Körper hinter den Pferden zu folgen. Auf und nieder ging's, unablässig auf und nieder, in der sengenden Hitze, die der Erde und dem wolkenlos blauen Himmel entströmte. Die Nase begann von dem süßen, heißen, staubigen Heugeruch zu schmerzen. Die Hände wurden trocken und geschwollen von den Zügeln, die sie hielten, die Sonne lag einem wie glühendes Eisen auf den Schultern, wohin man sich auch wendete. Aber bald war es nur der Körper, der hier aushielt. Der Geist

schien irgendwohin entkommen zu sein und hatte ein Leere an Gedanken zurückgelassen, eine grenzenlose Leere, worin nichts lebte als die Arbeit des Augenblicks. Judith mähte das Feld westlich des Waldstreifens, den Kaleb Fusi Aronson abgekauft hatte. Karli folgte ihr mit dem Rechen. Martin mähte im Ostfeld; das Heu sank hinter ihm in weichen Büscheln. Ellen fiel die Arbeit ihrer Augen wegen sehr schwer und sie mußte sie öfters schließen, um den Schmerz zu lindern. Der Heustaub biß an ihren Lidern, so daß sie sich hochrot färbten. Als Judith den Blick von den schweißbedeckten Flanken des Pferdes hob, sah sie Kaleb bei der Scheune in den Wagen steigen.

Nun kam er wohl herüber, um zu sehen, wie die Dinge stehen, rief dann vom Rand des Feldes Befehle herüber und bemühte sich vielleicht gar selbst bis hierher, um das Mähen zu beaufsichtigen und nachzuprüfen, ob nicht etwa eine Handvoll Heu mit den Wurzeln ausgerissen sei. Nun, es dauerte nicht mehr lange, bis das vorbei war. Um so mehr Grund, die Pferde anzutreiben. . . .

Martin sah sich um und bemerkte, daß Ellen nicht recht vorwärts komme. Es wäre fast billiger, einen Mann aufzudingeln. Kaleb mußte einen besonderen Grund gehabt haben, keine Hilfe zu nehmen. Es war offensichtlich seine Absicht, alle mit Arbeit zu betäuben, und wenn er einen Mann heuerte, hatten sie Zeit

für Gedanken und Träume, Träume von einem neuen Haus und dergleichen. Wovon Ellen wohl träumen mochte? Martin konnte es nicht erraten. Sie glich einer vollgereiften Schote, die sich nicht öffnen konnte. Auch er war ja so eine geschlossene Schote, sie alle wagten nicht, sich zu öffnen. Dieser Gedanke nahm von Martin völlig Besitz. Ihm war, als habe er eben erst denken gelernt, eben erst seinen Geist entdeckt, der diesen einen Gedanken kreisen ließ. Da stolperte eines von den Pferden, Martin riß am Zügel und verlor seinen Gedanken. Alles verlor sich wieder, nichts blieb als die Hitze, die sichtbar in der Luft tanzte, und der schwere Geruch des Heues. Er sah sich nach Ellen um, die in ungleichen Abständen das Heu zu Haufen warf. Dann bemerkte er, daß Kaleb bis zum Zaun des gegenüberliegenden Feldes fahre, wo Judith eben hinter dem Buschwerk sichtbar wurde. Judith hielt ihr Pferd an. Sie hörte offenbar auf einen Zuruf Kalebs. Martin beunruhigten Ellens ungleiche Haufen.

Dann fuhr Kaleb um das Westfeld herum, an den Südrain des Feldes, worauf Martin arbeitete. Er war nahe genug vom Zaun, um mit ihm zu sprechen. „Kaum eine Distel im ganzen Heu“, sagte er zu seinem Vater. „Wir haben das letzte Jahr reichlich eingebracht.“

„Hm“, brummte Kaleb und trachtete, seine Freude zu verbergen. „Ellen recht, wie ich

sehe. Ellen!“ Er winkte ihr zu, sie stieg von ihrem Sitz, um sich ihm zu nähern.

„Was ist denn mit Dir los, schläfst Du am Tag oder was? Schau her, alles übers Feld verstreut. Fang den Streifen noch einmal an und mach die Haufen gleichmäßig“, sagte er sanft, wie mit äußerster Geduld. Ellen ging zum Rechen zurück und ließ die Pferde wenden. Sie fuhr noch einmal über den ganzen Streifen, sammelte die zerstreuten Haufen und maß die Abstände von neuem. Dabei bemühte sie sich, den Schmerz in den Augen und im Rücken nicht zu fühlen.

Als die Sonne im Mittag stand, war fast ein Viertel der beiden Felder gemäht. Amelia winkte eifrig mit einem Handtuch vom äußersten Ende des Gartens. Und Judith, die das Zeichen zuerst wahrnahm, rief zu Martin hinüber. Die Gespanne wurden abgeschirrt und auf die Straße gebracht. Die Arbeit des ersten Halbtages war getan.

Ellen, Karli und Martin gingen vor Judith her, die sich als letzte hielt und über die Straße zu den Sandbøs hinüberspähte. Sven mußte sie auf dem Felde gesehen haben und würde warten, bis sie zum Mittagessen heimging. Sie stellte sich in den Schatten einer Weide.

Da war Sven auch schon an ihrer Seite. Er schlüpfte durch den Weidenzaun durch und zog sie nach.

„Ich muß Dich öfter sehen“, sagte er. „Karli

hat gestern das Vieh geholt. Weshalb bist Du nicht gekommen?“

„Ich möcht' nicht, daß er Verdacht schöpft, Sven“, erwiderte Judith. „Das könnt' unserer Sache schaden. Er sperrt mich ein, wenn er davon weiß.“

„Aber heut' Abend kommst Du, ja? Nur ein bißchen!“ bat Sven.

Sie versprach es und lief davon. Lange stand er und sah ihr nach, die hinter ihren Pferden schritt. „Ihr Kopf ist schmal und fein wie der eines Rassepferdes“, dachte Sven.

Sie wendete den Kopf nicht nach ihm um.

Beim Mittagessen packten Judith, Martin und Karli ein wie junge Tiere. Amelia blickte unruhig auf Ellen, die kaum etwas von den Speisen berührte.

„Fehlt Dir etwas, Ellen?“ fragte sie.

„Nein, gar nichts, es ist nur zu warm, um viel zu essen.“

Kaleb lachte leise. „Pah, Ellen, ein oder zwei Tage gesunde Arbeit und Du merkst nichts mehr von der Hitze! Ich wollt', ich wär' nicht zu alt, mitzumachen und mir auch Appetit zu holen. Nichts ist so gesund wie das, was Karli? Karli wird ein erstklassiger Recher. Nächstes Jahr lassen wir ihn zum Mäher aufsteigen.“

Kaleb war guter Laune, gesprächig und voller Hoffnung. Er hatte einen der Isländer vom unteren Ende des Sees getroffen, und was der berichtete, lautete höchst günstig. Außerdem

hatte er von Erikson um einen lächerlichen Preis zwei feine Jungschweine an Stelle der eingegangenen Sau gekauft. Alles ging gut, sehr gut sogar. Er stand vom Tisch auf und ermahnte die andern, unverzüglich wieder an die Arbeit zu gehen. Dann spannte er ein Pferd vor den Wagen und fuhr zu Bjarnasson.

II

Kalebs Wagen rollte auf der trockenen Straße dahin, durchs Thorwaldsonsche Besitztum, dessen Gelände gen Westen in weiter Ferne verschwamm. Herrliches Weideland, das in Händen von Weibern zugrunde ging! Thorwaldson selbst gehörte in Kalebs Augen zu den Weibern.

Ein Mann, der nichts Besseres vollbrachte, als neun Mädchen groß zu ziehen, sollte kein Land bebauen. Und doch stand Thorwaldson in freundschaftlichen Beziehungen zum großen Bjarnasson und hatte bekanntlich bedeutende Darlehen von ihm erhalten, als es mit ihm und seinen zehn Weibern bergab ging. Es mußte einen Weg geben, Thorwaldson zum Verkauf wenigstens eines Theiles dieses herrlichen Landes zu zwingen.

Kalebs Gedanken wendeten sich Amelia zu. Sie hatte sich in letzter Zeit gut benommen. Vielleicht begann sie einzusehen, daß Auflehnung der Kinder zu nichts führe, von der Rücksicht auf Mark Jordan ganz abgesehen. Und

doch war es nicht übel, wenn dieser kleine Fehltritt ihrer Erinnerung erhalten blieb. Vielleicht wäre es auch angebracht, diesen jungen Mann vor Klovacs' Rückkehr einen kleinen Besuch zu machen, ihn ein bißchen auszuhorchen und Amelia seine Ansichten mitzuteilen. Gute Idee, das! Amelia würde sich eher die Zunge abbeißen, als einem so feinen Herrn die Wahrheit über seine Herkunft zu sagen. Wahrscheinlich besänne er sich auch, die Lehrerin zu heiraten, wenn er ihr nicht Vaters Namen geben konnte; diese kleine Erwägung gäbe sicherlich Amelia Stoff zum Gedanken-spinnen! In der Tat, man mußte Mark Jordan einen Besuch machen.

Nun hielt er vor dem baufälligen Haus Thorwald Thorwaldsons. Die Mähmaschine im Hof ließ darauf schließen, daß er noch nicht mit dem Schnitt begonnen habe. Eine seiner Töchter mochte Zahnweh haben und das Heu mußte warten. Zwar duldete Thorwald gewöhnlich keine Verzögerung — er bildete sich ja etwas darauf ein, der Hahn auf dem Hof zu sein. Aber er hatte wenig Voraussicht und darum kein Recht darauf, den Boden zu bebauen, kein Recht darauf, so ein schönes Stück Land zu besitzen. Die breite Gestalt Thorwald Thorwaldsons erschien in der Tür des Hauses. Er wischte den Bart ab, war also gerade nach dem Essen. Kaleb streckte ihm die Hand hin und sie begrüßten sich freundlich.

Vorn an Thorwaldsons Rock saßen unzweifelhaft Gräten und Fischschuppen. Hm . . .

Kaleb stellte sich vor Thorwald und legte die Hand auf die Türschnalle. „Komm irgendwo hinein, Thorwald, wo man ordentlich miteinander reden kann“, sagte Kaleb grinsend und wohlgelaunt. „Ich könnte den ganzen Tag warten, bis Du mich dazu einlädst.“ Trotz seines Unmutes sagte Thorwald nichts, als Kaleb die Haustür öffnete.

In der Küche saßen die Frauen noch beim Mittagessen. Kalebs Blick glitt über den Tisch, dann ging er gleichgültig ins Wohnzimmer. Thorwald folgte ihm auf dem Fuß. Keiner der Männer hielt es der Mühe wert, mit den Frauen zu sprechen. Kaleb hatte gesehen, was er sehen wollte: Thorwaldson hatte Fische zu Mittag: Es gab nur einen Ort, woher sie Thorwaldson holen konnte. Und das war Bjarnassons geheiligter See, der See seiner verehrten Freunde, denen er für viele Gefälligkeiten zu Dank verpflichtet war und von denen er, wenn die Gerüchte zutrafen, in der nächsten Zeit eine neue große Gefälligkeit erhoffte. Thorwaldson fehlte das Geld, um die Drescher zu bezahlen, und er konnte ohne Bjarnassons Hilfe sein Korn nicht dreschen. Der besaß eine eigene Dreschmaschine und seine eigenen Drescher. Gewiß half er einem Nachbarn aus. Denn er war sehr freundlich, der junge Erik,

aber eisern, wo es sich um Ehre handelte. Das Fischen in seinem See zum Beispiel — das konnte er keinesfalls so schnell verzeihen, besonders wenn der Schuldige sein Freund war, dem er vertraute und der ihm verpflichtet war. Damit hatten sicherlich alle Gefälligkeiten und Darlehen ein Ende. . . .

Thorwald setzte sich mit einem schweren Seufzer nieder und Kaleb zog einen Stuhl in seine Nähe. „Noch nicht zu Heuen begonnen, wie ich sehe“, bemerkte Kaleb beiläufig.

„Nein, zuviel andere Arbeit.“

„Ich denke, Du wirst Ende September dreschen?“ Thorwald warf ihm einen scheuen Blick zu.

„Ja, hab' schon Leute.“

„Ja? Welche denn? Sind doch ziemlich schwer zu kriegen“, sagte Kaleb freundlich.

Thorwald räusperte sich. „Mischlinge von überm See“, sagte er mit einer unsicheren Handbewegung. Kaleb lächelte. Ein ungeschickter Lügner, dieser Thorwald, obwohl er oft genug log, um schon geübter zu sein.

„Möchtest Du mir nicht sagen, wo ich sie finde?“ fragte er. „Ich kann keine Maschine vor Ende September kriegen. Und wenn sie hierherkommen, könnten sie dann auch gleich bei mir dreschen.“

Thorwaldson schlug die Beine übereinander. „Hm, die ham schon zu viel Arbeit.“

„Ich fahre heut' nachmittags zu Bjarnassons,

hübsch weit da hinüber. Aber ich muß sehen, ob ich ihre Drescher kriegen kann.“

Kalebs Augen maßen mit vollem Behagen Thorwalds Gesicht. Der mächtige Isländer rutschte unbehaglich auf seinem Sessel hin und her. „Jaa, Du darfst in Yellow-Post nichts sagen, aber Bjarnasson will mich seine Drescher heuern lassen“, sagte er langsam.

„Heuern? Du hast sie doch im letzten Jahr umsonst gehabt.“ Kaleb amüsierte sich innerlich über Thorwalds unnütze Versuche, die Würde seiner Lage zu retten. „Und so eine Geschichte erzählst Du mir?“ Er lachte zufrieden. „Schämst Du Dich nicht?“

„Mm, jaa, ich will nicht, daß man hier herumzählt, ich könnt' nicht zahlen. Ich kann zahlen, nach der Ernte.“

Wieder lächelte Kaleb vor sich hin. Thorwald und zahlen, noch dazu an Bjarnasson! „Er hat sich sehr anständig gegen Dich benommen, nicht wahr? Rechnen wir doch einmal nach, was Du ihm für Geräte schuldig bist. Muß mit Zinsen eine ganz schöne Summe sein.“ Thorwald stellte seine großen Füße übereinander. Er antwortete nicht und horchte ängstlich auf die Frauen, die in der Küche die Schüsseln abräumten.

„Möchte Deine Kartoffeln wieder einmal ansehen. Lange her, daß ich sie gesehen hab'.“ Thorwald murmelte eine Erwiderung und die beiden Männer verließen das Haus. Thorwald

sah mit Erleichterung, daß der Tisch abgedeckt war, und hoffte, daß Kaleb beim Eintreten den Fisch nicht bemerkt habe. Er wurde plötzlich gesprächig und fröhlich. Sie gingen nun in der Sonne zu dem großen, trockenen Kartoffelfeld hinaus, das sich über zwei Äcker erstreckte. Hier wuchs Thorwalds hauptsächliches Verkaufsprodukt, das einzige, das leidlich bei ihm fortkam. Von der Viehzucht verstand er nichts und sein Getreide war mittelmäßig.

„Sehr gut, Thorwald, wird eine hübsche kleine Summe bringen“, sagte Kaleb fast flüsternd, als spräche er mit sich selber. „Und das ist eine Arbeit, die auch die Weiber machen können. Bei den Viehherden ist das was anderes, da braucht man einen Mann. Sei froh, daß Du nicht viel Vieh hast, Thorwald. Das macht Mühe!“

Thorwald bückte sich, um eine Wanze von einer Kartoffelpflanze zu nehmen.

„Sind nicht viele“, sagte er stolz und wies auf die reinen Pflanzen.

„Kartoffel kann man essen, wenn man sonst nichts hat“, bemerkte Kaleb. „Gut angelegtes Geld, gut angelegtes Geld. Übrigens — Bjarnasson fischt wieder, nicht?“

„Wie? Nain — ich weiß nichts“, sagte Thorwald hastig. Kaleb hielt einen Augenblick inne und genoß Thorwalds Unruhe.

„Hm, hm, hab' ich nicht Fische auf Deinem Tisch gesehen? Die kannst Du doch nur aus

Bjarnassons See haben. Und sicher gehst Du doch nicht hinten herum fischen.“

„Fische auf meinem Tisch gesehen? Nain, nain!“

„Lüg' nicht, Thorwald! Du hast Fische zu Mittag gehabt und die hast Du aus Bjarnassons See gestohlen — bei Nacht wahrscheinlich. Du weißt, was Bjarnasson täte, wenn er's erfährt. Aber ich werd's ihm nicht sagen, Thorwald, gewiß nicht, gewiß nicht. Ich möcht' ja, daß Du dreschen kannst. Niemand weiß es außer mir und niemand wird's erfahren. Aber 's ist eine schmutzige Geschichte, Thorwald, sehr schmutzige Geschichte.“

Thorwaldsons Gesicht war leichenblaß, seine großen Hände fuhren in den Taschen herum, die Schultern sanken herab. Kaleb strich sich mit der linken Hand nachlässig über den Schnurrbart.

„Ja richtig, Thorwald, wir haben einmal über den Verkauf des Weidelandes gesprochen, das an meines grenzt. Du wolltest es damals nicht gern hergeben und doch ist es nutzlos für Dich. Wie denkst Du jetzt darüber?“

Thorwalds Augen wurden finster. Kaleb Gare hatte ihn in der Hand. „Nain, nicht ein Feld“, krächzte er.

Kaleb zuckte die Achseln und wendete sich zum Gehen.

„Gut, aber mach' mir keine Vorwürfe, wenn Bjarnasson nicht mit den Dreschern herüber-

kommt.“ Als Kaleb zum Wagen schritt, lief Thorwald mit langen Schritten hinter ihm her. Eher als Bjarnassons Hilfe verlieren. . . .

„Wann willst Du's?“ Er keuchte beinahe.

„Oh, wann immer. Je früher, desto lieber. Ich zahl' bar, Thorwald. So mach' ich Geschäfte. Das hilft Dir jetzt vielleicht heraus, heh?“

Sie vereinbarten, sich am nächsten Tag im Laden von Johannesson zu treffen, der auch Notardienste versah, um den Handel abzuschließen.

„Also leb wohl bis dahin“, sagte Kaleb, während er in den Wagen stieg. „War ein guter Tag für uns beide, heh?“

Er fuhr davon, während Thorwald ihm fluchend nachschaute.

Der Tag war wolkenlos blau. Der Großteil des Schnittes mußte heute beendet sein. Ellen hielt die Arbeit nicht gut aus und Amelia verweichlichte sie, wie er während des Mittagessens bemerkt hatte. Amelia mußte wieder in ihre Schranken gewiesen werden. Kaleb dachte darüber nach, wie alles sich gestalten würde, wenn man ihn zwänge, seinen Trumpf — wie er es nannte — auszuspielen. Er glaubte nicht, daß es große Veränderungen auf dem Hofe hervorriefe, nur würden sich die Glieder der Familie enger aneinander schließen. Er war überzeugt davon, daß das Wissen um Amelias Schande die Kinder für ewig an das Land fes-

selte. Kein Zögern gab es, Mark Jordan die Wahrheit zu enthüllen, wenn man ihn dazu zwang.

Aber diese schwebende Ungewißheit und ihre Wirkung auf Amelia verschaffte ihm ein Gefühl der Befriedigung. Er wollte sich die Enthüllung für einen günstigeren Augenblick aufsparen.

III

Als Judith am Abend dieses Tages vom Feld heimkehrte, war ihr Kleid schweißdurchtränkt. Sie ging nicht zum Ausguß wie die andern, um sich zu waschen, sondern trug eine Schüssel kalten Wassers in Lindas Zimmer hinauf, wohin sicherlich niemand kam. Dann rieb sie ihren ganzen Körper ab. Sie zitterte unter der Kälte des Wassers. Schließlich zog sie sich vom Kopf bis zum Fuß frisch an und steckte ein Sträußchen Lavendel, den sie im Vorjahr gesammelt hatte, in den Brustauschnitt. Sodann streifte sie über ihr reines Gewand das schmutzige Arbeitskleid, das sie während des ganzen Tages getragen hatte, damit die andern keine Veränderung an ihr bemerkten. Eben rief Amelia zum Abendbrot.

Nach dem Essen, das die ganze Familie im Schweigen tiefster Ermüdung einnahm, eilte Judith hinaus und führte Prinz aus dem Pferch. Sie hoffte, das Vieh werde in der Nähe sein, damit sie mehr Zeit für Sven erübrigen könne.

Zärtlichkeit fühlte sie nicht für ihn, nur eine furchtbare Sehnsucht nach etwas, das außerhalb ihres Lebens stand.

Sven war noch nicht an der Quelle, als sie dort eintraf. Sie band ihr Pferd an einen Baum nächst der Lichtung, von wo aus sie das Vieh auf der Weide beobachten konnte. Dann warf sie sich ins Moos unter den Birken, griff mit den Händen nach den zarten Baumstämmen und preßte ihren Körper an die Erde. Sie hatte ihr schweres Arbeitskleid abgenommen und die Kühle des Bodens drang durch das lose Gewand in ihren Körper. Das Licht der sinkenden Sonne flutete wie fließendes Gold über die weißen Stämme. Nichts rührte sich als das kleine Rinnsal der Quelle oder hie und da ein Vogel, der die braune Fläche des Teiches überquerte. Kein Laut ringsum als das Quaken der Frösche, das weither aus den Sümpfen zu dringen schien, und manchmal der Ruf einer Drossel, die vorüberflog. Hier war Klarheit, die man träumen konnte, Klarheit, deren die Seele in Sehnsucht und Erfüllung bedurfte. Judith hielt den Atem vor Entzücken an.

Sven kam vom andern Ufer des Teiches herüber. Sie sah ihn hell im Lichte stehen. Die langen Schattenstreifen der Birken glitten über ihn hin. In diesem Augenblick tauchte er wie ein Gott aus dem Weltenraum empor. Judith rührte sich nicht, er trat näher und blickte auf sie hinab. „Warum sagst Du nichts, Judith?“

fragte er verstimmt. „Ich weiß nie, woran Du denkst.“ Judith errötete vor Enttäuschung. Sie sprang auf. „Oh Du,“ rief sie wild, „warum muß ich denn immer etwas sagen? Ist es nicht genug für Dich, daß ich überhaupt da bin?“

Sven blickte verletzt auf. „Ja, wenn Du das so auffaßt. . . .“ Er wendete sich zum Gehen.

„Komm her“, murmelte Judith, ohne ihn anzusehen. Er gehorchte ihr und schaute sie fragend an.

„Ich hab’ gedacht, Du verstehst das.“ Ihre Brust hob sich, ihr Atem flog. Dann wendete sie sich um und schlang die Arme leidenschaftlich um seinen Hals. „Ich will nicht, daß Du gehst, Du mußt lernen so zu sein wie ich. Es ist etwas in mir, das Du nicht kennst, niemand kennt es hier. Wir gehen irgendwohin, Du und ich, weit weg, und dort werden wir ganz andere, große Menschen sein, wie die, von denen wir in der Schule gelesen haben. Ich weiß, ich kann’s. Und Du mußt es, weil Du mir sonst weh tätest. . . . Wir werden ganz anders sein als die Menschen hier, Sven, auch anders als die Menschen in der Stadt, in der Du warst, wir gehen ganz weit fort, übers Meer vielleicht, — nicht wahr, Sven?“

Sven streichelte ihre Schulter, um sie zu beruhigen. Er mühte sich, sie zu verstehen, er wollte gut zu ihr sein, aber ein Mann durfte nicht lügen.

„Wir werden dorthin gehen, Judith, wenn ich ein oder zwei Jahre fest gearbeitet habe. Aber wir können doch nicht einfach ins Blaue laufen, nicht wahr?“

Sie setzten sich am Ufer nieder und Judith wurde allmählich ruhiger. Irgendwo brüllte eine Kuh und sie erinnerten sich daran, daß die Sonne untergegangen sei. Das Mädchen zog hastig die Arbeitskleider an, den schmutzigen Rock über ihr reines Kleid. Sven lächelte nachsichtig, als er ihr zusah.

Nun band Judith Prinz vom Baum los und sprang in den Sattel. Diesmal schaute sie zurück und winkte, bis sie ihn aus den Augen verloren hatte. Sie trieb das Vieh rasch heim, um die verlorene Zeit einzubringen. Zum erstenmal seit Wochen fühlte sie sich restlos glücklich. Ellen und Karli erwarteten sie im Melkhof. „Wo warst Du denn so lange?“ klagte Ellen. „Er ist in der Küche und beschimpft sie Deinetwegen. Du könntest auch einmal an jemand andern denken als an Dich.“

„Du schweig!“ rief Judith zurück. „Wenn Du überhaupt denken könntest, stünd’ es besser um Dich.“

Sie rannte ins Haus, aber Kaleb war schon fortgegangen. Drüben sah sie ihn mit seiner schwingenden Laterne übers Feld wanken. Amelia bereitete den Separator vor. Ihr Gesicht verriet, was sie eben hatte anhören müssen.

„Judith,“ sagte sie, „von morgen an wird Karli das Vieh holen, Du hättest keine Stunde dazu brauchen müssen.“

VIERZEHNTE KAPITEL

I

Ein plötzlicher Witterungsumschlag war eingetreten und das Heuen mußte verschoben werden. Es war rauh und feucht fast wie im Vorfrühling. Die Mädchen halfen Amelia, die Frühjahrsgemüse, Blaubeeren und Walderdbeeren, die sie stundenlang gesammelt hatten, einzukochen. Dann kam ein Tag mit starkem Wind und großen, weißen Wolken, die wie Segel im Blauen trieben. An diesem Tage kehrte die Klovacs-Familie in dem gedeckten Wagen, der sie vor Monaten in die Stadt im Süden gebracht hatte, heim. Kaleb war tagsüber unterwegs und Amelia lief mitleidig auf die Straße hinaus, um sie willkommen zu heißen. Anton Klovacs war bis zur Unkenntlichkeit abgezehrt. Aber sein Gesicht strahlte vor Dankbarkeit, als Amelia ihn und die Kinder aufforderte, hineinzukommen und sich auszuruhen. Sie hatten den ganzen Tag zur Reise von Nykerk benötigt und waren ganz staubig und steif von der langen Fahrt. Die beiden ältesten Jungen zählten nun beinahe zwanzig; hübsche, stämmige Burschen. Anton hätte sie

zu Hause auf dem Hof gelassen, wenn er nicht gefürchtet hätte, nicht mehr zurückzukehren. Die beiden etwa zehn Jahre alten Mädchen hatten slawische Augen und glänzende, weiße Zähne. Die drei jüngsten Knaben waren dunkeläugig und übermütig. Ihre Kleider hingen in Fetzen um sie herum und sie gingen barfuß. Amelia brachte ihnen heißes Wasser und Seife zum Händewaschen und stellte ein reichliches Frühstück auf den Tisch. Anton beobachtete sie schweigend, während ihm immer wieder Tränen in die Augen traten. Er krampfte seine dünnen Finger ineinander, wie es unglückliche Frauen manchmal tun. Amelia eilte geschäftig umher, sprach und scherzte mit den Kindern und hatte das Gefühl großer, befreiender Wärme. Diese kleine, gute Tat schien die ganze Gemeinheit der letzten Jahre auszulöschen. Anton Klovacs' große, dunkle Augen, die in tiefen Höhlen lagen, erinnerten sie an etwas in ihr selbst, das sie zu verbergen trachtete.

Schließlich saßen sie alle am Tisch und Amelia goß den jüngeren Kindern Milch in ihre Tassen. Sie fragte Anton, ob er beabsichtige, auf dem Hof zu bleiben. „Bis Gott sagt: genug, Anton!“, erwiderte er lächelnd mit seiner heiseren Stimme. „Ich will noch Verbesserungen ausführen, die der Staat verlangt; dann gehört der Hof mir und meine Kinder werden ein Heim haben, wenn ich . . .“ Er zeigte nach

oben mit seinen braunen Händen, die windverwehten Blättern glichen.

Als dann die Kinder zum Wagen gingen, blieb er zurück, faßte Amelias beide Hände und dankte für ihre Gastfreundschaft.

„Werd's nicht vergessen, Frau Gare“, sagte er. „Hab' nur mehr kurze Zeit zu leben, sagt mir der große Doktor. Diese Arbeiten müssen durchgeführt werden, damit der Hof erhalten bleibt, — für sie“, er wies auf seine Kinder draußen auf dem Hof. „Ich danke Ihnen vielmals.“

Und die Familie fuhr in ihrem weißgedeckten Wagen fort. Die Plache an seiner Rückseite ploderte im Winde. Über ihnen zogen die großen Wolken in die Unendlichkeit, eine majestätische Flotte mit schneeweißen Segeln.

II

Etwas früher, am selben Tage, lenkte Kaleb in den Klovacs-Hof ein, um Mark Jordan einen Besuch abzustatten. Dann und wann strich er mit der linken Hand über seinen Schnurrbart, wie um das Lächeln fortzuwischen, das um seine Lippen spielte, so oft er an den Zweck seines Weges dachte. Als er an den Heufeldern vorüberfuhr, maß er mit den Augen die Höhe des Grases; er meinte, daß die Verzögerung von einigen Tagen vielleicht sogar von Nutzen gewesen sei. Martin und die Mädchen mußten morgen wieder an die Arbeit. „Faulheit bringt nur Unglück!“

Mark hämmerte gerade auf eine Holzplatte los, da Kaleb den Scheunenhof erreichte. Als er den Besuch bemerkte, stieg er von der kurzen Leiter herab, die er an die Scheunenwand lehnte, und ging ihm entgegen. Was mochte der alte Mann hier wollen?

„Guten Morgen, Nachbar“, sagte Kaleb herzlich und verließ den Wagen. „Ich bin Kaleb Gare von drüben bei der Schule. Hab’ gedacht, es wird Ihnen hier ein bißchen einsam werden.“

Mark schüttelte ihm die Hand. „Ja, ja, es ist einsam hier“, erwiderte er. „Man muß sich sogar solche Arbeit suchen“ — dabei wies er auf die Scheune, die er ausbesserte —, „um sich die Zeit zu vertreiben. Anton Klovacs kommt bald zurück und wird nicht mehr viel machen können, wie ich höre. So muß ich eben ein wenig Ordnung für ihn schaffen.“

„Er wird wohl das Futter einbringen, wenn er zurückkehrt?“ fragte Kaleb. Sein Auge musterte die wohlgeformten Schultern, die feinen, schmalen Hüften Mark Jordans und suchte verstohlen die reinen Linien seines Gesichtes. „Amelia darf ihn nicht sehen“, wiederholte er bei sich.

„Ja, ich denke, das wird das erste sein. Kommen Sie hierher und nehmen Sie Platz, Herr Gare.“ Mark wendete sich zu einer Bank beim Melkschuppen und Kaleb folgte ihm gesenkten Nackens, als trüge er eine Last. Mühsam

schleppte er die Beine nach. Beide Männer ließen sich auf die Bank nieder.

„Wie wird er das nur fertigbringen mit den zwei Buben?“ fragte Kaleb wieder.

„Ich bleibe noch eine Zeitlang und helfe ihm durch“, erklärte Mark. Er warf einen prüfenden Blick auf den alten Mann, der über die Felder hinschaute.

„Ja, ja, natürlich“, sagte Kaleb in tiefen Gedanken. „Aber was bringt Sie hierher unter diese Heiden, einen jungen Menschen wie Sie?“

Mark lachte. „Der Befehl des Arztes. Ich begann meine Nerven zu spüren — Überanstrengung! Nichts Besonderes. Aber der Arzt meinte, ich solle die Geschichte im Keim ersticken. Zufällig hörte er von Klovacs, der sich bei ihm in Behandlung geben wollte, und da meinte der Doktor, den ich sehr gut kenne, ich könnte während Klovacs' Abwesenheit hier einspringen. So haben die beiden Patienten den Platz getauscht. Aber ich fürchte, der arme Klovacs gewann dabei nichts, was seine Gesundheit anbelangt. Der Doktor schreibt mir, seine Krankheit sei zu weit vorgeschritten, als daß man noch hoffen könne.“

Kaleb äußerte sein Mitleid durch einen glücksenden Laut. Er fuhr mit der Hand durch den Schnurrbart, während er an seiner nächsten Bemerkung feilte. „Was beginnen Sie, wenn Sie hier weggehen? Sie werden wohl

kaum zu mir herüberkommen wollen, um mir auszuweichen?“

„Nein, ich werde dann genug von der Landarbeit haben; ich gehe von hier fort, noch bevor die Kälte einbricht.“

„Ihre Leute wollen Sie wohl bald zurückhaben?“

„Meine Leute?“ Mark lächelte. „Die sind alle tot, Herr Gare. Kann kommen und gehen, wann ich will.“

„Hm“ — Kaleb sprach sehr sanft — „vielleicht ist es am besten so. Vielleicht ist es am besten so. Ihre Leute waren wahrscheinlich Bauern, nicht?“

„Nein, soviel ich weiß, war mein Vater Schulmann.“

„Ein Schulmann, ah? Ein feiner Herr vermutlich? Ja, ja,“ wiederholte er, entzückt von der Ironie dieses Augenblicks, „wir Bauern sind nicht so fein. Aber wir wissen, was Bildung wert ist. Nichts kommt ihr gleich, nichts. . . . Ihr Vater hat Ihnen wohl den ersten Unterricht gegeben, Abc und solche Sachen, wie?“

„Nein, ich erinnere mich gar nicht an ihn. Er starb vor meiner Geburt.“ Kaleb holte die Pfeife aus der Tasche und stopfte sie nachdenklich.

„Was Sie nicht sagen! Und Ihre Mutter blieb allein mit Ihnen? Das ist schlimm, sehr schlimm.“ Mark blickte Kaleb an. Ein sonder-

barer Mensch trotz allem. Zweifellos eine Persönlichkeit. Da saß er jetzt und jammerte über das Schicksal eines Fremden! Mark lächelte. „Meine Mutter starb kurz darauf. Sie hatte sehr wenig Geld und ich wurde von Priestern in einer Mission erzogen.“

„Ach so. Aber Sie müssen doch irgendwo Verwandte haben?“ Kaleb schien ungläubig. Innerlich beglückwünschte er sich zu seiner Geschicklichkeit. Wie Mark Jordan sich vor ihm eröffnete! Welch schöne Geschichte für Amelia!

„Vielleicht in England. Meine Eltern kamen zusammen herüber. Mein Vater war, soviel ich weiß, der letzte einer alten Familie. Ich werde meine Ahnenliste einmal durchsehen, vielleicht entdecke ich irgendwelche Verwandte. Aber sie fehlen mir nicht weiter, Herr Gare.“ Er mußte lachen, als er Kalebs verständnisvolles Kopfnicken bemerkte. „Die Verwandten meiner Mutter kann ich nicht gut finden, da ich ihren Mädchennamen nicht kenne. Die Priester haben ihn wahrscheinlich mit Absicht verschwiegen, weil sie mich für den Priesterstand eher zu gewinnen hofften, wenn sie mich von meinen Angehörigen fernhielten.“

Kaleb fuhr mit der linken Hand leicht durch den Schnurrbart. Er konnte ein Lächeln über dieses rückhaltslose Vertrauen kaum verbergen. Wieder etwas Hübsches, um es Amelia zu er-

zählen! Er wand sich beinahe vor Vergnügen. „Die kleine Lehrerin bei uns drüben ist ein feines Frauenzimmer, was?“ fragte er plötzlich mit einem Seitenblick auf Mark. Mark legte die Knie übereinander und kreuzte die Arme. Er mußte den alten Knaben ablenken.

„Ja, sie ist ein sehr feines Mädchen.“ Dabei schaute er über die Felder. „Wie lange steht das Schulhaus schon, Herr Gare?“

„Wie? Ach, lassen Sie mich nachdenken, wird wohl an die zwanzig Jahre sein. Fester alter Bau das, steht für ewig. In meiner Jugend hab' ich dran gebaut, mein Junge, in meiner Jugend. Alle meine Kinder haben dort gelernt. Vielleicht hätten sie ein bißchen länger in der Schule bleiben sollen, aber ich bin ein armer Mann, Jordan, ein armer Mann, und ich hab' ihnen gegeben, was ich konnte. Ich spar' nicht an ihnen, geb' ihnen alles, was sie brauchen. Ich hab' sie gern bei mir zu Hause, wissen Sie, es tut nicht gut, in Städten herumzulungern, wo sie überspannte Ideen kriegen. Das einfache Leben ist das beste für Leib und Seele, sag' ich immer.“

„Jedenfalls kann man vom andern leicht zuviel bekommen“, stimmte Mark bei. „Aber es würde ihnen nichts schaden, für eine Zeit hinauszukommen. Vielleicht erweisen sie sich zu etwas anderem geeigneter, wenn man ihnen die Möglichkeit dazu gibt.“ Kaleb schien sich in sich selbst zu verschließen.

„Nein, nein, meine Kinder nicht. Die sind zu sehr mit dem Land verwachsen. Die Gares sind Bauern vom ersten an. Kein Gare hat je Glück mit etwas anderem gehabt. Nein — die gehen nicht fort — die gehen nicht fort.“

Mark sah ihn erstaunt an. Die Stimme des alten Mannes war leise und eifrig, als spräche er die Worte einer Zauberformel vor sich hin.

„Ich glaube, das Vieh dort drüben durchbricht den Zaun“, rief Mark und sprang auf die Füße. Er beschattete die Augen mit der Hand und schaute nach Osten. „Sie versuchen, in den Klee zu kommen. Ich muß hinüber und sie vertreiben, Herr Gare.“ Die Versuchung überkam Gare, dieses Vergnügen bis zum letzten Tropfen auszukosten.

„Einen Augenblick, nur einen Augenblick! Haben Sie vielleicht in der Stadt einen Pferdehändler namens Bart Nugent gekannt? Er und ich waren gute Freunde.“ Er zog die Augenbrauen hoch und legte die Hand auf den Rücken.

„Bart Nugent? Ja, gewiß. Ich habe früher immer Reitpferde bei ihm entliehen; er lebte in der Nähe der Mission, als ich noch ein kleiner Junge war, und ließ mich damals auf seinen Pferden reiten. Er ist ein guter Kerl. Aber es geht ihm, wie ich höre, in letzter Zeit nicht gut.“

„Nein,“ sagte Kaleb, „er ist tot.“ Mark war erschüttert. Bart Nugent war in seiner schlich-

ten Art ein guter Freund gewesen und einen größeren Pferdeliebhaber hatte er nie gekannt.

Kaleb stieg in den Wagen. „Kommen Sie bald wieder!“ rief Mark ihm nach und winkte mit der Hand.

„Ja, das werd' ich“, versicherte Kaleb und lächelte boshaft vor sich hin.

„Komischer, alter Kauz“, dachte Mark, als er zum Felde hinüberlief. „Wie merkwürdig, daß er Bart Nugent gekannt hat! . . . Aber man kann sich schon vorstellen, daß er ein Tyrann ist.“

III

Auf dem Heimweg sah Kaleb eine mächtige, grauweiße Kutsche sich nähern. „Die Klovacs kommen zurück“, dachte er bei sich. „Es wäre ganz gut, anzuhalten und mit Anton zu reden. Vielleicht konnte man von ihm erfahren, wie lange Mark Jordan noch bleibe.“

Zwei buntgeschirrte Gäule zogen die Kutsche. Ihre purpurroten Quasten an den Ohren baumelten im Winde wie Zirkusschmuck.

Auf dem Kutschbock saß Anton Klovacs steif wie ein Stock und hielt die Zügel. Die Jungen hatten den Wagen bis hierher gelenkt, aber das letzte Stück nach Hause wollte Anton selber lenken. Es mochte das letztmal sein.

Kaleb wich mit seinem Pferde an den Straßenrand aus, als Klovacs nahe war. „Hallo!“ rief er, sobald er Anton ins Gesicht sehen

konnte. „Wieder zurück? Wie geht's, wie geht's, Anton?“

Anton lehnte sich über den Bock hinaus und nickte Kaleb mit seinem seltsamen Lächeln zu.

„Danke, gut geht's uns allen. Und Ihnen, Nachbar?“

„Alles in Ordnung, so wie zur Zeit Ihrer Abreise“, erwiderte Kaleb. „Ich komm' grad von Ihrem Hof, hab' mit Ihrem Arbeiter gesprochen. Feiner Junge das, Anton. Werden ihn wohl noch lange behalten?“

„Wenn er will. Er schreibt mir, daß er vielleicht bis zum Winter bleibt. Bei Ihnen steht alles gut, sehr gut, Herr Gare, wie immer. Aber Sie haben auch diese vortreffliche Frau zur Hilfe! Ich möchte Ihnen danken für ihre große Freundlichkeit gegen mich und gegen die Kinder. Wir waren grade bei Ihnen, und sie war so gut zu uns. Vielen Dank, nochmals! Ein guter Mensch ist Ihre Frau, mein Freund!“

Kalebs Augen zogen sich zusammen. „So, so? Ihr habt Euch bei mir aufgehalten? Das ist recht, das ist recht. Hoffentlich haben auch die Kinder etwas zu essen gekriegt und vielleicht bißchen was mit?“

„Das gute Essen war genug; mehr hätten wir gar nicht annehmen können“, sagte Anton. Dann hob er die Hand an seinen staubigen, flachkrepfigen Hut und wünschte Kaleb nach Art der Ungarn eine glückliche Rückfahrt. Als er vorüber war, dachte Kaleb mit Befriedigung,

welch günstiger Zufall diese Begegnung gewesen sei. Eine gute Gelegenheit, Amelia zu prüfen.

Er nahm die Nordstraße, die um den langen Waldstreifen herumführte und in die Weststraße mündete, so daß er vom Westen her in seinen Hof einzufahren vermochte. Dann mußte man glauben, er sei zu Besuch bei Thorwaldson gewesen, und in diesem Falle konnte er unmöglich Klovacs in seinem gedeckten Wagen getroffen haben. Diese kleinen Kniffe brachten etwas Abwechslung in das tägliche Leben und außerdem waren sie äußerst nützlich.

Er fuhr sehr langsam auf der Weststraße heim, um Amelia reichlich Gelegenheit zu geben, ihn aus dieser Richtung anrücken zu sehen. Wie er gehofft hatte, war sie im Garten mit den Tomaten beschäftigt gewesen.

„Thorwaldson ist sehr froh, daß er das Wiesenstück verkauft hat“, sagte er, als sie ihm aus dem Garten entgegenkam. „Das Geld flog ihm zur rechten Zeit ins Haus, zur rechten Zeit.“

„Ja“, stimmte sie zu, und er glaubte eine Erleichterung in ihrer Stimme zu erkennen. Jetzt dachte sie natürlich, er wisse nichts von Klovacs' Besuch. Nun, er würde ihr Zeit lassen, ihm die Wahrheit zu sagen.

„Morgen muß weitergemäht werden“, sagte er, als sie zusammen ins Haus gingen. „Hat Martin die Bolzen für die alte Maschine geholt?“

„Ja, er war in Yellow-Post und hat sie gebracht.“

„Wo sind die Mädchen und Karli?“

„In den Beeren.“

„Also den ganzen Tag allein gewesen, heh?“
Amelia bückte sich, zog einige Milchgefäße unter dem Tisch hervor und stellte sie in den Ausguß, daß sie klirrten. Er bemerkte, daß sich ihr Gesicht gerötet hatte, als sie sich wieder aufrichtete.

„Ja, ich hab' den ganzen Tag zu tun gehabt, die Tomaten beginnen jetzt zu reifen.“

Kaleb grinste unter seinem Schnurrbart. Sie versuchte also, eine direkte Lüge zu vermeiden. Das Geplänkel wurde dadurch um so interessanter. „Ich glaub', die Leute haben jetzt zu viel zu tun, um Besuche zu machen“, fuhr er fort und wühlte in seinem Werkzeugkasten herum.

„Wahrscheinlich“, sagte Amelia. Er konnte doch nicht wissen, daß Klovacs hier gewesen war. Wenn sie's ihm sagte, würde es nur Unannehmlichkeiten geben.

„Ich mach' heut Abend noch einen kleinen Ausflug zu Klovacs hinüber. Hab' in Yellow-Post gehört, daß sie bald nach Haus kommen. Kann sein, daß sie schon da sind.“

Amelia nagte an ihren Lippen. Vielleicht ließ es sich machen, daß er heute nicht mehr fuhr, da er doch tagsüber fortgewesen war.

Kaleb ging in die Scheune und Amelia seufzte erleichtert auf. Dann hörte sie Stimmen von

draußen — die Mädchen und Karli waren aus dem Wald zurückgekehrt; sie brachten gewiß eine Menge Beeren heim. Sie hätte Martin bitten sollen, Zucker aus Yellow-Post mitzubringen. Es gab ja hunderte Dinge, an die man denken mußte. Gott sei Dank — die Mädchen brachten zwei große Körbe voll Blaubeeren herein. Ihre Hände und Gesichter waren beschmiert, sie lachten und stritten miteinander, wer die meisten gepflückt habe.

„Ich glaube, die Lehrerin“, sagte Amelia, die sich eifrig ins Gespräch mischte. „Ihr Gesicht ist am blauesten.“

„Ich fürchte, ich habe mehr in den Mund als in den Korb gesteckt,“ sagte Linda lachend, „jedenfalls gibt's eine Menge.“

Unmittelbar vor der Türe stehend rief Kaleb nach Karli, und die Fröhlichkeit der Mädchen brach jäh ab.

Die Lehrerin trug Wasser in ihr Zimmer hinauf, Ellen und Judith wuschen sich beim Ausguß. Dann besuchte Judith Linda, setzte sich auf ihr Bett und sah ihr zu, wie sie sich Gesicht, Hals und die langen, weißen Arme mit duftender Seife wusch. Linda wendete sich um und fing einen sonderbaren Blick Judiths auf. Die fühlte sich ertappt und lehnte sich in die Kissen zurück. „Mir läuft das Wasser im Mund zusammen, wenn ich Ihnen zuseh'. Es ist so — ich weiß nicht — wie es ist, wie wenn mir jemand die Haut streichelt.“

„Warum benützen Sie die Seife nicht, Judith? Ich habe so viel davon! Ich sagte Ihnen doch schon so oft, daß Sie von meinen Sachen nehmen sollen, falls Sie Lust haben. Also das nächstemal, wenn Sie mit Sven zusammentreffen,“ — Linda dämpfte die Stimme und sah Judith schelmisch an — „lassen Sie sich von mir schön machen, ja? Nehmen feinen, wohlriechenden Puder und einen winzigen Tropfen Parfüm ins Haar. Er wird sterben vor Entzücken, Judith, einfach sterben!“

Judith kicherte und ließ ihre Hände über ihre runden Brüste gleiten. „Parfüm ist nicht einmal nötig, um ihn zu töten“, sagte sie. Linda freute sich daran, wie sie so in voller Größe auf dem Bett ausgestreckt lag. Wie schön, wie herausfordernd ihr Körper war! Welch erwachende Bewußtheit! Einem herrlich heranreifenden Tier glich sie.

„Darf ich Ihr Haar kämmen, Linda?“

Die Lehrerin setzte sich neben dem Bett auf den Boden und Judith löste die langen Strähne bronzefarbenen Haares, die über Lindas Schulter herabflossen. Sie liebte es, mit ihren Fingern hindurchzufahren und es in einen schimmernden Knoten über Lindas weißen Nacken zu drehen. Dabei erzählte ihr Linda allerlei von der Welt draußen, was sie oft tat, wenn sie mit Judith allein war. Aber plötzlich tönte Ellens Stimme von unten, dünn und vorwurfsvoll wie immer. Judith steckte Lindas Haar mit einer

einzigem Nadel fest und ging hinaus. Linda schien ihr Schritt leichter zu sein als vorher.

IV

An diesem Abend spannte Kaleb sein Pferd vor den Wagen und fuhr nach Osten in der Richtung gegen den Klovacs-Hof, bevor Amelia es bemerkt hatte. Als sie über die Schafweide blickte, sah sie ihn. Er würde also erfahren, daß sie ihm den Besuch der Klovacs' verschwiegen habe. Vielleicht erwähnten sie nichts davon. Das wäre doch kaum möglich! Und dann würde Kaleb mit seinem furchtbaren Lächeln vor sie hintreten, Anspielungen machen, drohen, sie vor der ganzen Familie in seiner sanften Art bloßstellen, wie er es oft getan hatte. Sie schauerte bei der Vorstellung von seiner Rückkehr. Ob er nicht am Ende doch noch seine Absicht änderte und umkehrte? Scheinbar doch nicht! Denn der Wagen wurde auf der bläulich schimmernden Straße kleiner und kleiner und verschwand schließlich hinter der Biegung im Wald. . . .

Kaleb fuhr so weit auf der Oststraße hin, bis sie in die Nordstraße einmündete, dann schlug er die Richtung gegen Skuli Eriksons Farm ein.

Amelia wusch das Geschirr. Lindas Anerbieten, die Schüsseln abzutrocknen, lehnte sie ab. Sie schien heute abend müder als sonst und die Lehrerin hätte ihr gern geholfen.

Martin und Karli molken und Judith fütterte

die Schweine und Kälber, die nicht mehr saugten. Ellen war mit Separieren beschäftigt und trug jetzt Töpfe mit Rahm gefüllt in den Keller. Dann setzten Amelia und die Mädchen sich zusammen und klaubten Blaubeeren, bis die Flamme in der Laterne bei der Türe rauchig wurde und der Geruch von Ruß und ranzigem Öl in die Nasen stach. „Ich werd’ die Laterne füllen“, sagte Judith. „Heut’ nicht mehr, Kind. Wir haben genug für heute. Ich werde jetzt noch den Zylinder waschen und den Docht erst morgen putzen.“

Ellen und Judith gingen zu Bett, Martin und Karli schliefen schon. Auch Linda, die der Tag im Walde ermüdet hatte, suchte ihre Stube auf. Sie hörte Judiths Schritte auf der Stiege schwer wie die eines Mannes. In der Küche drunten holte Amelia die Laterne herunter. Dann trug sie die Wohnzimmerlampe in die Küche, füllte die Laterne mit Öl, putzte den Docht, rieb den Zylinder mit einem Wollappen, bis er glänzte und zündete die Laterne an, um zu prüfen, wie sie brenne. Wenn Kaleb sie noch benötigte, sah er sofort, daß sie bereit sei.

Amelia stellte die Lampe auf den Wohnzimmertisch zurück. Sie hatte einen breiten Fuß aus weißem Glas und einen rubinroten, dicken Körper, worin sich der Docht wie eine rote, geschwollene Zunge wand. Amelia starrte auf die rote Kugel, als habe sie irgendwie tiefere Bedeutung für sie.

Die Eingangstür öffnete sich sachte. Amelia hörte Kalebs Schritt, wendete sich jedoch nicht um. Sie hörte auch, wie er Hut und Mantel ablegte, zur Laterne ging und den Docht niederschraubte. Er bewegte sich über den Boden wie eine Schildkröte mit ihrer schweren Schale.

„Alles schon schlafen gegangen?“ fragte Kaleb freundlich.

„Ja, sie waren alle sehr müde“, erwiderte Amelia heiter.

„Hm, warum bist Du denn noch auf, Du mußt doch mehr als müde sein nach so einem harten Tag, heh, heh? Ja, Du mußt sehr müde sein, Amelia.“ Amelia antwortete nicht. Sie saß und wartete darauf, was nun folgen würde.

„Also Du bist eine feine Frau, Amelia, wenigstens sagt's Anton Klovacs, und der muß es doch wissen“, fuhr Kaleb sanft fort und strich mit der Hand über seinen Schnurrbart, während er sich tiefer in seinen Stuhl zurücklehnte.

„Was konnte ich anderes tun, als sie einladen, hereinzukommen?“ sagte Amelia unvermittelt. Sie erschrak über sich selber.

Kaleb drehte ihr langsam den Kopf zu, während sein Körper unbeweglich blieb. Sekundenlang sah er sie durch halbgeschlossene Lider an, dann breitete sich ein Grinsen wie eine Maske über sein Gesicht. Dieser Ausdruck machte Amelia erstarren. Sie wußte — eine Art Wahnsinn kam über ihn, wenn er so aussah. Eine wahnsinnige Gier nach Macht über

sie — um jeden Preis. Ihre Finger tasteten unruhig über die Schürze im Schoß hin. Dann packte sie das Ende des Tischtuches und begann es fest aufzurollen.

„Also lügst Du auch, heh? Was hast Du sonst noch alles getan? Anton Klovacs, der Heide, in meinem Haus! Er sagt, Du bist eine feine Frau. Eine feine Frau, sagt er, heh, heh. Und hat vielleicht auch Grund dazu? Wie? Er und seine kleine Läusebrut. Ssss, Ssss, Mark Jordan und Anton Klovacs, ah!“ Er schob seinen Kopf näher zu ihr und ließ seine Finger unter ihrer Nase schnalzen. Amelia fuhr zurück, als hätte er sie geschlagen. Er lachte leise vor sich hin. „Ja, Dein Herr Sohn ist ein feiner Bursch, ja, ja, ich hab’ lang mit ihm gesprochen.“ Er zeigte mit seinem knochigen Zeigefinger auf die Brust. „Meine Wenigkeit! Er hat mir erzählt, wer sein Vater gewesen sei: ein Schulmann, ein feiner Herr. Und seine Mutter wahrscheinlich eine Dame. Sss, sss. Wie wär’s, wenn ich’s ihm sagte? Aber vielleicht bin ich nicht gut genug, es ihm zu sagen, vielleicht soll’s ihm Anton Klovacs sagen — oder Du.“ Ein flackerndes Licht erschien in seinen Augen. „Heh heh, das wird das beste sein! Du wirst’s ihm sagen, Amelia, Du wirst’s dem hübschen Jungen sagen.“

Amelia reckte sich, die Augen weit aufgerissen. „Tu es, tu es doch! Du wirst sehen, was dann geschieht!“

Wieder entsetzte sie sich vor ihrer eigenen Stimme. Sie schien aus einem andern Menschen zu dringen. Dann sank sie schwach in einen Stuhl zurück. Kaleb lachte. Er wußte, daß sie besiegt sei, zog sich langsam aus, legte sich ins Bett und schraubte die Lampe klein, so daß Amelia fast im Dunkeln saß. Lange blieb sie so und strich immerfort mit der Hand über die Schürze hin.

Sie mußte nun zu Bette gehen und wach neben Kaleb liegen, bis spät in die Nacht. . . .

FÜNFZEHNTE KAPITEL

I

Kaleb hatte durch Amelia angeordnet, daß von nun an Karli allabendlich das Vieh heimzuschaffen habe. Und wenige Tage später hieß er ihn auch an Stelle Judiths die Vorräte aus Yellow-Post einholen. Damit war Judiths Freiheit auf ihre Gedanken beschränkt. Während sie mit der Mähmaschine auf und nieder fuhr, vermochte sie sich ihnen hinzugeben. Nach den Regenschauern war die Hitze nicht mehr so stark und das Heu duftete in der erquickten Luft. Es lag fast etwas Beruhigendes im gleichmäßigen Geräusch der Mähmaschine, das alle anderen Laute übertönte und das Ohr vor allen Eindrücken bewahrte.

Sven wartete jetzt wohl an der gewohnten

Stelle auf sie und wunderte sich über ihr Ausbleiben. Sie mußte versuchen, ihn heute auf dem Heimwege zu treffen, um ihm zu sagen, daß Kaleb sie belauere und daß es gewiß einige Tage währen werde, bis er wieder einmal außer Hause sei und sie beide sich ohne Gefahr bei der Quelle finden könnten. Während der Gedanken an Sven glitt Judiths Blick an der Mähmaschine vorbei über das Feld, worauf die Ähren sich wie Lebewesen in der bewegten Luft regten. Unversehens verwandelte ein Windstoß die weite Fläche in ein graues Laken, als ob eine unsichtbare Hand darüber hingestrichen habe. Ein dunkles Verstehen erwachte in Judith; alles Lebende schien zu lieblosen oder liebkost zu werden.

Sie sah sich nach Karli um und streifte dabei mit dem Blick das Nachbarfeld, das Martin und Ellen bearbeiteten. Sie wußte von Ellens Plan, mit Malkolm auf und davon zu gehen, und begriff nicht, daß sie diesen größten Wunsch ihres Lebens unterdrückt habe. Das verzieh ihr Judith nicht. Sie haßte Ellen und ging sogar so weit zu hoffen, daß sie sich in ewiger Reue verzehren und nach dem Unwiederbringlichen sehnen werde. Dann schwenkten Judiths Gedanken zu Linda ab. Sie hatte sich dabei ertappt, daß sie in ihrer Gegenwart behutsamer auftrete und gelegentlich im Spiegel nach einer Ähnlichkeit mit der Lehrerin suche. Sven konnte so etwas nicht begreifen!

Aber er würde es in der fremden Welt begreifen lernen, wohin sie nach dem Heuen zusammen hinaus wollten. Amelias leidvolle Augen tauchten vor Judith auf, aber sie schob die Erinnerung daran fort. — Einmal mußte es sein, also konnte es ebensogut gleich sein.... Wenn aber mit Lindas Abreise auch ihr Traum zerränne und nichts anderes übrig bliebe als wieder ein Winter mit gefrorenem Dünger und hungrigem Vieh?!...

Am letzten Schnittage sprach Kaleb die Absicht aus, abends zu Björn Aronson zu fahren, um mit ihm über den Ankauf einer Glocke für die Yellow-Poster Kirche zu beraten. Er sagte dies so nebenbei während des Abendessens zu Martin. Judith tat, als habe sie nichts gehört, und wendete sich zu Linda, um sie über die Schule auszufragen. Kaleb erzählte indessen Martin, Björn werde ihm vielleicht beim Dreschen behilflich sein, „er wird nicht mehr verlangen als die Mischlinge und besser arbeiten“, fügte er hinzu.

Judith zog mit den Pferden aufs Feld, weit hinter den anderen. Wo die Weiden sie verbergen konnten, trat sie in die kleine Senke neben der Straße und gab Sven das Zeichen durch einen langgezogenen Pfiff. Er mußte sich irgendwo in der Nähe des Sandbo-Hofes aufhalten, wenn er nicht schon auf seinem Felde schaffte, das weiter nördlich lag. Judith mußte nicht auf Antwort warten, fast im gleichen

Augenblicke lief Sven herbei. Er küßte sie unsanft vor Atemlosigkeit.

„O Judith!“ rief er, „ich muß Dir . . .“

„Heute Abend“, sagte sie rasch, „komm nicht zu spät.“ Dann versetzte sie den Pferden einen leichten Schlag mit den Zügeln und lenkte zum Feld. Ihr Herz schlug wie ein Hammer unter dem schmutzigen Arbeitsgewand. — Sauber und frisch war Sven gewesen, sein Hemd am Halse offen und seine Haut hatte gegläntzt.

Am frühen Nachmittage hatte man die Mahd beendet und schickte sich an, die Maschinen heimzuführen. Judith bemerkte, daß Ellens Gesicht fahl und ihre Lider rot und geschwollen waren. Aber sie empfand nur Verachtung für sie. An Ellens Leid war nichts Bewundernswertes. Vor Malkolms Rückkehr hatte sie die Schwester bemitleidet und getrachtet, ihr allzu schwere Arbeit abzunehmen. Aber jetzt empfand sie alles Schlimme, das Ellen widerfuhr, als gerecht. Sie hatte die Wahl gehabt und hatte sich entschieden.

Judith war den andern vorangeeilt. Sie spannte eilig die Pferde aus und trieb sie auf die Weide. Dann lief sie in die Küche, wo Amelia winzige Gurken einlegte.

„Was hast Du vor“, fragte sie, als sie Judith eine Kanne heißen Wassers aus dem Kessel schöpfen sah.

„Haarwaschen“, sagte Judith kurz. Amelia

musterte sie erstaunt. Es war doch etwas ganz Ungewöhnliches, mitten in der Woche die Haare zu waschen. Das hatte Sonntag morgens zu geschehen, damit keine Arbeit versäumt werde. Allein Kaleb war ja weit draußen auf der Weide, um Pferde zu besehen, und kam wohl nicht zurück, ehe sie fertig war.

Judith trug das Becken vors Haus und stellte es in die Sonne auf den Boden. Sie kniete nieder, tauchte den Kopf ins Wasser und wusch die schwarze Flut ihres Haares mit der Seife, die Linda ihr einmal angetragen hatte; dann ließ sie sich auf der Erde nieder und wartete, bis das Haar getrocknet war. Es hatte jetzt einen lieblichen, durchdringenden Duft wie Lindas Haar. Und dann lief sie in Lindas Zimmer hinauf, um zu baden. Über die Maßen köstlich war die Seife. Judith hatte noch nie eine andere als Amelias hausgemachte benützt. Sie bedeckte den ganzen Körper mit Schaum und konnte sich schwer entschließen, ihn abzuwaschen.

Die Lehrerin kehrte von der Schule zurück, während Judith sich ankleidete, und wollte ihr durchaus eine Seidenbluse aufdrängen. Aber Judith fürchtete, Kaleb werde diese Verwandlung entdecken. Sie verstand sich jedoch dazu, daß Linda ihr das Haar aufstecke, und versprach, sich einen Tropfen Parfüm auf den Nacken träufeln zu lassen, wenn Kaleb das Haus verlassen habe. Als sie dann das Wohn-

zimmer betrat, saß Ellen am Harmonium und spielte „Das Rotkehlchen“. Vor Jahren hatte ein Gast der Gares das Lied gesungen und sich dazu begleitet. Seitdem war Ellen kein anderes Volkslied vertrauter, eine Kindheits-erinnerung, die sie niemals verlor. Linda hatte sich wohl erboten, sie neue Lieder zu lehren, aber Ellen fühlte sich verletzt und behauptete, keine Zeit dafür zu haben.

Sie schaute auf, als sie Judiths gewahr wurde, sagte aber nichts über die Frisur der Schwester. Judith verließ die Stube wieder.

Im Pferch stand ein glänzender schwarzer Hengst, der von der Farm eines Isländers stammte. Das Tier stampfte die Erde und bog seinen langen, schimmernden Hals. Da Judith bei ihm verweilte, hob es das Haupt und wendete ihr die schnaubenden Nüstern zu. Seine Augen glühten vor Zorn. Judith wandte sich ab. Sie atmete schwer.

II

Kurz nachdem Karli sich aufgemacht hatte, um das Vieh zu versorgen, fuhr Kaleb in seinem Wagen davon. Von der Schafweide aus beobachtete ihn Judith und sah, daß er von der Waldstraße nach Norden abzweige. Nun war sie sicher, daß er zu Aronson lenkte. Sven wartete schon bei der Quelle, als sie langsam die Böschung hinabstieg und das Dickicht junger Birken teilte. Lichtumflossen

stand sie eine kurze Weile da, wie am letzten Abend, wo sie sich getroffen hatten.

„Mein Gott! Wie ein Bild bist Du!“ rief Sven aus. Das freute Judith, sie trat näher und setzte sich neben ihn. Er spürte den Wohlgeruch, den sie ausströmte, die Feinheit ihres Haares und die Süße, sie berühren zu dürfen. Judith legte ihren vollen Arm um ihn und hörte sein Herz gegen das ihre schlagen. Sie zog ihr Kleid herunter, so daß ihre nackte Haut seine Brust berührte, und freute sich, daß sie sich mit der duftenden Seife gewaschen hatte.

„Judith“, flüsterte Sven und legte seine Lippen an ihr Ohr.

„Ich hab’ ein bißchen Angst heute abend“, sagte sie leise.

Er hielt sie begehrlieh in seinen Armen. Die Zeit versank in selige Unendlichkeit.

Hinter einem Weidengebüsch nördlich der Waldstraße hatte Kaleb den Wagen gebremst und wartete. Geduldig hockte er da und wartete, den Blick unverwandt in der Richtung der Sandbo-Farm gerichtet, bis er zu seiner Befriedigung Sven erspäht hatte, der über Lichtung und Weide gen Westen ritt. Dann band er das Pferd an einen Baum und tastete sich durch die Stämme bis an die Stelle, wo Sven Halt gemacht hatte. Behutsam kroch er vorwärts und vermied sorgsam, auf dürre Zweige zu treten. Es dunkelte schon. Mit einem Male

vernahm er Stimmen, die aus der Senke heraufklangen, und bald konnte er die Beiden drunten am Rande des Teiches eng umschlungen sitzen sehen. Kaleb strich langsam mit der Hand übers Kinn, machte kehrt und ging geräuschlos über die Weide zu seinem Pferde zurück.

III

Am nächsten Tage war Judith von Träumen erfüllt. Während sie in der Scheune Hühnerfutter aus dem Sacke holte, dachte sie an Sven und an das ferne Land, wohin sie bald miteinander wandern würden. Sven war wundervoll gewesen in der letzten Nacht. Er hatte zu ihr gesprochen wie nie vorher. Ach, es war fast unmöglich gewesen, sich zu erheben und ihm Lebewohl zu sagen. Und sie dachte: bald gibt es kein Lebewohl mehr. Wir werden ein behagliches Häuschen in der Stadt haben und Sven wird täglich zu seiner Arbeitsstätte gehen; nachts aber, da sind wir zusammen, die ganze lange Nacht hindurch. Schon jetzt wollte es sie bedünken, als ob Kaleb und das Vieh und das Land und die Fron und der Heustaub für alle Zeit versunken seien. Sie hob die Lider und nahm einen Schatten wahr, der auf den Scheunenboden fiel. Kaleb stand in der Tür.

Judith hielt sich kerzengerade, schaute Kaleb ins Gesicht, eine stählerne Maske, und wußte sofort, daß er sie ausgekundschaftet habe.

Kaleb trat in die Scheune. Judith blieb stumm. „Na, was hast Du mir zu sagen, heh? Was hast Du mir zu sagen?“ Er trat nahe an sie heran, indem er den Kopf vorschob. Judith rührte sich nicht. Den Bruchteil einer Sekunde lang glitt ihr Blick über den Boden. Kaum ein Meter von ihr entfernt bemerkte sie die kleine Axt mit kurzem Griff. Sie war vom Wandriemen herabgefallen.

„Treibst Dich im Gebüsch herum mit dem Sandbo-Hund. Heh? Ein Luder wie Deine Mutter! Komm her, ich will Dich lehren, wie man sich aufführt!“ Er tat einen Schritt auf sie zu; ihre Hand fuhr zu Boden und faßte den Griff der Axt. Blitzschnell straffte sich Judith und schwang sie mit aller Kraft gegen Kaleb's Schädel. Ihre Augen schlossen sich vor Schwindel und als sie sie wieder öffnete, stand Kaleb zusammengesdukt vor ihr und strich sich den Schnurrbart. Die Axt stak in der brüchigen Mauer hinter seinem Kopfe.

„Also solche Spässe machst Du! Heh?“ Er sprang auf Judith zu, packte sie an den Handgelenken und warf sie zu Boden. Dann nahm er ein Seil von der Wand und band ihre Hände und Füße am Futtertrog fest. Im Entsetzen über ihre Gewalttat vermochte sich Judith nicht zur Wehr zu setzen. Sie lag auf dem Gesicht und merkte kaum etwas von dem Düngegeruch, der vom Boden aufstieg. Plötzlich begann sie am ganzen Körper zu zittern,

denn sie spürte, daß Kaleb fortgegangen sei. Für sich selber hatte sie ja keine Angst, aber sie wußte genau, daß er nun zu Amelia lief, die machtlos gegen ihn war, daß er raste in seinem Zorn, vielleicht mordete. — — —

Alles war jetzt vorbei, alle Hoffnung zerstört; es blieben Land, Vieh, Dünger. Judith rührte sich nicht, bis der Querschatten durch die Tür nach Osten fiel. Das Seil hatte rote Ringe in ihre Gelenke geschnürt und ihr Haar war voll von trockenem Dünger.

IV

„Sie ist in der Scheune“, sagte Kaleb, als die Familie sich mühte, das Abendbrot hinunterzuschlingen. Bis dahin war von Judith nichts erwähnt worden. Kaleb hatte auch nichts zu sagen gebraucht, jeder wußte, wo sie war. Denn jedem war eingeschärft worden, an diesem Tage die Scheune zu meiden.

„Also, was sollen wir mit ihr machen? Heh? Was sollen wir mit ihr machen, Mutter?“ wendete sich Kaleb verbindlichen Tons an Amelia, die bleich und stumm verharrte. Er aber lehnte sich in den Stuhl zurück und nahm die Pose eines Richters an.

„Es ist kein Gericht in der Nähe, um Unrecht zu sühnen,“ fuhr er sanft fort, „so müssen wir uns also selbst helfen.“ Martin, Ellen, Karli und Amelia saßen im Halbkreis um Kaleb herum, wie Sonntags, wenn er die Predigt

wiederholte. Die Lehrerin, die von Karli gehört hatte, was sich zugetragen habe, war in ihrer Erschütterung zu den Sandbos gefahren in der Hoffnung, Mark Jordan und menschliche Wärme zu finden.

„Es ist auf diesem Hof ein Mordversuch gemacht worden“, hub Kaleb mit tönender Stimme an. „Ein Verbrechen ist begangen worden. Die Verantwortlichkeit, über den Verbrecher zu richten, liegt bei uns. Jetzt müssen wir vor allem den Lokalausweis vornehmen. Amelia, du gehst mit den Kindern in die Scheune, ich warte hier.“

Amelia, Martin, Ellen und Karli erhoben sich wortlos. Als sie die Scheune erreichten, sahen sie Judith auf dem Boden des Verschlages liegen. Amelia mußte sich krampfhaft zurückhalten, um sich nicht auf Judith zu stürzen und sie zu befreien. Es waren furchtbare Augenblicke für sie. Martins Gesicht verzog sich, als er die Axt wahrnahm, die sich bis zum Schaft in das verfaulte Holz der Wand eingegraben hatte. Judith aber rührte sich nicht und hielt den Blick gesenkt. Ihr Kleid war wie ein Strick um ihren Körper gewickelt, in ihrem Haar hingen Spreu und Dünger.

„Judith!“ Ellen rief sie von der Schwelle her an, aber sie antwortete nicht. „Auch gut!“ Dabei zitterte Ellen jedoch am ganzen Körper.

Sie schlichen zusammen ins Haus zurück, wo sie Kaleb in der genau gleichen Stellung fanden

wie zuvor. Alle setzten sich wieder nieder. „Es gibt verschiedene Arten, die Sache zu behandeln“, nahm Kaleb seine vorhin begonnene Rede wieder auf. „Die eine haben wir schon erwähnt: das gesetzliche Urteil. Die andere habt Ihr in der Scheune selber gesehen: mein Urteil. Aber es gibt noch eine dritte. Vielleicht möchte Amelia, daß Ihr davon erfahret.“ Er bedeckte die untere Hälfte seines Gesichtes mit der Hand und lenkte den Blick langsam zu Amelia hinüber.

Sie starrte unbeweglich vor sich hin. Mark Jordan mußte also Judiths wahnsinnige Tat bezahlen. Nein, so wahr Gott lebte, er sollte vorher sterben. Niemand würde den Grund ahnen.

„Jedenfalls lasse ich Amelia entscheiden. Judith ist ihr Kind, in der Tat ihr Kind.“ Kaleb kicherte vor sich hin, offensichtlich hatte er vergessen, daß er auf Amelias Antwort wartete.

Die ließ den Blick erst auf Ellen ruhen, dann auf Martin und zuletzt auf Karli. Möglich, daß er wieder nicht Ernst machte. Aber er konnte es ihnen auch jetzt sagen. „Ich glaube, Kaleb, es ist besser, Judith hier zu behalten.“ Sie schluckte, um ihre Fassung zu bewahren.

Kaleb betrachtete sie belustigt. „Damit sie sich weiter herumtreibt, meinst Du?“

„Nein, eine Zeitlang im Hause behalten, bis sie sich beruhigt hat. Sprich mit ihr. Mach ihr das Vergehen begreiflich.“

Amelia hatte die richtige Saite berührt. Das Wort „mach“ schmeichelte Kaleb, er wurde milde. Und er überdachte, ob jetzt vielleicht doch nicht der geeignete Augenblick zur Enthüllung sei. Mochte sie verschoben sein. Mark Jordan blieb ja vorerst noch hier.

Er erhob sich lächelnd von seinem Stuhl, als habe man sich über einen angenehmen Gegenstand von allgemeinem Interesse unterhalten. „Ich glaub', Du hast recht, Amelia, ich glaub', Du hast recht. — Aber jetzt ans Melken und Separieren! Ich will nach dem Flachs sehen. Ist die Laterne gefüllt?“

V

Linda nahm bei den Sandbos einen kleinen Imbiß ein, damit sie nicht ausgefragt werde. Dann aber zog sie Sven beiseite und erzählte ihm hastig, was sich zugetragen hatte. Sven erbleichte und fluchte furchtbar. Linda konnte ihn nur mit Mühe davon abbringen, sich sofort zu Gare aufzumachen. Aber er nahm ihr das Versprechen ab, ihn sofort zu verständigen, wenn Judith in dieser Nacht nicht befreit werde. Verzweifelt riß er an seinen Haaren und Tränen der Wut und Ohnmacht traten ihm in die Augen. Linda sprach auf ihn ein, bis er sich etwas besänftigte. Dann begleitete er sie bis zum Klovacs-Hof hinüber. Als er Mark herankommen sah, kehrte er um.

Linda traf mit ihm unter den Zedern zu-

sammen. Er sprang aus dem Sattel, legte den Arm um sie und sie schmiegte sich zitternd an ihn. Mark faßte sie fester um die Schultern und hob ihren Kopf in die Höhe, um ihr in die Augen zu sehen.

„Was ist geschehen?“

„Judith hat versucht, Kaleb zu töten.“

„Mein Gott! Dieses Kind.“ Linda erzählte. Dann gingen sie eine Weile schweigend weiter.

„Linda, Liebling, Du mußt von hier fort, bevor der Alte verrückt wird und Dich mit allen anderen zusammen umbringt. Warum willst Du nicht bei den Sandbos wohnen?“

Linda schüttelte den Kopf. „Judith wird jetzt gänzlich gefesselt sein. Es ist doch nur menschlich, gerade jetzt dort zu bleiben und sie nach besten Kräften zu trösten. — Ich erzählte Sven, was geschah; er wartet auf die erste Gelegenheit, sie zu entführen. Dann wird der Alte vor Wut bersten und es wird mit ihm vorbei sein.“

Langsam schritten sie zwischen den Zedern hin unter den immer tiefer sinkenden Schatten. Die Straße schlang sich wie ein blaues Band vor ihnen fort und der Abend war klar wie viele, die sie hier erlebt hatten; dennoch schien die Erde plötzlich verhüllt, als sei unversehens ein Stillstand in ihrem Wachstum eingetreten.

„Mark, dieses Land ist düster; kannst Du den Schauer spüren, der es umfaßt?“

„Uns berührt er nicht, Linda, wir gehören ihm nicht an. Wir haben einander.“ Linda

schmiegte sich dichter an ihn, um sich zu überzeugen, daß es wahr sei.

SECHZEHNTES KAPITEL

I

Es war ein ungewöhnlich trockener August und das Heu sollte früh gestapelt werden. Martin fragte sich, ob Kaleb jetzt, da Judith im Haus eingesperrt war, einen Mann zur Aus-
hilfe nehmen werde. Ellen und Karli hatten kaum das Geschick, diese Arbeit zu leisten. Aber Martin war nach dem Vorgefallenen gewitzigt und schwieg. Gespräche zwischen Kaleb und der Familie hatten fast gänzlich aufgehört; das einzige Band zwischen ihnen war die Arbeit, die ohne Unterbrechung und ohne Frage verrichtet wurde.

Amelia ging ihrer Beschäftigung in Haus und Garten mit einem geradezu gierigen Eifer nach, als fürchte sie ihren Verlust. Trat sie vom glänzenden Sonnenlicht ins Dunkel des Hauses, hatte sie immer das Gefühl, Judith sei irgendwo draußen beschäftigt, bis sie das Mädchen mit gebeugtem Rücken fürs Mittagessen Kartoffel schälen oder ein Pferdegeschirr ausbessern sah, das Kaleb ihr, ohne sie eines Wortes zu würdigen, hingeworfen hatte. Aber Amelia suchte ihr Herz zu verhärten und sich in ihrem einmal gefaßten Entschluß zu bestär-

ken. Judith war Kalebs Kind. Sie sprach mit ihr nur, um Aufträge für Küche und Hausarbeit zu erteilen. Judith war nichts anderes mehr als ein Paar Hände, die taten, was man sie tun hieß. Sie redete mit keinem und sah keinen an.

Linda zerriß Judiths stumpfe Teilnahmslosigkeit an ihrem Schicksal das Herz. Tage lang näherte sich die Lehrerin ihr nicht, weil sie einsah, daß jeder Trost nutzlos wäre. Bei der Rückkunft von der Schule hörte sie Judith geräuschvoll die Fichtenbretter des Bodens scheuern oder fand sie völlig versunken über einen Korb gebeugt Gemüse putzen. So durfte es nicht weitergehen, denn hielt man sie in dieser Weise länger nieder, so brach unversehens das Feuer viel heftiger aus ihr hervor, als es je geschehen.

Die Axt in der Scheune stak noch an der Stelle, wo Judith sie hineingetrieben hatte. Es war Kalebs Befehl, sie nicht zu entfernen.

Die Tage wurden matter, Bienen summten auf gelbbraunen Feldern. Weiße und gelbe Schmetterlinge gaukelten um die letzten Blätter der welkenden Heckenrosen. Der Wald war unruhig von Flügelschlag und Vogelruf und täglich brachten die Kinder verlassene Nester in die Schule, um sie mit Holzkohle oder Buntstiften nachzuzeichnen. Linda litt unter der falschen Milde, die in der Luft lag; alles Wachstum war zu Ende. Aber sie tat

ihre Arbeit weiter, froh ihrer Pflichten, die sie im Schulhaus, fern vom Gare-Hof, hielten.

Martin erfuhr zu seinem gelinden Erstaunen, daß kein Mann zum Heustapeln aufgenommen werde.

„Ellen und Karli schobern morgen mit Dir“, sagte Kaleb während des Abendbrotes zu Martin. Judith schenkte dieser Bemerkung keine Aufmerksamkeit, obwohl sie wie jeder wußte, daß sie die Erlaubnis zur Mitarbeit erhoffen mußte, um von der Gefangenschaft befreit zu werden.

In den ersten Tagen überwachte Kaleb die Arbeit auf dem Felde. Zunächst wurde das in kleinen Haufen getrocknete Heu zusammengetragen. Während dann Karli unten am Schober stand und den Kran bediente, mühten sich oben Martin und an Stelle Judiths Ellen, die viel zu schwächlich für diese Anstrengung war. Aber Martin sagte nichts. Körperliche Unfähigkeit zur Ausführung eines Auftrages erkannte Kaleb nicht an. Sie wurde als Unwilligkeit erklärt.

Indes saß Kaleb im Wagen und sah gemächlich zu, wie die Schober sich füllten. Von Zeit zu Zeit rief er Karli ein ermunterndes Wort zu oder rügte Ellens Unachtsamkeit. Dann wurden ihre Lippen schmal und ihre kleinen roten Hände schlossen sich fester um den Griff der Gabel. . . .

Die Stapel wuchsen zur Freude Kalebs. Dies

schuf die Kraft seines Willens, war das Ergebnis seines Fleißes, so unbestreitbar wie seine rechte Hand. Es bewies der Welt, daß er ein tüchtiger Besitzer und Nützer des Bodens war.

Kaleb hatte Muße zum Nachdenken da draußen im Feld, inmitten der reichen Ernte. Die Sache mit Judith war günstiger abgelaufen, als sie sich angelassen hatte. Die Axt hätte schließlich noch anderes tun können als sein Haar streifen. Aber wie die Dinge nun standen, steigerten sie nur noch seine Macht im Hause. Es war wieder etwas geschehen, womit Amelia niedergehalten werden konnte und das ihm auch Sicherheit vor Judith gab. Denn die Geschichte war eine Angelegenheit der Polizei, wenn er sie dazu machen wollte! Die Axt mußte bleiben, wo sie war, für den Fall, daß er sie als Beweis brauchte. Aber solange Judith fügsam war, wollte er milde sein. Denn ihre Arbeit war besser als die irgendeiner bezahlten Hilfe. Gefangene sollte sie sein, bis der böse Geist in ihr gebrochen war, und dann durch Feldarbeit während der Ernte dafür gesorgt werden, daß er gebrochen bleibe.

Kaleb ließ den Blick gen Süden gleiten, wo der Flachs reifte, langsam, allmählich reifte. Die Dreschmannschaft mußte am ersten Oktober zurückkommen und ihn dreschen, wenn alle Feldfrüchte eingebracht waren. Jähe Trauer fiel ihn an, als er an den Schnitt des Flachses dachte. Es war schön, wie er sich

so stolz gewachsen, so reich und prächtig, zitternd vor Leben weithin erstreckte, als vermöge nichts seinem Dasein ein Ende zu bereiten. Allein es brach ja ein neues Jahr mit neuem Wachstum an; damit tröstete er sich. Im nächsten wollte er sogar noch mehr Flachs bauen, dessen Empfindlichkeit eine Forderung nach hartem Leben bedeutete, eine Forderung an Kaleb selber, dem Boden abzugewinnen, was er ihm hatte vorenthalten wollen.

Er warf noch einen flüchtigen Blick auf Ellen, Martin und Karli, dann wendete er sein Pferd und fuhr davon. Als er an dem Wald vorbeikam, den er von Fusi Aronson gegen den Morast und den Seegrund eingetauscht hatte, lächelte er vor sich hin. Wahrhaftig, es wäre ein langweiliges Leben, wenn es sich nicht durch kleine Kunststücke unterhaltender gestaltete! Zwar mochte der Seegrund in ein oder zwei Jahren urbares Land und der Morast trocken genug für Flachsbau werden. Hm, dann konnte er ihn wohl von Fusi zurückkaufen. Und das wäre wirklich ein saftiger Spaß! Inzwischen aber ließ sich der Wald als Brenn- und Bauholz gut verwerten. Und wer hinderte ihn, abzustocken und das Holz in der Station zu verkaufen? Judith und Martin hatten ja nach der Ernte Zeit genug dazu.

Während der Heimfahrt bekümmerte es ihn, woran wohl Amelia in diesen Tagen denke. Er mußte wieder mit ihr zu sprechen beginnen,

denn durch allzu langes Schweigen verlöre er jede Fühlung. Wenn sie so um ihre eigenen Gedanken herumkreiste, könnte sie vielleicht zu dem Schlusse kommen, Selbstlosigkeit lohne sich nicht und Mark Jordan möge die Wahrheit erfahren. Das würde eine Lücke in sein Konzept reißen. Die Dinge nahmen nur solange ihren richtigen Gang, als er durch seinen Widerstand das Gleichgewicht erhielt.

Auch Judith sollte in wenigen Tagen für die Feldarbeit freigegeben werden.

II

Als die Lehrerin eines Tages aus der Schule kam, saß Judith in der Küche und butterte. Amelia war im Garten und niemand sonst in der Nähe. Linda setzte sich still auf den Boden neben Judith und schaute zu, wie ihr starker Arm sich im Kreis bewegte, gleichmäßig wie eine Maschine. Ihre Augen waren auf den Boden geheftet und man konnte ihr nicht anmerken, ob sie Linda gesehen habe.

„Judie, Judie, warum wollen Sie nicht mit mir sprechen?“ fragte Linda sanft. Sie vermochte kaum die Tränen zurückzuhalten, als sie das große Mädchen in völliger Versunkenheit dasitzen und den Griff des Butterfasses drehen sah, als sei nichts auf der Welt wichtiger.

Judith hob langsam die Augen. „Es gibt doch nichts zu reden, nicht?“ sagte sie. Es waren

die ersten Worte, die Linda sie seit ihrer Gefangenschaft hatte sprechen gehört.

„Sie dürfen sich's nicht so zu Herzen nehmen, Judith. Ich weiß, weshalb Sie es taten. Sie verloren einfach die Geduld und das war ein furchtbarer Fehler. Aber es wird vorübergehen und er wird vergessen. Judith! Sven wartet auf Nachricht von Ihnen!“

Eine jähe Röte stieg in Judiths Wangen und Linda glaubte Tränen in ihren Augen zu sehen.

„Es hilft doch nichts“, murmelte Judith. „Er bringt's heraus, wenn ich bei Sven bin. Und dann schickt er mich in die Stadt. — Für mich ist alles verloren.“

„Judith, Ihr eigenes Leben ist wichtiger als alles andere. Wenn Sie noch lange hierbleiben, dann werden Sie wie Ellen, und Sie sind zu wertvoll, um sich so zugrunde zu richten. Selbst wenn er Sie in die Stadt schickt? Die Richter würden erfahren, wie er Sie behandelt hat, bevor Ihnen irgend etwas geschieht. Es sind doch nicht alle Leute so wie er. Alles wird schließlich gut werden, Judith, das weiß ich ganz gewiß.“

Judith lehnte sich in ihrem Sessel zurück und schaute die Lehrerin lange fragend an. Endlich sagte sie: „Sagen Sie Sven, er soll sich keine Sorgen um mich machen. Er kann mich doch nicht ewig hier festhalten.“

Linda war glücklich, Judith zum Reden gebracht zu haben. „Ich sehe ihn vielleicht mor-

gen, Judith, er denkt bestimmt die ganze Zeit an Sie“, sagte sie fröhlich und legte den Arm um Judiths Schulter. „Wissen Sie, was ich jetzt tun werde? Ich werde Ihnen etwas Hübsches machen, etwas, das sie tragen können, ohne daß irgend jemand es sieht, warten Sie.“ Linda schickte sich an, ins Nebenzimmer zu gehen, und lächelte Judith zu, die mit einem halben Lächeln antwortete.

Nun trat Amelia ein und Judith stand auf, um nach der Butter im Faß zu sehen.

„Ich muß mir neue Töpfe bei Johannesson bestellen“, sagte Amelia.

„Er hat doch noch alte von uns drunten.“

Amelia warf Judith einen raschen Blick zu. Es war seit acht Tagen das erste Wort, das sie freiwillig gesprochen hatte.

In dieser Nacht lag Judith wach. Die von Linda erwähnte Möglichkeit, das Gericht werde vielleicht nicht so hart sein, wie sie gefürchtet hatte, wenn Kaleb die Sache zur Anzeige brachte, diese Möglichkeit beschäftigte sie unausgesetzt und vertrieb den Schlaf.

Und doch, man konnte nicht sicher sein. Sie wußte so wenig von solchen Dingen. Vielleicht irrte die Lehrerin. — Ein Mischlingsmädchen in Yellow-Post hatte vor zwei oder drei Jahren ihr Kind zu töten versucht und war ins Gefängnis gekommen. Gefängnis. . . . Ein Haus mit winzigen Zellen, wo man nie den Himmel sah, niemals den Wind im Gesicht spürte.

Furchtbar, am Ende noch furchtbarer als dieser Hof. Kaleb würde sich nicht besinnen, sie dorthin zu bringen, wenn sie ihm irgendeinen Anlaß zur Unzufriedenheit gäbe. Er haßte sie besonders heftig. Das wußte sie, hatte sie immer gewußt. Deshalb, weil sie haßte, was sein Höchstes war: die Ernte, das Vieh, den kargen Ertrag des Landes.

Sie dachte an Sven. Bei der ersten Gelegenheit holte er sie gewiß weg; Tag und Nacht wartete er darauf und würde Kaleb Trotz bieten, wenn er sich etwas davon versprach.

Jetzt freilich hielt Kaleb die Peitsche in der Hand. Sie können nicht weiter als bis zur Station kommen, dann hatte er sie eingeholt und die Polizei verständigt.

Zum erstenmal empfand Judith Sehnsucht nach Sven, die nicht ihrer Leidenschaft entsprang. Sie sah jetzt nicht die mächtigen Muskeln seines Halses und seine straffen, schmalen Lenden vor sich, — sie sah den Kummer, der aus seinen Augen sprach, wenn sie ihn verspottete. Als sie so im Dunkeln neben Ellen lag, fühlte sie ein unsägliches Verlangen, bei ihm zu sitzen und nichts zu sagen, lange, lange Zeit. Sie begann zu weinen und vergrub ihr Gesicht in den Kissen, damit Ellen sie nicht höre.

III

Am nächsten Tag geleitete Linda die Sandbo-Kinder heim, um Judiths Botschaft an Sven zu

überbringen. Die Asklepiabüsche an der Seite der Straße prangten in schweren, purpurnen Blüten; der Löwenzahn war eineinhalb Fuß hoch und zerstob im Winde. Es war ein Jahr verschwenderischen Wachstums in Öland. Die Kinder hatten heuer mehr Arten von Schmetterlingen und Vögeln gefunden als jemals und die Blätter der Bäume waren frei von Insekten. Der Plan der Natur, ein vollkommenes Jahr zu schaffen, hatte sich, was sie und Mark anlangte, verwirklicht, dachte Linda. Sie hätte nur gewünscht, diese Harmonie möge sich auch auf die Gares übertragen, und sann bekümmert über Judith nach.

Linda war mit Mark Jordan seit Klovacs' Rückkehr fast täglich beisammen. Entweder ritt er hinüber, wenn sie nachmittags im Schulhause war, oder sie gingen in den Wald und ließen sich an dem kleinen, von Judith entdeckten Teich nieder. Sie begannen schon Pläne für den Herbst zu schmieden, wo sie miteinander nach „draußen“ wandern wollten. Der Winter in Öland war zu streng und die Kinder wohnten zu weit entfernt, als daß die Schule geöffnet bleiben konnte.

„Ich würde gern einmal einen Winter hier zubringen,“ hatte Mark gesagt, „besonders bei den Gares. Welche Gelegenheit, die menschliche Natur zu studieren!“

„Ich fürchte, ich würde danach mein Leben lang unfähig sein, noch irgend etwas zu stu-

dieren“, hatte Linda erwidert. „Das Leben dort ist schon bei günstigem Wetter herzzerreißend genug.“

Als Linda mit den Kindern ankam, tränkte Sven gerade die Pferde. Er lief ihr entgegen.

„Hat mir Judith was sagen lassen?“ fragte er, als die Kinder außer Hörweite waren.

Linda nahm seinen Arm und schritt mit ihm zum Wassertrog.

„Judith überwindet's und Sie sollen sich nicht um sie sorgen. Er läßt sie noch nicht aus dem Haus, aber sobald er's tut, wird sie versuchen, Sie zu treffen. Versuchen Sie, Geduld zu bewahren, bis das Heu aufgeschobert ist. Zum Garbenbinden muß er sie freilassen und dann kann er sie nicht die ganze Zeit beobachten.“

Sven blickte finster drein. „Verdammt! Ich möchte dem alten Teufel den Kragen umdrehen, aber er würde am Leben bleiben und mich ins Zuchthaus bringen.“

„Das ist die Schwierigkeit. Er würde einen furchtbaren Skandal machen, wenn Sie gerade jetzt zusammen davongingen. Vielleicht könnte er nach der Ernte leichter darüber hinwegkommen. Aber Judith sehnt sich ebenso nach Ihnen wie Sie sich nach ihr.“

Frau Sandbo trat aus dem Hause und verscheuchte die Fliegen durch die geöffnete Tür. Sven führte die Pferde auf die Weide.

„Und wie geht's bei Gare? Was is mit dem Heuen?“ fragte sie.

„So gut man sich's nur wünschen kann“, sagte Linda lächelnd. Sie erzählte Frau Sandbo nichts von Kaleb und Judith.

Linda hatte ihr mitgeteilt, daß sie und Mark nach Schulschluß heiraten wollten. Frau Sandbo nahm das ohne große Überraschung auf. So etwas hatte sie schon längst erwartet.

„Zweimal denken, einmal springen“, hatte sie warnend zu Linda gesagt und sie an die furchtbare Ehe ihrer Tochter Dora erinnert. Aber das Vertrauen der Lehrerin hatte ihr doch geschmeichelt und sie umgab sie seither mit mütterlicher Besorgnis.

Mark kam etwas später und Frau Sandbo ließ es sich nicht nehmen, Kaffee zu kochen. Nachdem sie sich zu Tisch gesetzt hatten, schlüpfte sie mit betontem Feingefühl hinaus und ließ sie allein. Der Kaffee war sehr gut und erfrischte Linda. Sie sprach mit Mark über die Lage bei Gares und er war der Meinung, daß durch Einmischung Fremder nichts gewonnen würde.

„Das Mädchen sollte bei der ersten Gelegenheit durchgehen, aber der alte Gauner würde selbst den Wind einfangen, wenn er sich's in den Kopf setzt.“

„Das ist wahr“, gab Linda zu. „Aber selbst wenn sie nicht weiter als bis zur Station kommt, kann das seine guten Folgen haben. Ich glaube nicht, daß Kaleb Gare es wagen würde, die Behörden anzurufen, um sie aufzuhalten. Ich

denke, seine Frau würde für Judith eintreten und ihnen sagen, wie er sie behandelt hat. Zwar“ Linda erinnerte sich plötzlich der Gerüchte von einer Drohung, die Kalebs Frau gefügig mache.

„Jedenfalls, wenn das Mädel in die Stadt kommt, werde ich für sie tun, was ich nur kann“, fuhr Mark fort. „Aber ich glaube, wenn ich hinüberginge und mit dem alten Mann zu reden versuchte, würde er mich hinauswerfen. Er war gestern hier und versuchte den Preis für das Heu zu drücken, das Anton vor der Mahd verkaufen muß, um bares Geld zu kriegen. Ich sagte Anton, er solle auf einem höheren Preis bestehen, und der alte Mann sprang mir fast ins Gesicht. Der würde, glaub’ ich, einen Toten bestehlen. Trotzdem erwartet Anton die Wiederholung seines Besuches, weil er das Heu hergeben muß, um vor der Gouvernementinspektion die Verbesserungen zu machen.“

„Wie geht es ihm denn, Mark? Glaubst Du, daß er . . .?“

„Der Winter wird ihm den Rest geben, fürchte ich. Natürlich kann man das nie wissen. Aber komm her, Lindi, sprechen wir ein wenig von uns. Zwei lange Tage hab’ ich Dich nicht gesehen.“

Linda blickte zum Fenster hinaus und entdeckte Frau Sandbo weit drüben bei der Scheune.

IV

An dem Tag, an dem Kaleb beschlossen hatte, Judith von ihren Pflichten im Haushalt zu entheben, damit sie im Felde helfen könne, stürzte Martin von einem Heuschober und verrenkte sich die Schulter.

Nun, da es unumgänglich notwendig war, Judith freizulassen, wehrte sich Kaleb dagegen; er erwog jede Möglichkeit, mit der Feldarbeit ohne sie auszukommen. Aber das hieße, zwei Männer aufnehmen, wie er es auch drehte, und so viel war der Rest des Heues nicht wert.

„Man schaut doch, wo man hintritt. Immer muß etwas los sein, immer muß etwas sein“, klagte Kaleb leise, während er zwischen Küche und Wohnzimmer auf und ab schritt, wo Amelia Martins Arm verband, damit er zum Arzt auf die Station fahren könne.

Martin erwiderte nichts. Er wußte, weshalb er vom Schober gefallen war; er hatte Ellen aufgefangen, die um ein Haar hinabgestürzt wäre. Weiß Gott, die könnte ihre Augen ebensogut zu Hause lassen, als versuchen, sie auf dem Felde zu gebrauchen.

Kaleb fuhr Martin selbst nach Nykerk, der Arztrechnung halber. Eine verrenkte Schulter war schließlich keine gebrochene. Unangenehm, sehr unangenehm. Jetzt wurde die Arbeit wieder um einen Tag aufgehalten, weil sie zum Doktor fahren mußten und Judith doch nicht

ohne Bewachung ins Feld hinausgelassen werden durfte. Das Wetter wurde wieder schwül. Kam Martin nicht bald in Ordnung, fiel vielleicht Regen, bevor das Heu geschobert war. So ärgerte sich Kaleb auf dem ganzen Weg zur Station. Er sprach nicht mit Martin und der Bursche hatte das Gefühl, ein Unrecht begangen zu haben, was ihn mehr quälte als der Schmerz in der Schulter.

Der Doktor fand, daß die Verrenkung nicht schlimm sei, und meinte, Martin werde in zwei oder drei Wochen wieder arbeiten können. Kaleb bezahlte das Honorar und da es ihm etwas zu hoch schien, schwieg er auch auf dem Heimweg.

An diesem Abend trug er Judith auf, morgen des Bruders Platz bei den Heuschobern einzunehmen. Es wurmte ihn, daß ihm ein unglücklicher Zufall die Entscheidung aus der Hand gerissen hatte, obwohl sein Entschluß betreffs Judith schon gefaßt war.

Linda fand erst Gelegenheit zu einer Aussprache mit Judith, als sie sich im Dachgeschoß trafen. Da Ellen sich noch drunten aufhielt, schlüpfte Linda in Judiths durch einen Vorhang abgeteilte Schlafkammer und flüsterte einige Augenblicke mit ihr.

„Tun Sie nichts Unvernünftiges, Judith. Bedenken Sie: er hat Ihnen schon einmal nachgespioniert und wird es wieder tun. An Ihrer Stelle würde ich warten, bis er die Geschichte

vergessen hat, und ihm dann geradeaus sagen, daß Sie Sven heiraten wollen.“

Judith blickte zur Seite. Sie schaute finster drein, wie Kaleb, wenn er vermeiden wollte, sich über eine unangenehme Sache zu äußern. Ein heißes Rot brannte auf ihren Wangen.

„Ich kann nicht länger warten als bis nach dem Heuen“, sagte sie kurz. Dann schickte sie sich an, sich zu entkleiden, wobei sie Linda halb den Rücken zukehrte.

„Warum nicht, Judith?“

„Ich hab' meine Gründe.“

Das Hemd war von ihrer Brust herabgeglitten und sie griff hastig danach, um sich zu bedecken. Ein trotziger Ausdruck trat in ihre Augen, als sie Lindas Blick begegneten. Sie blies die Lampe aus und schlüpfte unter die Decke.

SIEBZEHNTE KAPITEL

I

Martins Verletzung bedeutete in den Augen Amelias eine Beschleunigung der Ereignisse, die nicht aufzuhalten waren. Judith hätte vielleicht später getrachtet, zu entkommen, aber ihre Befreiung in dem Augenblick, wo die erlittenen Erniedrigungen sie noch peinigten, mußte einen Fluchtversuch zur Folge haben. In der Nacht, bevor Judith auf dem

Felde arbeiten sollte, beschäftigte sich Amelia mit dieser Frage und beschloß, sie vom Wahnsinn einer neuerlichen Auflehnung zu überzeugen.

Der Morgen brach grau und trüb an, aber der Wind war stark genug, um Regen zu verhindern. Judith kam vor den anderen herunter, wusch sich beim Ausguß und begann den Frühstückstisch zu decken. Kaleb war schon draußen, Amelia stand am Herd. „Du wirst ihr sagen, daß sie in die Stadt kommt, wenn sie weitere Stückchen aufführt“, hatte er ihr eingeschärft und sie hatte verstanden. Judith mußte auf dem Hof gehalten werden, koste es, was es wolle.

„Du weißt, Judith, daß Du noch viel schlechter dran sein wirst, wenn Du ihn hintergehst. Die Axt steckt noch in der Scheunenwand“, sagte Amelia, als sie allein in der Küche waren. „Er wird Dich in die Stadt schicken und Du bist jetzt in dem Alter, wo sie Dich wegen einer solchen Sache jahrelang einsperren werden. Also mach keine Dummheiten, Kind. Das wär' nur schlechter für Dich. Einfangen wird er Dich, wohin Du Dich auch wendest.“

Judith erwiderte nichts; sie wußte, was sie zu tun habe. Sie trug die Kaffeekanne ins Zimmer und stellte sie auf den Tisch, dann rief sie die anderen. Nach dem Frühstück stand Linda am Zaun der Schafweide und blickte Judith, Ellen, Karli und Kaleb nach, die ins

Feld hinauszogen. Kaleb fuhr im Wagen, während die anderen die Pferde vor sich hertrieben. Linda mußte an Gefangene denken, die von bewaffneten Wärtern auf dem Weg nach dem Steinbruch eskortiert werden.

Amelia verhielt sich in den nächsten Tagen so, als hielte sie Judith geistig an der Koppel. Sie rief sich immerfort ins Gedächtnis, was auf dem Spiel stand, und stählte ihren Willen gegen den Judiths. Drohte Mark Jordan Unheil, so lag dies bei Judith. Es schwindelte Amelia ob der Last dieser Erkenntnis. Aber sie mußte in diesem Kampfe siegen, gleichviel ob Judith dabei zerbrach. — Judith war Kalebs Kind!

Kaleb blieb während des ganzen Tages in seinem Wagen sitzen und beaufsichtigte das Schobern. Er hatte das Pferd ausgespannt und den Wagen in den Schatten des Wäldchens geschoben. Ab und zu durchquerte er das Feld, um zu prüfen, ob Karli und die Mädchen vorwärts kämen. Er war guter Laune und seine Bemerkungen über die Arbeit waren ermutigend.

Judith, die unermüdlich Heu mit der Gabel aufwarf und feststampfte, kümmerte sich nicht um ihn, beherrscht von dem einen Gedanken an die Flucht. Mochte geschehen, was wollte, nach dem Schobern lief sie davon. Sie konnte nicht anders. Sie mußte Sven irgendwie zu treffen suchen und ihm sagen, was ihr ge-

schehen war. Allein sie wollte noch einige Tage warten und ihr Ohr Amelias Warnungen verschließen. Sie entsprangen nichts anderem als ihrer Angst vor Kaleb. Wie aber, wenn Kaleb sie nun wirklich in die Stadt schickte? — Daß die Axt in der Wand steckte, bewies gar nichts. Man konnte überdies in die Scheune einbrechen und sie herausreißen. Kaleb hatte zwar die Tür versperrt, doch war es ein leichtes, ein Fenster einzuschlagen. — Nein, die Axt sollte nicht herausgerissen werden, das wäre feige. So feig, wie es von Kaleb war, sie darin stecken zu lassen. Die Axt mochte bleiben, wo sie war. Sie mochten damit beginnen, was ihnen beliebte. Sie, Judith Gare, verließ nach dem Schobern das Haus, daran war nicht zu rütteln.

Judith schaute über das flache Land hin, das farblos unter dem grauen Himmel lag. Im Norden drängte sich weißlicher Dunst, Rauch von Waldbränden. Lange Zeit war kein Regen gefallen. Aber nun ließ der Wind nach und die Luft war schwer und schwül. Der Geruch und die Hitze des Heues mischten sich darein. Die Lippen juckten vom Spreustaub, der Schweiß rann kühl über die glühende Haut. Dabei wuchs und wuchs der Schober, bis schließlich die letzte Gabel voll Heu das Werk beendete.

Judiths Blick streifte Ellen, sah ihre fürchterlich entzündeten Augen und wendete sich ab;

ihre Hand umschloß die Heugabel fest. Dann glitten beide Schwestern vom Schober hinunter und begannen in der Nähe einen neuen Schober aufzuschichten.

Judith bemerkte, daß Kaleb seinen Wagen im Wald aufsuche. Sein vornübergeneigter Körper beschrieb einen Bogen gegen die Erde. Sie dachte nach, was wohl geschehen wäre, wenn die Axt ihr Ziel nicht verfehlt hätte. Martin würde im Frühling ein Haus bauen, Ellen eine neue Brille, Amelia ein künstliches Gebiß bekommen; die Nachbarn würden sich auf dem Weg von und nach Yellow-Post in ihrem Hause aufhalten, man würde ein oder zwei Arbeiter aufnehmen. Sie selbst aber wäre fortgeschleppt worden und es gäbe nichts anderes mehr für sie als Sühne. Linda würde Mark Jordan und Sven irgendeine andere heiraten. Alles ginge seinen Weg weiter, für sie gäbe es keinen. Und wieder ließ der Gedanke an ihre Gewalttat ihr Blut erstarren. Linda hätte das niemals über sich gebracht, niemand überhaupt außer ihr. . . . Und darum würden diese Leute in der Stadt, vor die Kaleb sie schleppen wollte, es auch nicht verstehen. Nein, sie könnte ihnen nicht ins Gesicht sehen, sie könnte es ihnen nie und nimmer erklären. Keiner würde ihre Partei ergreifen und die ganze Familie würde sich gegen sie stellen, denn alle fürchteten Kaleb. Für Lebenszeit wäre sie in einem kleinen Raum eingesperrt worden, nichts wäre

ihr geblieben, kein Himmel, kein Wind, nichts als ihre eigenen Gedanken und dieses heiß aufwallende Gefühl, das sie manchmal überkam, wenn sie an Sven dachte oder mit ihm zusammen war.

Judith fröstelte trotz der trägen Hitze, die über den Heufeldern brütete. Da bemerkte sie, daß Ellen sie ansah, und umschloß die Gabel in ihrer Hand fester. Sie haßte Ellen und ihre roten Augen und hätte sie gern für ihren neugierigen Blick geschlagen. Aber sie beherrschte sich und fuhr in ihrer Arbeit fort.

Als sie am Abend dieses Tages die Pferde nach Hause trieben, fielen große Regentropfen in den Staub der Straße. Die Wolken zogen tief und schwer, wie erfüllt von ewigem Regen. Das Aufschobern verzögerte sich wieder. Aber was machte das aus? Das Ende der Arbeit würde auch keine Freiheit bringen. Hier lag das Land, sie alle waren darin verwurzelt wie das Gras und das Getreide und die Bäume im Wald. Trennung von ihm würde das Ende jeglichen Wachsens bedeuten, nicht beginnen des Leben. — — Judiths Gedanken verwirrten sich. Sie reckte den Kopf dem Regen entgegen, aber diesmal labte seine Berührung nicht.

Sie blickte nach Kaleb hinüber, der sich über den Wagen beugte. Obwohl er ihr den Rücken kehrte, bewachte er sie. Ihm entginge es nicht, würde sie nur einen Blick in die Richtung des Sandbo-Hofes. Es war seine Art, sich so zu

stellen, als kümmere er sich nicht um das, was sie tat.

„Hätten wir noch einen Tag gehabt, so wären wir fertig“, sagte Kaleb beim Abendbrot. Nun fiel feiner, ununterbrochener Regen, der sich anließ, als wolle er einige Tage dauern. „Immer gibt's was, immer gibt's was.“ Martin, der auf dem Sofa lag, zuckte zusammen. Er wußte, worauf Kaleb anspielte. Der verlorene Tag war der, an dem sie zum Arzt gefahren waren. Seither hatte Kaleb kaum mit ihm gesprochen.

„Mutter, Judith wird beim Melken helfen!“ sagte Kaleb heiser, unmittelbar bevor man sich vom Tisch erhob. Judith errötete heiß. Dieser Auftrag sollte alle daran erinnern, daß sie noch eine Gefangene sei.

Ellen blickte zu ihr hinüber und Judith glaubte in ihren Augen etwas wie Befriedigung zu lesen. Wieder stieg der Wunsch in ihr auf, Ellen mit aller Kraft ins Gesicht zu schlagen.

An diesem Abend wurde im Kuhstall gemolken. Nachdem die andern hinausgegangen waren, warf Linda einen Mantel um die Schultern und ging in den Stall, dessen Türe offen stand. Die Laterne, die von einem der groben, niedrigen Balken herabhing, beleuchtete Judith und die schwarzweißen Flanken der Kuh, die gemolken wurde. Der beißende Geruch der Tiere, deren nasses Fell in der Wärme des Stalles dampfte, schlug Linda entgegen, als sie, ungesehen von Ellen und Karli, eintrat.

„Judith,“ flüsterte sie, „ich hab's gerade fertiggebracht und ich dachte, Sie würden es gleich sehen wollen.“

Sie holte ein zusammengefaltetes, seidenes Wäschestück aus der Tasche und breitete es über den Knien aus. „Wie schön“, flüsterte Judith und streifte den Spitzeneinsatz mit den Fingern, wagte aber nicht recht ihn zu berühren. „Viel zu hübsch für mich.“

„Unsinn, Judith“, schalt Linda. „Sie werden es morgen anziehen, sie müssen ja nicht aufs Feld. Hier!“ — sie steckte es in den Ausschnitt von Judiths Bluse. — „heben Sie es auf.“

An diesem Abend sollte Linda mit Mark bei Sandbos zusammentreffen. Sie wußte, daß er trotz des Regens hinkommen werde. So ging sie auf ihr Zimmer, zog die schweren Breeches und ihre kurze Jacke an und machte sich auf den Weg.

Himmel und Erde verschwammen miteinander und vermengten sich zu einer dunklen Flut. Der Wald versank in der Finsternis der Nacht — eine schwarze, fließende Masse. Kaum konnte Linda die Zaunpfähle an der Straße erkennen. Einmal sah sie eine graue Gestalt über die Straße eilen, einen flüchtigen Steppenwolf vielleicht, der Schutz suchte und ganz harmlos war. Aber Linda begann dennoch zu laufen.

Die Sandbos separierten Milch in der Küche,

als Linda ankam. Ohne anzuklopfen, stieß sie die Tür auf. Im Hausflur lachte sie dann selber über ihre Furcht.

Sven war unruhig. Am liebsten hätte er Linda sofort hinausgerufen, um mit ihr reden zu können. Bald aber sattelte er zwei Pferde und sie ritten nebeneinander zu Klovacs hinüber.

„Er hat sie zur Feldarbeit herausgelassen“, berichtete Linda. „Aber Sie sollten nicht versuchen, sie zu treffen, weil er sie unausgesetzt beobachtet. Warum wartet Ihr denn nicht bis nach der Ernte, wenn die Axt in Vergessenheit geraten ist. Dann sagt ihm geradeheraus, daß Ihr heiraten wollt. Er kann doch nichts dagegen haben — nicht?“

Sven lachte bitter. „Er ließe sich eher die Nase abhacken, als Judith heiraten. Er will sie für die Arbeit behalten. Wenn ich in die Nähe seines Hofes käme, würde er mich niederschießen. — Aber noch etwas wollte ich Ihnen sagen. Er schwatzt in Yellow-Post über Sie und Mark Jordan.“

„Über mich und Mark Jordan? Was denn?“

„Gerede! — daß er all diesen Dingen schnell genug ein Ende machen könnte. Ich hörte es ihn bei Johannesson einem von den Isländern erzählen. Er zeigt gern, daß er alle in der Hand hat, sprach's nicht grade aus, aber sagte ungefähr, er könnte Mark Jordan schnell genug erledigen. Wie, wenn er irgendwas gegen ihn hätte! Ich steh' auf und sag': Sie sollten ein

bißchen vorsichtig sein mit dem, was Sie über Mark Jordan reden, Kaleb Gare! Er schaut mich an, lächelt ein bißchen und sagt: Wer bist denn Du, daß Du mit mir sprichst, heh? Kümmere Dich lieber um Dich und daß Du Dich nicht aufdrängst, wo man Dich nicht haben will. Dann lacht er und geht aus dem Laden. Ich hätt' ihn niedergeschlagen, wenn er nicht so alt wär'. Was er bezüglich meiner meint, weiß ich ja, aber was er von Mark Jordan will, davon hab' ich keine Ahnung. Geben Sie acht, Fräulein Archer! Er wird so lang herumschleichen, bis er etwas findet, um Ihnen und Mark zu schaden, wenn er es aus irgendeinem Grunde für nützlich hält. Vielleicht glaubt er, daß Sie Judith forthelfen wollen.“

Linda schwieg eine Weile.

„Vielleicht trachtet er Mark irgendeinen Schaden zuzufügen, aber er kann es in Wirklichkeit nicht. Mark braucht ja die Arbeit hier nicht, um sein Brot zu verdienen. Also müssen Sie sich keine Sorge machen, Sven. Er kann ihm nichts tun und mir schon gar nicht — außer mich aus der Schule weisen. Und daran läge nicht sehr viel.“

„Na ja, jedenfalls sagen Sie Mark Jordan, er soll acht geben.“

„Ja, das will ich. Und soll ich etwas ausrichten?“

„Sie können ihr das geben!“ Sven griff in

seine Brusttasche und zog einen Briefumschlag heraus. „Ich habe ihn eine Zeitlang 'rumgetragen. Vielleicht antwortet sie.“

Linda lächelte in der Finsternis über die plötzliche Schroffheit.

Als Mark ihnen entgegenkam, kehrte Sven um.

„Es ist so dunkel, daß ich Dein Gesicht kaum sehe, Lindie“, sagte Mark und stieg vom Pferd. „Ich möchte sicher wissen, daß Du's bist!“ Er legte die Arme um sie, sie beugte sich nieder und küßte ihn. „Weißt Du es jetzt sicher?“ flüsterte sie.

Sie ritten in der Richtung zum Gare-Hof, um dann auf ihren Lieblingsweg, die Waldstraße nach Nord, abzubiegen. Unmittelbar vor dem Haus meinte sie einen Schatten die Straße überqueren zu sehen, dort, wo der Waldweg abzweigte. Er war zu groß, um der eines Präriewolfes zu sein. „Mark,“ sagte sie und drückte sich an ihn, „ich bin heute abend so aufgeregt. Ich glaube sicher, daß etwas die Straße überquert hat.“

Mark spähte ins Dunkel. „Ich sehe nichts. Sei nicht nervös, Liebste, das paßt nicht zu Dir. Es ist eine wundervolle Nacht und nichts da, was nicht da sein sollte.“

Als sie in den Waldweg einbogen, hörten sie den Regen in den Zweigen seufzen, die sich über ihnen wölbten. Es war so dunkel, daß sie die Bäume nicht unterscheiden konnten und

nur das geheimnisvolle Empfinden ihres Daseins hatten.

Linda hielt sich nahe bei Mark. „Weißt Du, daß Kaleb Gare Dich aus irgendeinem Grunde auf die schwarze Liste gesetzt hat?“ fragte sie leise. „Sven sagte, er habe ihn in Yellow-Post über Dich reden hören.“

„Über mich?“ fuhr Mark auf. „Was in des Teufels Namen . . . vielleicht, weil ich ihn hab' abfahren lassen, als er den Preis von Antons Heu zu drücken versuchte?“

„Vielleicht war es das. Aber ich hoffe, er wird den armen Anton nicht zugrunde richten.“

„Das geb' ich schon nicht zu. Übrigens hat Klovacs einen Bericht an die Regierung geschickt und es werden wahrscheinlich bald die Inspektoren herauskommen. Armer Teufel, weiß Gott, er verdient diese Heimat!“

Sie waren an die Stelle gelangt, wo die Waldstraße zu einer Lichtung führte. Da es dort keinerlei Schutz gegen den Regen gab, kehrte Linda um. Als sie wieder auf die Hauptstraße kamen, schaute Linda umher, ob sie noch irgendeine Spur jener Gestalt sehen könne, die sich durch die Dunkelheit bewegt hatte. Wenn sie daran dachte, schien sie ihr breit und vornübergebeugt gewesen zu sein wie ein Bär. Aber sie sagte Mark nichts davon. Im Hof war kein Licht und von der Stelle der Straße, wo sie Halt machten, um Abschied zu nehmen, konnte

man das Haus nicht sehen. Mark brachte Lindas Pony zu den Sandbos zurück.

Als Linda dann das Tor öffnete, fuhr sie zurück, erschreckt von einem durch den Regen dringenden Laut. Es klang, als ob Fichtenzweige gegeneinander stießen. Das Dunkel war aber zu dicht, um irgend etwas außer den Umrissen der Wirtschaftsgebäude erkennen zu können. In der Küche brannte ein Licht und Linda lief ins Haus.

Judith wusch die Teile des Separators, als sie eintrat. „Judith,“ sagte sie ruhig, „erzählen Sie den andern nichts, weil ich mich irren kann, aber ich glaubte etwas in der Hecke bei der Straße zu hören. Sind alle im Haus?“

„Alle sind schlafen gegangen, bis auf ihn und Mutter“, erwiderte Judith. Linda konnte Amelia im Nebenzimmer herumgehen hören. „Sowie ich fertig bin, nehm’ ich Peter und seh’ nach.“

Linda stieg die Treppe hinauf und entledigte sich ihres nassen Mantels. Einen Augenblick blieb sie im Dunkel stehen und schaute zum Fenster hinaus. Plötzlich erblickte sie in der Finsternis draußen eine schattenhafte, vornübergebeugte Gestalt, die sich vom Tor her näherte. Sie trat in den Lichtkreis des Küchenfensters und Linda erkannte Kaleb Gare. — Erst wollte sie befreit auflachen, dann aber beschlich sie ein seltsames Angstgefühl. Er mußte sie hinter der Hecke belauscht haben. Und er war es

auch gewesen, der über die Straße eilte, als sie in den Waldweg einbogen. Was hatte er für einen Grund, ihnen aufzulauern?

Linda setzte sich auf ihr Bett, ohne die Lampe anzuzünden. Sie hörte ihn unten mit seinem schlürfenden Schritt eintreten. Es war ihr unheimlich und durchschauerte sie. Mit schwachen Fingern entkleidete sie sich. Dann löste sie ihr Haar und schlüpfte ins Bett. Judith kam herauf und zündete die Lampe auf der andern Seite des Vorhanges an.

„Judith!“ flüsterte Linda.

Judith schob den Vorhang zurück. „Was denn?“ fragte sie.

„Haben Sie nachgesehen?“

„Ja, es war nichts“, sagte Judith und dann, nach einem Augenblick: „Danke für das . . . das Ding, das Sie mir gemacht haben. Aber ich kann's nicht tragen, jetzt noch nicht.“

Linda gab ihr Svens Brief. Judith beugte sich vor und las ihn im Licht, das durch den Vorhang darauffiel. Sie konnte ihn nicht in ihrem Bett lesen, weil Ellen ihn sonst gesehen hätte.

Als sie gegangen war, versuchte Linda, klar zu denken. Aber immer wieder drängte sich ihr die verwirrende Überzeugung auf, daß Kaleb gegen sie und Mark Böses im Schilde führe. Schließlich schläfernte das eintönige Geräusch des Regens, der auf das Dach des Blockhauses fiel, sie ein.

ACHTZEHNTE KAPITEL

I

Zwei Tage lang regnete es unaufhörlich. Ellen, Judith und Karli besorgten die Tiere, molken, butberten und bereiteten Rahm und Butter für den Versand vor. Skuli Erikson kam, ob es nun regnete oder die Sonne schien, zweimal in der Woche, um sie auf die Station zu bringen, und wenn sie nicht fertig gewesen wären, Kaleb hätte es von ihm erfahren.

Martin lag noch auf dem Sofa und beanspruchte keine Aufmerksamkeit, kein Mitleid. Amelia hatte begonnen, dicke Wollsocken für die Mädchen zu stricken, die sie im Winter tragen sollten. Und Kaleb ging den ganzen Tag zwischen dem Haus, der Scheune und dem Werkzeugschuppen hin und her, öffnete Laden, las alte, vergilbte Briefe, prüfte Medizinflaschen, paßte die Teile zerbrochener Geräte und Werkzeuge aneinander und schien völlig erfüllt von Dingen, wovon keiner etwas wußte. Aber Judith spürte, daß er trotz seiner Beschäftigung jeden ihrer Schritte wie ein Habicht überwache. Solange sich nicht irgend etwas ereignete, das ihn vom Hof abberiefe, würde es keinen Augenblick des Aufatmens für sie geben. Er behielt die Tür der Scheune, in der die Axt eingeschlossen war, ständig im Auge und vergewisserte sich stündlich, daß sie verschlossen sei. Ein- oder zweimal hatte sie

ihn aufsperrn und hineingehen gesehen, die Tür fest hinter sich schließend. Sie stellte sich vor, wie er da drinnen vor der Axt stand und sich an dem Symbol seiner Macht über sie weidete.

Judith kam ihrer Arbeit tagsüber so wehrlos nach, als läge sie noch, an Händen und Füßen gebunden, auf dem Boden des Verschlages in der Scheune.

Sie hatte Svens Brief, den ihr Linda gebracht hatte, vernichtet, nachdem sie ihn den ganzen Tag bei sich getragen hatte. In der Nacht, als sie ihn erhalten hatte, war sie wach neben Ellen gelegen und hatte sich wieder und wieder gesagt, daß sie fort müsse — nach dem Aufschobern. Aber als sie am Morgen Kalebs Gesicht beim Frühstückstisch sah und die neuen Aufträge für das Tagewerk hörte, womit er sie von den andern abschied, da verließ sie der Mut wieder.

Und dennoch fand sie Gelegenheit, einen Brief an Sven zu verfassen. Sie setzte die Worte mühsam und ohne viel Sinn aufs Papier. Aber als sie schließlich ihren Namen darunter schrieb, meinte sie, er werde den Sinn schon verstehen. Sie trug das Schreiben mit sich herum, um es Linda zu geben, wenn sie aus der Schule kam.

Judith wich Ellen aus, damit sich ihre gesteigerte Erregung nicht durch eine Züchtigung ihrer Schwester entlade, von der sie sich damals auf dem Heuschober kaum hatte zurück-

halten können. Einmal, als sie gerade butterte, sah sie Ellen den Boden des Nebenzimmers scheuern. Sie schaute ihr zu, wie sie auf Händen und Füßen um das Sofa herumrutschte, worauf Martin lag. Ellens Mundwinkel zogen sich gegen das flache Kinn, dann und wann räusperte sie sich und hustete infolge der Laugendämpfe, die aus dem Scheuereimer stiegen. Judith haßte ihren schmerzlichen Gesichtsausdruck und hätte sie jedesmal erwürgen mögen, wenn sie aufhustete. Später stieß sich Ellen einen Splitter in die Hand, weil sie ein besonders verwahrlostes Brett, worüber sie mit der Reibbürste fuhr, nicht wahrgenommen hatte. Judith sah von ihrem Platze aus Blut in dünnem Faden über ihre Hand laufen. Ellen seufzte und erhob sich, um das Blut zu stillen. Judith aber empfand eine böse Freude über das Mißgeschick der Schwester.

Amelia kam vom Hühnerstall herein. Judith schaute sie verstohlen an und bemerkte zum erstenmal die dunklen Schatten unter ihren Augen. Was war geschehen, daß sie so aussah? Sie war es doch nicht, die die Axt geworfen hatte! Voll Unbehagen wendete sich Judith wieder dem Butterfaß zu und lenkte ihre ganze Aufmerksamkeit darauf.

Am Abend gab sie Linda den Brief für Sven.

Die Regentage gingen zu Ende und bei Einbruch der Dämmerung erhob sich Wind, der für den nächsten Tag Sonne versprach. —

II

Die Scheunentür blieb versperrt; Kaleb trieb sich freundlich und aufgeräumt im Haus herum und sprach gutgelaunt über Ernte, Vieh und Wetter. Je sanfter seine Stimme wurde, desto aufmerksamer wachte Amelia über jede Regung Judiths.

„Denk daran — keine Dummheiten!“ sagte sie am Morgen des Tages, an dem die Feldarbeit beendet werden sollte. „Es geht Dir hier doch besser, als wenn Du mit einer Schar von Dieben und weiß Gott was für Menschen zusammengesperrt bist.“ Amelia entsetzte sich über die eigenen Worte.

Judith erwiderte nichts. Während sie hinter den Pferden auf dem Wege dahinschritt, drängten sich ihr immer wieder unterdrückte Zweifel daran auf, daß Amelias Warnungen ihrem Herzen entsprungen seien. Sie wußte es sich nicht zurechtzulegen, daß Amelia sich so ganz gegen ihre Art bedacht und mitleidslos zeigte. Wenn sie die Wahrheit wüßte, vielleicht . . . Judiths Herz begann schwer zu schlagen.

Heute würden sie mit dem Schobern fertig werden. Dann hieß es Garben binden — auf den Südfeldern, die außerhalb von Svens Gesichtskreis lagen. Ein bitteres Gefühl würgte sie, als sie an Sven dachte. Sie konnte die Trennung und den Zweifel und das Leid nicht länger ertragen. Sie war kein Tier, das man an-

spannte und anband und nur wegen seiner Arbeitskraft hielt. Sie wußte, was Schönheit war und Liebe, und kannte etwas, das mit diesem rauhen Land nichts zu schaffen hatte. Sie besaß etwas, das auch Linda besaß, die süß und lieblich wie wilder Honig war. . . . Wilder Honig . . . Wer aber war sie, daß sie sich vermaß, daran zu denken? Sie, Judith, die eine Axt geschleudert hatte, in der Absicht, zu töten.

Linda hätte das nie getan, Linda war fein und beherrscht. Aber sie, Judith, ja, sie war ein Tier, hatte die Leidenschaften und Sünden eines Tieres und seine dumme Körperkraft. Und nun trug sie auch noch das Geheimnis eines Tieres. Sie war roh und gemein, hatte Brüste wie ein großes Tier, hatte die Hinterbacken und die Lenden und die Schultern eines Tieres. Wer war sie, daß sie sich mit Linda verglich? Heiße Tränen traten ihr in die Augen und liefen ungehindert über die Wangen herab. Plötzlich nahm sie Ellen wahr, die ihr leise gefolgt sein mußte. Als sie mit den Pferden aufgebrochen war, war Ellen noch nicht bereit gewesen. Judith fühlte den spähenden Blick dieser neugierigen, rotumränderten Augen durch die Brille auf sich gerichtet und die Wut packte sie. Sie ließ die Zügel fallen, kehrte sich ihr zu und schrie:

„Mach', daß Du weiterkommst. Schau mich nicht so an, oder ich zerschlag' Dir das Ge-

sicht.“ Ellen wich vor ihrem Arm zurück, der ihr einen mächtigen Hieb versetzt hatte.

„Hör’ auf, Judith,“ rief sie atemlos, „er wird Dich sehen.“

„Hoffentlich sieht er mich, laß ihn nur. Und Du hör’ einmal auf, um mich herumzuschleichen. Sonst kriegst Du’s noch ärger als jetzt!“ Sie holte zu einem furchtbaren Schlag aus, der Ellens Wange traf und sie zu Boden warf. Dann nahm Judith die Zügel vom Boden auf und ging weiter.

Ellen sprang nach wenigen Augenblicken schluchzend auf die Füße. Aber es war nicht ihre Art, ins Haus zurückzukehren. Sie folgte Judith langsam, wischte die Tränen vom Gesicht und hielt sich die Wange.

Amelia hatte alles von der Tür des Hühnerstalles mit angesehen und stellte erleichtert fest, daß Kaleb nicht in der Nähe war.

Aber Judith hatte sich nicht mehr in der Gewalt. Jetzt konnte sie nichts aufhalten. — Und wenn sie wirklich davonlief, so gab es keine Schonung. Mark Jordan erfuhr es dann und auch Linda erfuhr es. Kaleb vermochte damit endlich seinen Trumpf auszuspielen, wie er es nannte. Uneheliche Geburt war ein Brandmal, das die Gesellschaft, der Mark und Linda angehörten, nicht übersah. Und sie hatte ihr Leben dafür geopfert, daß er es nie erfahren solle. — Mit einemmal fühlte sie sich müde über die Maßen und alt.

Die Schober wurden ohne weitere Störung vollendet. Kaleb trennte sich während des ganzen Tages nicht davon; bald ermutigte er die Mädchen freundlich, bald scherzte er mit Karli, bald saß er ruhig im Wagen, um sein Land zu überschauen. In der nächsten Woche konnte das Korn geschnitten werden und die Drescher würden kommen. Dann würde der Flachs gemäht und gebrochen. Alles ging glatt in diesem Jahre, wie es im letzten gegangen war und in den kommenden Jahren gehen würde. Der Kreis schloß sich. Pflügen, Eggen, Säen, Wachsen, Reifen, Dreschen — wo gab es in der ganzen Welt eine Harmonie wie beim Ackerbau? Kaleb durfte wohl mit sich zufrieden sein, hier, im Angesicht der Zeugen seine Erfolge als Bauer, als Pflüger des Bodens.

Ellen, Judith und Karli schlürften an diesem Abend so müde hinter den Gespannen her, daß sie weder Hunger, noch Durst, noch Hitze empfanden. Das Heuen war zu Ende. Und es war kein Lohnarbeiter zur Aushilfe aufgenommen worden.

III

Am nächsten Tag hatte Kaleb bei Klovacs zu tun.

„Du kommst mit mir“, sagte er liebenswürdig zu Judith. „Und Du richt' was für Mittag vor, Mutter. Will den Heiden nicht einmal um einen Bissen bitten.“

Amelia stimmte zu, daß Judith ihn begleite. Wenigstens war sie einen Tag die Sorge um sie los. Sie lief geschäftig hin und her und gab Essen in einen Korb, den sie hinten im Wagen verstaute. Dann sprach sie mit Judith, während Kaleb das Pferd anschrirte.

„Nimm Dich in Acht, sonst wird er Dich lehren! — Wenn er das gesehen hätt', was Du gestern Ellen angetan hast, wär' ihm die Geduld gerissen. Bedenk', was Du tust, Judith.“

Judith zog sich verdrossen die Schuhe an, die Kaleb ihr im Sommer mitgebracht hatte. Sie waren noch neu, da sie sich bisher geweigert hatte, sie zu tragen. Judith setzte sich neben Kaleb in den Wagen, sprach aber kein Wort mit ihm oder Amelia, die herauskam, um sie abfahren zu sehen.

„Feines Heu da drüben, sehr feines Heu“, bemerkte Kaleb, indem er mit der Peitsche auf die Schober im Feld zeigte, als sie vorbeifuhren. „Keiner von den Isländern hat solches. Nicht einmal der alte Bjarnasson. Haben wir gut gemacht. Sehr gut.“

Der Rest des Weges wurde schweigend zurückgelegt. Judith nahm die besonnten Fäden des Altweibersommers und die roten und gelben Streifen wahr, die bereits das Laub färbten. Ende des Sommers, vielleicht Ende von allem. . . . Sie versank in eine dumpfe Gleichgültigkeit, ihre Schultern beugten sich vornüber, die Hände hingen träge zwischen den Knien. Nach

ihrem gestrigen Wutausbruch gegen Ellen war alles wie erstorben, was sich in ihr aufgebäumt hatte. Ihr Geist lag in schwerem Schlaf.

Auf der Farm fanden sie Anton Klovacs ans Bett gefesselt; seine Stimme war fast unhörbar, als er mit ihnen sprach. Judith zog sich zurück, nachdem sie ihn begrüßt hatte, und ließ ihn mit Kaleb allein. Sie setzte sich in die Küche zu den Mädchen, deren Schönheit und vornehmes Betragen ihr Eindruck machte. Sie hatte sie nur einmal vorher in Yellow-Post aus großer Entfernung gesehen. Und da sie nicht wußte, daß die Mädchen sie nicht weniger bewunderten, dünkte sie sich besonders ungeschlacht. Sie begannen das Mittagessen zu bereiten und stellten noch zwei besondere Teller auf den Tisch. Judith bemerkte es, errötete, als sie an den Korb im Wagen dachte, und versachtete Kaleb von neuem. Hastig sagte sie den Mädchen, man möge nicht auf sie rechnen, weil sie sofort weiter müßten.

Kaleb hielt sich fast eine Stunde in dem Raum auf, worin Anton lag. Er war nicht der Mann, der an irgend etwas plump heranging. Selbst ein Sterbender mußte diplomatisch behandelt werden.

„Ich hab’ das Heu angesehen, Anton“, begann er freundlich. „Da ist ja zur Hälfte Sau-distel drin und außerdem eine Menge Unkraut aller Art. Sie müssen lernen, es richtig zu bauen, Anton.“

Daran knüpfte er eine lange Belehrung über den Anbau von Futterheu und riet Klovacs, was er im nächsten Jahr tun solle. Anton warf sich von einer Seite auf die andere, um den Schmerz zu lindern, der in seinem Körper wühlte.

„Was ich nächstes Jahr tun werde, das können Sie mir nicht sagen, mein lieber Freund“, sagte er lächelnd zu Kaleb.

„Unsinn, Unsinn, Anton! Sie werden heraus sein, ehe Sie's glauben. Also denken Sie daran, das Feld zu säubern, wenn das Heu geschnitten ist. Warum sollten Sie im nächsten Jahr nicht eine so schöne Ernte haben wie ich? Ihr Land ist so gut wie mein's, Anton. Jedes Stückchen ist so gut. Das kann man allerdings nicht von dem Zeug sagen, das darauf wächst. Es lohnt sich kaum das Schneiden. Kaum das Schneiden!“ Kaleb zog die Brauen hoch, lehnte sich in seinem Sessel zurück und streckte die Handflächen mit einer überzeugenden Geste aus.

Anton seufzte und wendete sein Gesicht dem Fenster zu, wodurch man das Heufeld sehen konnte. Nur sein Sinn für Humor hielt ihn davon ab, Kaleb geradeheraus einen Lügner zu heißen. Ja, es war wirklich etwas Unkraut im Feld, aber wertlos war es durchaus nicht. Kalebs ungünstiges Urteil über das Heu bedeutete nur einen andern Weg, ihm, Anton, klarzumachen, daß er es genau um die Summe

kaufen würde, die Anton den Dreschern bezahlen müßte. Kaleb wußte, daß er es nicht für weniger verkaufen konnte noch wollte. Da könnte er ja ebensogut das Heu auf der Wiese verfaulen lassen.

„Ich bin müde, mein Freund, nehmen Sie das Heu“, sagte Anton und schloß die Augen vor dem Sonnenglanz, der durch das Fenster drang.

„Sie sind mir gar nicht dankbar, daß ich Ihnen heraushelfe“, sagte Kaleb beleidigt. „Kein einziger Mann auf dieser Seite von Nykerk hätte Sie bar ausgezahlt!“

Anton lachte leise.

„Sie sind der gute Mensch, Kaleb Gare, der allerbeste Mensch. Gott segne Sie. Möge mein Heu Ihrem Vieh wohlbekommen.“

Kaleb erhob sich, um zu gehen. „Die Mahd wird wohl in einem Tag zu Ende sein. Ich möcht' die Sache in Ordnung haben. Hier das Geld!“ Er griff in die Tasche und zog eine glänzende Lederbörse heraus, die an den Ecken abgegriffen war.

Anton achtete der Banknoten, die er ihm übergab, nicht. Er steckte sie unter sein Kopfkissen und verschränkte die Hände hinter seinem dünnen Hals. Dann sah er Kaleb mit seinen hohlen Augen belustigt an. Er wollte ihn zwingen, ihm zuerst die Hand zum Zeichen des Geschäftsabschlusses zu reichen. Anton erfreute sich an dieser Ironie.

„Das wär' in Ordnung“, sagte Kaleb sanft

und steckte die Geldbörse in die Tasche. „War ein guter Tag für uns beide, was, Anton? Vielleicht wollen Sie mir den Empfang des Geldes bestätigen?“ Er zog ein Notizbuch und eine Füllfeder aus der Westentasche, schrieb die Empfangsbestätigung und reichte sie ihm hin. Anton unterschrieb mühsam und gab Kaleb das Papier zurück. Dann verschränkte er die Hände wieder unter dem Nacken. Kaleb räusperte sich:

„Ja, ja“, sagte er zerstreut und nahm seinen Hut vom Tisch. „Wie lange wird denn dieser Bursch, der Jordan, noch bei Ihnen bleiben, Anton? Böse Sache für Sie, jetzt noch eine bezahlte Hilfe halten zu müssen.“

„Dieser Jordan, der ist einer von Gottes guten Engeln. Er mäht das Getreide mit meinen Jungen, aber umsonst.“

— — „Ja, Anton, muß jetzt gehen, muß schon gehen. Gibt viel Arbeit bei mir in diesen Tagen. Kommen Sie meine Ernte ansehen, wenn Sie wieder beisammen sind“, rief Kaleb schon in der Tür.

„Ich komme auf Flügeln, Herr Gare“, erwiderte Anton lächelnd. Kaleb hatte ihm nicht die Hand gereicht. Das amüsierte ihn nicht wenig. Ein Bauer, der nach Abschluß eines Geschäftes keinen Handschlag bot. . . .

In der Küche befahl Kaleb Judith, auf ihn zu warten, und fuhr zum Felde hinunter, wo die Klovacs-Jungen und Mark das Getreide

zu Garben banden. In zwei oder drei Wochen würde Anton die Drescher hier haben. Futter für den Winter würde er besitzen. Dann hatte er ja noch ein kleineres Heufeld. Aber er konnte kein Heu auf den Märkten im Süden verkaufen. Würde wohl bald ein paar Stücke von seinem Vieh hergeben müssen, um Geld zum Leben zu bekommen. Anton war bekannt für sein gutes Vieh, das einzig Wertvolle, das er besaß. Wie er dazugekommen war, wußte anscheinend niemand, armer Siedler, der er war. Wohl auf fragwürdige Weise — dachte Kaleb, er mochte gegebenenfalls zu allem fähig sein.

Mark Jordan blieb am Ende des Feldes stehen, als er Gare herankommen sah. Was wollte der alte Gauner denn jetzt wieder?

Kaleb stieg vom Wagen. „Ich hab’ gemeint, es wird Sie interessieren, daß Anton und ich abgeschlossen haben“, sagte er, als er zu Mark getreten war. „Also hat Anton das Dreschen gedeckt.“ Es lag ein breites Grinsen auf seinem Gesicht. Er wollte es diesem Burschen aus der Stadt, der sich in alles einmengte, schon zeigen.

Was für Schadenfreude sich hinter dieser sanften, freundlichen Miene verbarg! „Umsonst bekommen, nehme ich an“, sagte Mark mit wachsendem Ärger.

„Umsonst? Umsonst? Heh, heh! Sie wissen ja eine Menge über die Heupreise. Eine ganze Menge, mein Junge. Kein Mann im ganzen

Land hätte diesen Mist mit barem Geld bezahlt. Wahrhaftig nicht.“ Kaleb lachte leise. Ein kaltes Flimmern war in seinen Augen. Er blickte verschlagen auf Mark. — „Und was treiben Sie hier, das möcht' ich gern wissen?“

Mark lächelte nachsichtig zu Kaleb hinab. Schließlich war er trotz allem ein aufdringlicher alter Narr. Mark konnte seinen Ärger beherrschen.

„Was ich tue? Kochen, die Kinder waschen. . . .“

„Keine Witze, junger Mann. Kümmeren Sie sich um Ihre eigenen Geschäfte und mischen Sie sich nicht in Antons und meine. Ja? Sonst wird man merken, wer der Vertrauensmann der Ölandschule ist.“ Damit wendete er sich um und schickte sich an, in seinen Wagen zu steigen. Aber Marks Neugierde war geweckt.

„Einen Augenblick, Herr Gare. Ich wollte wirklich keinen ‚Witz‘ machen, wie Sie sagen. Ich bitte um Entschuldigung. Aber was meinen Sie damit, wenn Sie sagen, daß Sie Vertrauensmann der Schule sind — das hat doch nichts mit mir zu tun, nicht wahr?“

Kaleb kehrte sich ihm zu.

„Nein? Ich hab' gemeint, doch“, bemerkte er und blickte ihn mit einem wissenden Lächeln an.

„Wenn ich Sie wäre, würde ich Fräulein Archer aus dem Spiel lassen,“ entgegnete ihm Mark ruhig, „falls es sie ist, auf die Sie an-

spielen. Wir sind ja nicht allesamt Narren und ich könnte Ihnen unangenehm werden. Sie sind nicht lebenslänglich Vertrauensmann!“

„Nein? Das müssen wir erst sehen, heh, heh! Was ich sein will, das bin ich auch. Ihresgleichen werden mich nicht davon abhalten.“

Mark stützte den Ellbogen auf den Zaunpfahl und schaute auf Kaleb hinunter.

„Gibt es irgend etwas auf der Welt, an dem Ihnen soviel liegt wie an Ihnen selber?“

„Woran soll mir denn sonst etwas liegen? Niemand hilft mir als ich. Woran soll mir denn was liegen? Was ist denn Ihnen wichtiger als Sie? Was ist denn irgendeinem wichtig? Jeder für sich, sag' ich immer. Ich kümmerge mich nur um mich. Was halten Sie davon, mein Junge? Was halten Sie davon?!“ Kaleb's Schultern schüttelten sich vor Heiterkeit, während er in seinen Wagen stieg. Mark sah ihm nach, schwankend zwischen Mitleid, Belustigung und Abscheu.

Dann ging er ins Feld zurück und dachte den ganzen Tag darüber nach, ob Kaleb Linda und ihm vor ihrer Abreise wirklich noch Unannehmlichkeiten bereiten könne. Der alte Schurke würde vor nichts zurückschrecken, um irgendeine boshafte Absicht auszuführen oder einen grundlosen Haß zu befriedigen.

NEUNZEHNTE KAPITEL

I

Eines Sonntagmorgens wanderten Mark und Linda nach Fusi Aronsons Farm. Es war so still auf der Waldstraße, als ob auch die Bäume Feiertag hielten. Schon waren viele Vögel nach dem Süden gezogen und es fehlte der Festgesang. Aber der Wald prangte in allen Farben und die Sumpfwiesen glichen einem purpurnen Labyrinth von Moosbeergesträuch. Der tiefblaue Himmel war unendlich fern, kaum eine Wolke segelte darüber hin. Mark und Linda besprachen gemächlich schreitend ihre Pläne für das nächste Jahr. Er besaß etwas Geld und sie wollten in den Städten des Ostens ein wenig umherbummeln.

„Ich fange an, so ungeduldig zu werden, Mark“, sagte Linda. „Aber ehrenhalber muß ich bis Schulschluß hier bleiben.“ Sie gingen um den Sumpf herum mit seinen kleinen Inseln und langten schließlich am Gehöft Fusi Aronsons an. Der große Isländer kam ihnen grüßend entgegen, noch ehe sie in den Hof eintraten und führte sie zur einfachen Hütte, worin er und sein Bruder allein hausten. Björn war nach Yellow-Post zur Kirche gefahren. Die Brüder konnten nie zu gleicher Zeit den Gottesdienst besuchen, da immer einer auf Haus und Hof achtgeben mußte.

„Anton Klovacs wird nicht am Leben blei-

ben, wie man in Yellow-Post sagt“, bemerkte Fusi und blickte Mark fragend an.

„Nein, fürchte ich“, erwiderte Mark. „Ich wollte, Sie hätten anstatt Kaleb Gare sein Heu kaufen können. Er zwang ihn, es beinahe umsonst herzugeben.“

Fusi sah finster drein. „Einmal werd' ich Kaleb Gare erledigen“, drohte er. „Fräulein Archer, ja die sagt, 's wär' nicht gut. Aber ich glaube — schlecht für die Welt, daß er lebt.“

Linda schüttelte den Kopf. „Es würde Ihnen nur Unannehmlichkeiten machen, wenn Sie mit ihm abzurechnen versuchten“, warnte sie. „Er ist zu schlau für anständige Menschen. Wenn Sie irgend etwas täten, das ihn gegen Sie aufbringt, würde er Sie aus dem Lande hetzen.“

Der große Isländer lächelte. „Kleines Mädchen, wie sie Angst hat! Ich habe keine Angst vor Kaleb Gare. Warte meine Zeit ab, aber ich bekomme ihn. Kann nicht vergeben, was er meinen Brüdern getan hat. Das soll er büßen, Fräulein Archer.“

Später führte er sie zu seiner Scheune, zeigte ihnen den neuen Anbau, den er errichtet hatte und erzählte ihnen von dem Haus, das er im Frühling bauen wolle. Dann mußten sie noch den steinernen Keller betrachten, den er gegraben hatte und in dem er Rahm und Eier aufbewahrte, bevor er sie zur Station brachte.

„Sie brauchen eine Frau, Fusi“, sagte Linda.

Fusi lachte sein mächtiges, tiefes Lachen. „Wenn ich ein Haus hab', dann vielleicht eine Frau!“

Mark und Linda beschlossen, über den Hügelkamm zurückzugehen und Joel Brund einen kurzen Besuch abzustatten. So verließen sie Fusi noch vor Björns Rückkehr.

„Und lassen Sie sich nicht in Streit mit Kaleb Gare ein“, mahnte Linda noch einmal. Fusis Gesicht wurde hart.

„Fürchten Sie sich nicht, Fräulein Archer“, sagte er. „Wenn ich Kaleb Gare bezahlen lass' für das, was er getan hat, wird er dorthin gehen, wo er mir nichts mehr vergelten kann.“

Er geleitete sie bis zum Hügelrücken, dann kehrte er um. Linda schaute ihm nach, wie er sich fortbewegte, ein furchtbarer Berg von einem Mann, mit langen, kraftvollen Armen, die in einem Augenblick das Leben aus einem Menschen pressen konnten.

„Glaubst Du, daß er es tun wird, Mark?“ fragte sie angstvoll.

„Kaleb umbringen? Wenn er neuerlich einen Grund dazu findet, würde ich mich nicht wundern.“

Nun hatten sie die Hügelkuppe erreicht; das Morgenlicht breitete sich gleich einem bleichen Laken über die Erde zu ihren Füßen. Die Anhöhe war die höchste Erhebung in Öland und man konnte gen Süden die Sandboschen Weiden gründe ausnehmen und noch weiter drüben die

Felder Kaleb Gares. Man erkannte sogar deutlich den südlichen Hügelkamm, worauf Kaleb abends mit seiner Laterne umherzuwandern pflegte. Die beiden Erhebungen mochten einmal das Steilufer eines Sees gewesen sein.

„Man kann sich kaum vorstellen, daß Leute Gemeinheiten begehen, wenn man so in diese lichte Welt sieht, nicht wahr?“ sagte Linda, ergriffen von dem Bilde, das sich ihr im klaren Morgen darbot.

Nun schritten sie über den Kamm und die Nordstraße hinab, zum Hof Joel Brunds. Unterwegs sprachen sie darüber, ob Kaleb wohl imstande sei, einem von ihnen oder auch beiden zu schaden. Mark verspottete Linda wegen ihres Verdachtes, Kaleb habe sie aus seinem Versteck hinter der Hecke belauert, als sie in jener Nacht durch den Regen ritten. Aber er versprach ihr, nichts zu tun, was die Rache sucht des alten Mannes erregen konnte.

Vor dem Brundschen Hause sahen sie ein Pferd, das an einen Pfosten gebunden war.

„Jemand ist vor uns hergekommen“, bemerkte Linda.

Sie klopfte an die Türe. Eine Zeitlang rührte sich nichts. Dann hörten sie Schritte im Haus. Dort, wo sie standen, konnten sie vom Fenster aus nicht gesehen werden. Die Tür öffnete sich spaltbreit, dann schloß sie sich wieder. Linda schaute Mark fragend an.

„Ich glaube, wir tun besser dran wieder fort

zu gehen“, sagte sie. „Offenbar kommen wir nicht gelegen.“

Mark lachte, als sie auf die Straße zurückkehrten. „Das schlichte Leben ist am Ende gar nicht so schlicht.“

An der Kreuzung, wo die Straße nach drei Richtungen: nach Yellow-Post, zu Klovacs und zu Sandbos lief, trafen sie Joel Brund, der mit zwei Arbeitspferden fuhr. Er saß auf dem Bock eines neuen, leuchtend grünen Leiterwagens.

„Hallo, Herr Brund!“ rief ihn Linda an.

Er wäre sonst an ihnen vorübergefahren, ohne sie zu beachten. Er hielt an und streifte sie mit einem Blick. „Tag“, sagte er und schüttelte beiden sich hinunterbeugend die Hand.

Linda machte ihn mit Mark bekannt.

„Heute ist ein so schöner Morgen“, sagte sie. „Wir haben schon einen Spaziergang gemacht. Wo waren Sie, Herr Brund?“

„In Yellow-Post. Ich hab' den Wagen heut früh von Johannesson gekauft.“

„Ein schöner Wagen“, sagte Mark.

„Ganz gut. Johannesson verkauft sonntags billig“, fügte er hinzu. „Wie geht es Anton Klovacs?“

„Leider nicht sehr gut“, erwiderte Mark. „Er ist ein kranker Mann.“

Joel rutschte auf seinem Sitz hin und her. Anscheinend wußte er nichts mehr zu sagen.

Linda und Mark verabschiedeten sich von

ihm. Er zog linkisch seinen großen Strohhut und nahm die Zügel auf. Dann rumpelte der Wagen die Straße hinan.

„Armer Joel“, murmelte Linda. „Denk, was alles in seiner Seele vorgehen muß, das er nicht ausdrücken kann.“

„Er wird's wohl irgendwie.“

„Durch Arbeit?“

„Vielleicht.“

Es war Zeit geworden, zu den Sandbos zu gehen, bei denen sie zum Sonntagessen geladen waren. An diesem Tage mußte Linda immer wieder Fusi Aronsons und Joel Brunds gedenken, die einmal Genugtuung für das ihnen angetane Unrecht fordern würden.

„Sie waren also nicht bei meiner Dora?“ fragte Frau Sandbo bei Tisch. „Guter Gott, waas für ein Maann! Er läßt nicht einmal ihre Freinde zu Besuch kommen. Zum Beispiel Kliff Lyndahl bleibt eines Tages am Zaun stehen und spricht mit ihr, er kommt zu Haus und maacht ihr die Helle heiß. T—tt—, so ein Maann.“

Mark und Linda warfen sich einen Blick zu.

II

Martin konnte seinen Arm wieder gebrauchen. Kaleb fuhr fort, sanft zu schelten, so oft er ins Haus kam. „Hätt' den Wagen von Johannesson um die Hälfte billiger haben können, wenn ich jemanden zum Hinüber-

schicken gehabt hätt“, sagte er in Gegenwart der ganzen Familie beim Mittagessen. „Immer hab’ ich Verluste. Bin eben kein Geschäftsmann. Sonst hätt’ ich jemanden hinüberschickt. Das nächstmal mußt Du für mich fahren, Karli, Du bist verläßlich.“

Martin errötete, aber er sagte nichts. In den Tagen seines erzwungenen Müßigganges hatte er nachgedacht und sich selbst gefunden, wobei ein Gefühl der Scham ihn erfaßt hatte. Er beschloß, sein Recht geltend zu machen, wie es einem Manne gebührte, sobald nur seine Kräfte wieder hergestellt waren.

Ein Tag verging mit der Mahd auf der Klovacs-Wiese und dem Abfahren des Heues auf Kalebs Grund, wo es getrocknet und nachher geschobert werden sollte. Dann sollte das Getreide an die Reihe kommen.

Judith und Karli fingen an zu mähen und Garben zu binden, in der nächsten Woche würde Martin schon kräftig genug sein, um aufs Feld zu gehen.

Die Arbeit begann an einem rauhen, windigen Tag, der letzte Hauch des Sommers hatte sich verflüchtigt. Seit sie sich auf Ellen gestürzt hatte, lebte Judith in stumpfer Verschlossenheit hin. Was sie betraf, konnte Kaleb seiner Sache sicher sein. Trotzdem war er stets zur Stelle und beschäftigte sich mit gelegentlichen Arbeiten, die es ihm erlaubten, das Feld, wo Judith Gerste band, ganz zu überblicken.

Zu den Mahlzeiten erschien sie in sichtlich unveränderter Stimmung. Dunkle Ringe umrandeten ihre Augen; in der Früh war sie kaum zu erwecken. Linda versuchte ein- oder zweimal vergebens, mit ihr zu sprechen. Sie wurde die Erinnerung an den sonderbaren Ausdruck in Judiths Augen nicht los, als sie in jener Nacht ihren Körper schnell mit dem Hemd bedeckt hatte. Er ließ sie zu einer Vermutung kommen, die sie später wieder verworf. Nun aber wurde sie von neuem darin bestärkt.

Ellen übersah Judith geflissentlich, aber sie war zu niedergedrückt, um es zu bemerken. Bewußt war sie sich nur Kalebs ununterbrochener Wachsamkeit und der täglichen feindseligen Ermahnungen, die ihr Amelia erteilte. Und sie spann sich so in ihr Unglück ein, daß es anscheinend in der ganzen Welt nichts anderes mehr für sie gab.

Das Wetter hatte sich wieder aufgeheitert und nun brach heller, trockener Spätsommer an. Eines Tages trat Linda aus dem Hause, um von der Umzäunung aus nach Judith auszuspähen, die mit der Mähmaschine auf dem Felde hin und her fuhr. Das Getreide glich starrem, braunem Golde im zitternden Dunst. Judith arbeitete gleichmäßig weiter, ohne sich auch nur nach Linda umzusehen. Sie hob nicht einmal die Hand, um den Schweiß vom Gesicht zu wischen. Ihr Geist war tot und nichts blieb

als ihr großer, schwerer Körper — eine Arbeitsmaschine.

Linda erschütterte diese Veränderung, aber sie hoffte, Judiths Mut würde sich heben, wenn Martin wieder mithelfen könnte.

Eines Abends teilte sie Sven ihre Befürchtung mit, daß Kaleb Judith durch seine unaufhörliche Wachsamkeit zerbrechen würde. Er sprang sofort auf, um zu Kaleb zu laufen und ihn nach Gebühr zu behandeln; aber Linda überredete ihn, auszuharren. Schließlich mußte sich doch einmal etwas ereignen, das Kaleb vom Hof fernhielt.

Martin vermochte endlich mitzuschaffen. Seine Schulter war zwar noch steif und empfindlich, aber er konnte nicht länger müßig gehen und mitansehen, wie Judith vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein robotete. Und außerdem wurden Kalebs verblühte Klagen unerträglich. Also ging er aufs Feld. Seine Schulter, die erst kürzlich von ihrem starren Verband befreit worden war, schmerzte in der Sonne. Aber er verdoppelte seinen Eifer, um die verlorene Zeit einzubringen.

Kaleb beobachtete ihn vom Zaun aus, strich sich den Schnurrbart und lächelte. Martin kannte den Platz, der ihm gebührte.

Aber Judiths Stimmung veränderte sich seit Martins Teilnahme an der Feldarbeit nicht. Amelia wachte über sie und es entging ihr das

Unnatürliche ihres Verhaltens nicht, das seinen Grund nicht in der strengen Aufsicht, der sie unterworfen war, haben konnte. Aber sie fragte nicht danach, aus Furcht, dadurch die Starrheit Judiths zu einer Heftigkeit, furchtbarer als je, umzuwandeln. Vielleicht aber übte auch die Angst vor Kalebs Drohung eine bleibende Wirkung. Jedenfalls versäumte Amelia nicht, sie täglich daran zu erinnern.

Als Ellen einmal von Yellow-Post heimfuhr, sah sie einen Indianer auf einem Pony die Straße entlang reiten, die an Brunds und Eriksons Besitz vorbei nach dem Norden führte, in das wilde Waldland und weiter bis zu den unzähligen Seen und Flüssen, wohin Menschen zogen, um sich von der Welt loszulösen. Sie erkannte den Mann; er war der Sohn John Tobaccos, der den Sommer in jenen Gegenden zugebracht hatte. Auf dem Heimweg mußte er Malkolm begegnet und mit ihm gesprochen haben. Sie wendete den Kopf und blickte ihm nach, bis er außer Sichtweite war.

Da spürte sie ein Würgen in der Kehle und die Lider zuckten hinter den Brillengläsern. Sie war einem nahe gewesen, der Malkolm gesehen und gesprochen hatte. . . .

Sie hob die Augen und sah verschwommen die Wäsche auf der Leine im Hofe flattern. Und es war ihre Sache, sie hineinzunehmen, einzuspritzen und zu rollen, damit sie geplättet werden konnte.

III

In einer stürmischen Nacht starb Anton Klovacs. Mark fuhr am folgenden Tag nach Yellow-Post, um mit Johannesson die Anordnungen für das Begräbnis festzusetzen. Kaleb empfing durch einen Mischling die Botschaft, er möge zu einer Kirchenversammlung kommen. Es sollte die Frage verhandelt werden, ob es sittlich sei, einen Katholiken in einem protestantischen Friedhof zu begraben. Mark war gerade anwesend, als Johannesson den Mischling mit der Botschaft wegschickte und er wartete in Yellow-Post auf die Rückkehr des Mannes. Kaleb hatte versprochen, am nächsten Morgen in der Kirche zu sein. Johannesson versicherte Mark, er werde alles tun, um eine günstige Entscheidung zu erwirken, erinnerte ihn aber daran, daß Kaleb ein harter Mann sei und ein „Christ“.

Als Mark zum Hofe zurückkehrte, fand er ein Bild der Verzweiflung vor. Frau Sandbo und Linda waren um die Kinder bemüht, die mit ganz großen, erschreckten Augen in der Küche saßen. Die Tür zum Nebenzimmer war geschlossen; dort lag Anton Klovacs' Leiche. Frau Sandbo hatte sie gewaschen und angekleidet und Linda zwischen ihren Seufzern erzählt, daß sie zum zehnten Male in Öland aufbahre.

Anton war friedlich gestorben. Der Inspek-

tor hatte am Tag vorher das Gehöft besichtigt und es waren die Dokumente unterzeichnet worden. Die machten Klovacs zum alleinigen Eigentümer des Landes, dem er die letzte Glut seiner Seele geschenkt hatte. Er hatte seinen Hof in zufriedenstellender Weise „verbessert“.

Als Mark aus Yellow-Post zurückgekommen war, traten er und Linda hinaus, um allein miteinander zu sprechen. „Wenn Kaleb Gare Schwierigkeiten macht, drehe ich ihm bei Gott den Kragen um“, murmelte Mark, als er ihr von der morgigen Versammlung erzählte.

„Das kann er doch sicher nicht,“ rief Linda, „dazu hat er doch nicht die Macht, nicht wahr?“

„Die Kirche hat sie, glaub’ ich, und er ist die Kirche hier.“

Linda überlegte einen Augenblick. „Morgen ist er also vermutlich den größeren Teil des Tages vom Hause fort?“

Mark meinte, dies würde wohl der Fall sein.

„Das gäbe Judith die Möglichkeit, Sven zu sehen“, sagte Linda. „Ich glaube, ich nehme jetzt die Kinder und die Mädchen zu Sandbos hinüber, nicht? Und Du willst morgen nachmittags nach Yellow-Post fahren?“

„Ja, wenn Kaleb seine Zustimmung versagt, wird es der indianische Friedhof bei der Mission sein müssen. Der ist sehr weit, aber etwas anderes gibt es nicht.“

„Sie . . . sie wollen ihn wohl nicht hier auf seinem Grund begraben lassen?“

„Die Leute sind abergläubisch wie der Teufel. Nein, — aber ich werde dem alten Gare den Standpunkt klar machen, wenn er sich weigert.“

Amelia mußte an diesem Abend Judith dreimal das Zeichen geben, bevor sie endlich die Pferde heimwärts lenkte. Linda begegnete ihr unter der Küchentür. Ihr Gesicht war beschmutzt von Staub und Schweiß. Sie sah Linda kaum an, als sie zum Ausguß ging, um sich zu waschen.

Da Amelia draußen war, wagte Linda, Judith anzusprechen. „Kommen Sie in mein Zimmer und waschen Sie sich dort.“ Judith sah sie mit einem schweren Blick an.

„Es hat keinen Sinn, es hat keinen Sinn, daß Sie mich zu trösten versuchen.“

„Aber ich habe Ihnen etwas zu sagen. Tragen Sie das heiße Wasser hinauf und benützen Sie meine Waschschüssel.“

Judith griff nach der Wasserkanne und folgte Linda. Oben im Zimmer half ihr die Lehrerin beim Entkleiden und sie wehrte sich diesmal nicht, ihren Körper entblößen zu lassen. Als sie sich ganz gewaschen hatte, ließ sie sich auf Lindas Bett zurücksinken und schloß die Augen.

„Was wollen Sie mir sagen?“ fragte sie. „Oh, Linda, ich fühl' mich so wohl jetzt, ich glaube, ich werde sterben müssen.“ Sie seufzte tief

auf und strich mit beiden Händen über ihre weichen Hüften.

„Einen Augenblick! Wo ist das seidene Zeug, das ich Ihnen gemacht habe?“

Judith hatte es sorgfältig weggeräumt, aber Linda fand es und brachte sie dazu, es anzuziehen. Judith atmete tief auf. „Sagen Sie mir's!“ bat sie.

„Sie werden morgen Sven treffen.“

„Wie?“ Judith schaute sie entsetzt an.

„Haben Sie keine Angst, Kind. Ihr Vater wird morgen den ganzen Tag fort sein oder wenigstens den größten Teil des Tages. Anton Klovacs ist gestorben und er muß morgen zu einer Versammlung wegen des Begräbnisses nach Yellow-Post fahren. Sven wird achtgeben, wenn er fortfährt, dann im Bogen nach Süden reiten und sie am Ende des Feldes treffen, wo Amelia sie nicht sehen kann. Nun?“

Judith richtete sich auf. „Wissen Sie bestimmt, daß er wegfährt — wirklich wegfährt — und daß es keine Falle ist?“ Linda nahm ihr die Zweifel.

„Ach — nichts geht gut aus, irgendwie. . . . Es war aber lieb von Ihnen, daran zu denken, Linda“, sagte sie langsam mit gesenkten Augen. Linda legte den Arm um sie und küßte sie auf die Wange.

„Es wird alles gut ausgehen, ich weiß es ganz gewiß. Und jetzt — wo sind die reinen Kleider?“

IV

Am nächsten Morgen, der frisch und kühl war, fuhr Kaleb nach Yellow-Post. Sven, der ihn aus einem Versteck beobachtet hatte, sattelte sein Pferd und ritt nach Süden um Kalebs Äcker herum, bis er endlich bei dem an den Seegrund grenzenden Wald anlangte.

In Rufweite vom Zaun arbeitete Judith. Als er nach einer Weile bemerkte, daß sie ihn erblickt habe, sprang er vom Pferd, legte sich ins hohe Gras und guckte in die Wolken hinauf.

Sie führte die Maschine in die Nähe des Zaunes, band die Pferde fest und kroch unter dem Draht durch. Irgendwo mußte Sven sich verbergen. Aber bevor sie noch Zeit hatte, sich umzusehen, packte er sie an den Knöcheln, so daß sie nach vorwärts auf ihn fiel. Sie lachten beide hellauf über seinen Scherz. — Und dann brach Judith in Tränen aus. Er schloß sie in seine Arme und sie rührte sich nicht, bitterlich weinend, unfähig, ein Wort zu sprechen.

„Judie, Judie, so wein' doch nicht“, bat er zärtlich und wiegte sie in seinen Armen wie ein Kind. „Na, was ist denn los mit ihr? Da komm' ich im Galopp herüber, um sie bei der ersten Gelegenheit zu sehen, und jetzt weint sie, weint sie. Ist das der Dank? Hör doch auf, meine Judie, ich hab' Dich lieb und ich nehm' Dich sehr bald von hier fort, wirklich sehr bald,

— ganz gleich, was dann geschieht! Du kommst mit mir! Was meinst Du?“

Judith richtete sich auf und trocknete ihre Augen. Sven kniete vor ihr nieder und schaute sie lange an. Dann umarmte er sie wieder und fühlte ihre Schultern, ihre Arme, ihre Brust.

„Judie, Du wirst mager! Du bist ja nichts als ein kleines Mädchen! Was ist das nur?“

„Ich kann's nicht länger aushalten, Sven. Ich werd' sterben“, flüsterte sie mit bebenden Lippen.

„Willst Du gleich jetzt mit mir kommen, Judie?“

Ihr Herz hüpfte bei dem Gedanken, mit Sven fortzugehen, ihn immer bei sich zu haben, draußen in der schönen, feinen Welt, aus der Linda kam. Ein einziger Tag noch in Kaleb Gares stummer Haft und sie verfiel in Wahnsinn. Und dann gab's ja auch noch ein Anderes, wovon nicht einmal Sven wußte. Sie mußte es ihm sagen. Sie mußte es ihm gleich sagen. Und er würde sie zwingen, ihm sofort zu folgen, wenn sie es ihm sagte. — — — Vielleicht aber wäre es doch besser, die Ernte abzuwarten. Möglicherweise hatte Kaleb dann die Axt vergessen. Zumindest wäre die Ausgabe für einen Lohnarbeiter erspart. Judith beschloß, das Geheimnis für sich zu behalten und sagte: „Wart, Sven, bis der Drusch vorbei ist.“

„Der Teufel hole das Dreschen. Erst Heuen, dann Dreschen und dann. . . Weshalb glaubst Du, daß ich heimgekehrt bin, wenn nicht Deinetwegen? Ich hätte der Mutter doch auch Geld schicken können, damit sie hier einen Mann dingt.“

„Aber er würde uns doch erwischen, Sven, und dann schickt er mich in — ins Zuchthaus.“

„Zuchthaus? Unsinn! Da müßten sie eher ihn hineinstecken.“

Die Furcht wich nicht von Judith und so schickte er sich denn drein, das Ende des Dreschens abzuwarten.

Sie schmiegte sich noch einmal ganz an ihn, in einem süßen Gefühl von Geborgenheit und Hoffnung. Dann schlüpfte sie durch den Zaun und stieg wieder auf die Mähmaschine.

Sven sprang in den Sattel und schwenkte den Hut, bis sie weit drüben das andere Ende des Feldes erreicht hatte. —

ZWANZIGSTES KAPITEL

I

Mark Jordan wartete schon in Johannessons Laden, als Kaleb vorfuhr.

Anton Klovacs' Pferde waren nahe der Kirche unter den schlanken Birken an der Straße angebunden und im Wagen stand eine lange, mit Querlatten verschlagene Kiste aus

rauen, splitterigen Pappelbrettern. Darin ruhte der Leib Anton Klovacs'.

Mark lehnte mit aufgestütztem Ellbogen am Ladentisch und rauchte seine Pfeife, als Kaleb Gare eintrat. Kaleb warf unter seinen Brauen hervor einen raschen Blick auf ihn, dann gesellte er sich einer Gruppe von Männern zu, die auf die Ankunft der übrigen Mitglieder des Kirchenkomitees warteten.

Unversehens schlenderte er bedächtig zu Mark hinüber und pflanzte sich vor ihm auf. Der Daumen seiner Linken war in die Westentasche eingeklinkt und rieb dort den Schreibtischschlüssel gegen die silberne Uhr. Seine andere Hand führte er gedankenvoll ans Kinn.

„Also Sie haben sich jetzt auch dieses Geschäftes angenommen?“ fragte er lächelnd und zog die Brauen in die Höhe.

Mark unterdrückte seinen Ärger. „So weit als möglich“, erwiderte er und sein Blick wurde hart. Er war froh, daß der junge Klovacs draußen beim Wagen stehengeblieben war.

„Hm, ja, wie auch nicht, wie auch nicht!“ sagte Kaleb nachdenklich. Er seufzte tief und fuhr fort: „Sie begreifen natürlich, wie schwer das ist für uns Mitglieder der Kirche. Die Verantwortung für alle Verwaltungsangelegenheiten liegt auf uns und wir können uns nicht leicht davon drücken. Ich bin gern der erste, der tun wird, was er kann. Selbst für einen

Heiden. Aber Sie werden ja von der Stadt her wissen, daß die Heiligkeit der Kirche und ihre Bräuche gewahrt werden müssen. Ich werde tun, was ich kann. Aber Sie sehen ja ein, wie die Sache steht.“ Er zog die Brauen wieder hoch und streckte seine Hände nach beiden Seiten aus, um damit die ziemlich hoffnungslose Lage der Dinge auszudrücken.

Mark biß die Zähne zusammen. Dieses Kerls geschmeidige Frechheit konnte einen toll machen.

„Überlegen Sie sich gut, was Sie über Anton Klovacs' Religion sagen, Kaleb Gare! — Fassen Sie Ihre Beschlüsse und handeln Sie danach. Und denken Sie daran, daß Anton Klovacs selbst jetzt nichts von Ihnen erbettelt. Nicht einmal ein Grab.“

Kaleb Gares Augen verkleinerten sich zu verschleierten Punkten.

„Das werden Sie auf sich nehmen müssen, junger Mann, das werden Sie auf sich nehmen! Ich werd' Ihnen mit all Ihrer Stadtfeinheit zeigen, daß Anton Klovacs vielleicht doch bei mir bettelt. Sein Land ist nicht so weit von meinem, als daß ich es nicht zu meinem dazutun könnte.“ — —

Mark fuhr in die Höhe. Jetzt loderte sein Zorn.

„Also das haben Sie im Sinn? Schlagen Sie sich's nur wieder aus dem Kopf! Sie werden keinen einzigen Acker von Anton Klovacs' Bo-

den bekommen, solange es eine Gerechtigkeit in diesem Lande gibt!“

Die Leute aus der Gruppe in der Ecke horchten auf. Es waren meist gleichmütige Bauern, die es sich nicht zweimal überlegt hätten, ob Anton Klovacs auf dem Friedhofe begraben werden dürfe. Aber es war zur Gewohnheit geworden, sich Kalebs Führung im Großen und Kleinen zu unterordnen. Mark Jordans offenkundige Feindseligkeit gegen ihn belustigte und befriedigte viele von ihnen.

Kaleb starrte Mark an. Sein Kopf sprang drohend vor. Er erhob die Hand und schnellte die Finger unter Marks Nase.

„Schauen Sie lieber, daß Sie hier fortkommen, eh' Ihnen der Boden heiß wird. Eh' ich allen Leuten sag', was ich von Ihnen weiß, Sie — Sie Hanswurst. Sie und diese Person da, diese feine Person von einer Lehrerin — — ah! — — —!“

Marks Arm war vorgeschossen. Seine Rechte umklammerte Kalebs Kehle, hob ihn vom Boden auf und ließ ihn einige Sekunden lang in der Luft zappeln. Dann packte er ihn an den Rockaufschlägen und schleuderte ihn mitten in die Gruppe der fassungslos starrenden Männer.

„Sie werden jedes Wort zurücknehmen, zum Teufel, oder ich breche Ihnen das Genick“, schrie er.

Die Leute waren vor Kaleb zurückgewichen und er raffte sich zusammen, erhob sich,

staubte Flügel und Aufschläge seines sorgfältig gehüteten Tuchanzuges ab und glättete sie behutsam.

„Ich wüßt' nicht, daß ich etwas gesagt hab', was zurückzunehmen wär'. Ich find', die kleine Lehrerin ist zu gut für jeden Mann, hah, hah!“ Während Mark mit zitternden Lippen vor ihm stand, zog Kaleb seine silberne Uhr aus der Tasche.

„Es ist Zeit, die Sitzung zu eröffnen, meine Herren“, sagte er. „Alles bereit? Dann also in die Kirche!“ Die Männer schauten einander verblüfft an. Mark lief straks zur Türe. Aber er wendete sich noch einmal um und rief:

„Sparen Sie sich die Sitzung. Anton Klovacs würde nicht in einer Erde ruhen wollen, in die ihn Kaleb Gare gelegt hat.“

Kaleb sah dem Davoneilenden nach und seine Augen glommen unter den schweren Brauen. „Heh, heh, das wird Dir leid tun, mein Jungel! Das wird Dir leid tun!“ murmelte er vor sich hin.

Mark fand den Klovacs-Knaben noch auf dem Bock des Wagens. „Wir werden zur Mission fahren“, sagte er freundlich, „sie haben dort mehr Platz.“

So reisten die beiden auf ihrem Wagen die zwanzig Meilen nach Süden, wo die katholische Mission lag. Es war ein langer, steiniger Weg, der nur selten benützt wurde und vernachlässigt war. Eine große Strecke führte er durch

Wald, wo die Luft milde nach trockenen Blättern roch. In roten Kaskaden hingen die Moosbeerbüsche über die Straße und die Stechapfelbäume waren schwer von Büscheln wächserner Früchte, die sich schon rötlich zu färben begannen. Der Tag war windstill bis auf kleine Böen, die hin und wieder trockenes Laub vor dem Wagen herwirbelten. In seinem ganzen Leben hatte Mark ein solches Gefühl von Verlassenheit nicht gehabt. Der Knabe saß während der ganzen Zeit in schwerem Schweigen neben ihm; ein- oder zweimal kehrte er sich nach dem Sarg im Wagen um. Unter dem Tuch, das ihn überdeckte, stießen die rauhen Holzbretter in einem eintönigen Rhythmus gegen den Boden des Wagens. Die Sonne stieg glühend zum Mittag auf und rief kleine, glänzende Tropfen auf den schwarzen Flanken des Pferdes hervor. Mark und der Knabe schlossen daraus, daß es Zeit sei, bei einem Siedler einzukehren. Nach dem Essen fuhren sie dann durch flaches, von vertrocknetem Schilfrohr bräunlich gefärbtes Marschland. Der Knabe saß wieder schweigsam neben Mark. Da die Hitze heftiger wurde und der Weg schattenlos war, schob er zuweilen das Tuch sorgsam über dem Sarg zurecht. Einmal sahen sie einen großen Habicht über die Marsch hinstoßen, dicht über dem Boden, bis er plötzlich senkrecht, ein kleines Tier in den Fängen, in die Luft schoß. Dann verschwand er im Äther.

Der ungewöhnliche Anblick hatte kaum einen Ausdruck des Erstaunens auf dem ernstesten Gesicht des Knaben hervorzurufen vermocht.

Nur mehr eine schmale Garbe farbigen Lichts strahlte am westlichen Himmel, als sie vor dem Missionsgebäude anhielten. Mark stieg ab und klopfte an die Tür. Ein alter Priester öffnete und sah die Fremden forschend an. Nachdem Mark sein Anliegen vorgebracht hatte, bat er sie, einzutreten. Dann verschwand er in einem andern Teil des Gebäudes und kehrte mit einem jungen Priester zurück, der Mark mit großer Herzlichkeit begrüßte.

„Das ist sehr traurig,“ sagte er freundlich, „wir werden morgen eine Messe für die arme Seele lesen. Ich werde meine Leute den Sarg hereintragen lassen; bitte, kommen Sie jetzt mit mir.“

Er führte die beiden in ein hell erleuchtetes Zimmer, auf dessen Tisch ein einfaches Mahl gerichtet war. „Ich habe das immer für Wanderer bereit“, sagte er und lud sie ein, Platz zu nehmen.

Am nächsten Morgen, dem dritten Tag nach seinem Tode, wurde Anton Klovacs in ein Grab inmitten der Indianer gesenkt. Mark und Antons ältester Sohn standen barhaupt am Grabe, während der Priester das Requiem sang. Dann wurde ein schlichtes Holzkreuz mit Namen und Datum auf dem Hügel errichtet und Anton Klovacs blieb allein. Der Wind blies

schwachen, trockenen Lauts durch die langen, gelben Gräser zwischen den Gräbern. — —

II

Bei den Gares ging alles weiter wie bisher. Judith, Martin und Karli waren mit dem Garbenbinden fertig geworden und begannen das Getreide aufzustapeln.

Damit Kaleb sie nicht eifriger bewache, versuchte Judith zu verbergen, wie es ihr nach der Zusammenkunft mit Sven zumute war. Sie hatte am Abend mit dem gleichen verschlossenen Gesicht wie sonst die Stube betreten und das Abendbrot verzehrt, ohne jemanden anzuschauen. Linda jedoch, die sie heimlich beobachtete und wußte, was die andern nicht wußten, bemerkte die Veränderung an ihr. Kaleb hingegen mußte etwas widerfahren sein. Von der Zusammenkunft in Yellow-Post war er übellaunig und wortkarger denn sonst zurückgekommen, und Amelia, die ihn heimlich betrachtete, fragte sich, auf welche Weise sie wohl erfahren werde, was geschehen sei. Jenes Ereignis war für Kaleb sicherlich nicht schmeichelhaft gewesen, das wußte sie. Denn seinem Gesicht war anzusehen, daß etwas bitter an ihm zehre. Geraume Zeit stand er still, indem er einen Fuß auf den untersten Draht des Weidezaunes setzte und mit gekreuzten Armen darüber lehnte, und sann nach. Dann machte er sich in der Küche an gebrochenen Geschirr-

stücken zu schaffen oder bastelte an Schachteln, rostigen Nägeln und Schrauben. Amelia machte sich auf eine Lawine von Quälereien gefaßt. Die Warnzeichen trogen nicht.

Und zwei Tage später rollte sie über sie hin. Die Kinder und die Lehrerin waren ins Dachgeschoß hinaufgegangen, Amelia bereitete die Hafergrütze für das Frühstück vor, da kehrte Kaleb vom Felde heim, schloß die Türe leise hinter sich, schüttelte die Laterne und hängte sie an den Haken bei der Türe.

„Dein Sohn ist ein feiner Herr, Amelia, ein sehr feiner Herr“, sagte er fast flüsternd und schlürfte an ihr vorbei ins Nebenzimmer.

Amelia seufzte. Sie fühlte sich plötzlich stumpf und ermüdet, als ob sie lange und vergeblich gearbeitet habe. Trotz allem, was sie vollbracht hatte, kam es nun über sie. Sie erwiderte nichts auf seine Bemerkung.

„Na, dachte, wirst es wissen wollen“, fuhr er in einem beleidigten Ton fort. „Hast gar nichts zu sagen, heh?“

„Nichts.“

Kaleb trat wieder in die Küche und stellte sich mit vorgeschobenem Kopf vor sie hin.

„Vielleicht wirst Du was zu sagen haben, wenn ich Dir erzähl', was der liebe Junge mir angetan hat.“ Dabei grinste er und schlug mit der Hand auf seine Brust. „Und vielleicht wirst Du mich auch nicht tadeln für das, was ich tun werd', wenn's mir an der Zeit erscheint!“

Amelia erblaßte vor dem Ausdruck seiner Augen. „Was hat er denn getan?“ fragte sie schwach.

„Ja, heh, heh, was er wohl getan hat? — — Möchtest es gerne wissen, ja? Rat nur!“

Damit ging er wieder ins Zimmer und begann sich auszuziehen. Er warf die Stiefel auf den Boden, daß es krachte. Amelia hörte ihn leise vor sich hin lachen.

Sie stand noch lange über den Küchenherd gebeugt und dachte nach, was wohl Kalebs Zorn so unmittelbar gegen Mark erregt haben könne. . . . Was es auch sein mochte, es verlieh eben dem großen Groll, den er gegen ihn hegte, neue Nahrung. Denn Amelia war der Meinung, daß Kaleb Marks Dasein als persönliche Beleidigung empfinde, die nur auf eine Weise zu rächen sei. Oft hatte sie schon daran gedacht, Mark Jordan aufzusuchen und ihn zu beschwören, fortzugehen, bevor ihm Böses durch Kaleb widerfahre. Aber jedesmal hatte sie sich entgegen müssen, daß dies nur die Entdeckung der Wahrheit beschleunigen würde, da Mark Jordan sich niemals entschlossen hätte, ohne triftigen Grund Öland zu verlassen. Sie fühlte sich völlig hilflos. Das einzige, was ihr übrig blieb, war, zu warten und zu beten, etwas Unvorhergesehenes möge verhindern, daß er ihr Leid erfahre.

Kaleb hatte das Bett aufgeklappt und schlief bald. Sein struppiges Haar stand über die

Decke hervor. Sein Gesicht war zur Wand gekehrt. Er schnarchte laut. Eine Welle des Widerwillens stieg in Amelia auf. Sie konnte sich nicht überwinden, sich auszukleiden und sich neben ihn hinzulegen. Vorsichtig blies sie die Lampe aus, griff nach dem Fell auf dem Boden, tastete im Dunkel nach ihrem Shawl und verließ das Zimmer.

Sie schleppte sich zu dem Neuanbau des Stalles, der nicht versperrt war, und fand im Dunkel den Weg zu einem Haufen reinen Strohs. Kaleb hatte einen festen Schlaf und sie war morgens immer als erste wach. Er vermißte sie keinesfalls. Sie hüllte sich in ihren Shawl, ließ sich ins Stroh nieder und deckte sich mit dem Fell zu. Die ganze Nacht hindurch schlug die Furcht wie ein Hammer auf ihr Herz. — — —

III

Ellen traf mit den andern im Feld zusammen, wo sie die Garben aufstellten. Sie arbeiteten furchtbar hart, um das Getreide rechtzeitig zum Drusch trocken zu bekommen.

Martin hatte mehrmals daran gedacht, in Yellow-Post auch ohne Kalebs Erlaubnis einen Mischling zur Hilfe aufzudingern; aber bevor er noch dazukam, schwand sein Wille dahin und die lange Gewöhnung hielt ihn unter Kalebs Herrschaft fest.

Judiths Körper wehrte sich jetzt ein wenig

gegen die schwere Arbeit. Aber sie versuchte das Sinken ihrer Kräfte dadurch zu verbergen, daß sie morgens als erste an der Arbeit war und auf dem Feld besondere Schnelligkeit und Eifer zur Schau trug. Ellen beobachtete sie zweifelnd, vermied aber weitere Zusammenstöße mit ihr. Kaleb freute sich innerlich über sie und war überzeugt, ihren Widerstand gebrochen zu haben. Nur Amelia ließ sich nicht täuschen und behielt sie mit wachsender Unruhe im Auge.

Linda unterhielt sich mit Judith, so oft sich Gelegenheit bot. Sie rief ihr ins Gedächtnis, daß die Flucht unmittelbar bevorstehe und sie den Mut nicht verlieren dürfe, um die erste Gelegenheit ausnützen zu können. Judith schloß sich verzweifelt an Linda an, dachte während des ganzen Tages an sie, wenn sie im Feld draußen war und suchte um ihrer Lieblichkeit willen in ihrer Nähe zu sein, wenn die andern fern waren.

Schließlich stand das Korn in goldenen Garben auf dem Feld und trocknete. Kaleb wanderte kreuz und quer, prüfte Weizen, Gerste, Korn mit größter Aufmerksamkeit und bestimmte das nächstjährige Brachland. Judith konnte nie wissen, wieviel Zeit diese Wege beanspruchten und wagte es daher kaum, bis zum Schulhaus zu gehen, wenn sie überhaupt zum Hoftor hinaustrat. Jedenfalls bewachte Amelia sie unaufhörlich und begann in ihrer

Art ein strengerer Fronvogt zu sein als Kaleb. Ellen, Judith und Amelia sammelten im Walde, der Fusi Aronson gehört hatte, wilde Trauben. Die Reben zogen die Zweige der glatten Ulmen nieder, die sie wie ein Netzwerk überwucherten. Blaue Massen winziger, prickelig-süßer Trauben hingen daran. Die Frauen trugen einige Säcke voll davon heim und der blaue Saft drang durch das weiße Gewebe. Dann wurden Marmelade und Gelee bereitet und Wein für Kaleb angesetzt. So war jeder Tag von Arbeit erfüllt und jeder Abend brachte schweren Schlaf für Körper und Geist.

Linda sah die unglaubliche Menge von Arbeit mit an, die von den Frauen im Haushalt geleistet wurde und fragte sich, was wohl geschehen würde, wenn man unvermittelt diese endlosen Pflichten von ihnen nähme. Und sie begriff, daß es nur die Beschäftigung war, die sie unter Kaleb Gares grinsender Wachsamkeit bei Verstand erhielt, begriff, daß dadurch die Dinge, selbst unter den entsetzlichsten Bedingungen, wieder ins Gleichgewicht kamen. Aber ihr Mitleid mit Judith wuchs mit jedem Tag. Sie sah, daß Kaleb keineswegs locker lasse und dachte vergeblich über eine Möglichkeit nach, Judith zu befreien. Die Scheunentüre blieb versperrt und Kaleb prüfte sie hie und da, um sich davon zu überzeugen, ob sich ein Unberufener daran zu schaffen gemacht habe. Linda wäre nicht imstande gewesen, die eisige Atmosphäre

auf dem Gare-Hof zu ertragen, hätte nicht ihre Zuneigung zu Judith sie dort festgehalten. Wenn sie Mark abends sah, fühlte sie sich wie von einer physischen Last befreit.

Die Zeit, da das Getreide auf dem Feld trocknete, nahm Judith hart mit. Sie konnte Sven nicht ein einzigesmal treffen und die Botschaften, die ihr Linda brachte, steigerten nur ihre verzweifelte Ungeduld. Selbst nach Tagen schwerster Arbeit lag sie stundenlang wach, um an ihn zu denken und dabei fühlte sie das Dunkel wie ein schweres Gewicht auf sich drücken. Sie vermied Amelia und ihre scharfen Augen, sie wich — nur um nicht mit ihr zusammenzustößen — Ellen aus, deren triumphierende Gelassenheit ihr zuwider war. Ellens Gesicht hatte ein beständiges, selbstgerechtes Lächeln angenommen. Judith war überzeugt davon, daß Ellen mit einer gewissen Befriedigung ihre Erniedrigung mitansehe, so als beglückwünsche sie sich zu ihrem Verzicht auf etwas, das ihr letzten Endes das gleiche Elend gebracht hätte, das sie, Judith, ertragen mußte.

Martin verlor den Traum, an den er während der Tage seiner Genesung immer wieder gedacht hatte. Jede Stunde, die ihn dem Land, die ihn seinen Verrichtungen zurückgab, entfernte ihn von den Bildern, die ihn begeisterten, als er Zeit zu Träumen hatte. Seine Schultern fielen wieder ab, als wäre nie etwas geschehen, was sie gestraft hätte. Wenn er dann

über die Felder hinschaute, die mit den kegelförmigen Garben bedeckt waren, empfand er nichts als Erleichterung darüber, daß Kaleb an seiner Arbeit nichts auszusetzen finden werde.

IV

Die Dreschmaschine langte ein und mit ihr die Mannschaft, drei große, plumpe, grobe Bauern aus der Gegend nördlich des Lattsumpfes. Sie wurden im neuen Teil der Scheune untergebracht, wo Martin und Amelia ihnen aus Zedernästen und Stroh Lagerstätten auf dem Boden bereitet hatten. Aber sie aßen mit der Familie zusammen; Linda machte zuerst heroische Anstrengungen, sie während der Mahlzeit nicht zu bemerken, gab es aber endlich auf und nahm schließlich mit Ausnahme des Frühstücks ihre Mahlzeiten bei den Sandbos ein.

Judith arbeitete mit den Männern und Martin. Kaleb hatte keinen Mann zur Aushilfe aufgenommen. Als sie am Abend des ersten Tages aus der Schule kam, sah Linda im Gegenlicht ihren jungen, geschmeidigen Körper hoch oben auf einer Getreideladung. Sie warf riesige Gabeln Weizens mit schnellen Bewegungen in den Einschütt der Dreschmaschine. Martin arbeitete mit ihr.

Linda umschritt den Getreideberg bis zum andern Ende der Maschine, wo die Männer arbeiteten. Das Getreide wurde in riesigen Fuh-

ren von Judith, Ellen und Martin aus den Feldern gebracht und unweit des Stalles gedroschen. Linda setzte sich nieder und schaute auf die gelbe Spreu, die im Bogen aus dem Trichter der Dreschmaschine schoß. Gegen die sinkende Sonne glich sie einem feinen, goldenen Regen. Linda fragte sich, ob Judith, die dort oben stand, die Schönheit dieser Sonne empfinde. Aber ihr Gesicht war ausdruckslos und ihre Arme schwangen schnell und leicht wie Pendel mit der Heugabel hin und her. Judith hob die Lider, als habe sie den Blick der Lehrerin gefühlt. Sie nickte mit einem halben Lächeln und fuhr dann fort, eifrig wie immer, mit der Gabel Getreide aufzuwerfen.

Am letzten Drushtag wanderte Kaleb über die Stoppeln zum Flachs, der allein noch ungemäht war. Sein Flachs! — Etwas langsam Wachsendes, allmählich Werdendes, etwas wunderbar Zartes, ein Stolz für den Mann, der ihn gepflanzt hatte. — Wie damals, als der Flachs in blauer Blüte stand, schlüpfte er unter den Drähten des Zaunes durch und ließ seine Hände zart über die rauhen, samenstrotzenden Spitzen gleiten. Dann watete er mit vorsichtigen Schritten weit hinein, prüfte hie und da und ließ hungrige Blicke über das Feld schweifen.

Als er diese Augenweide voll auskosten hatte, kehrte er über die leeren Felder heim. Aber es lag ihm etwas im Sinn, das seine Freude

trübte: Mark Jordan hatte ihn tötlich beleidigt und das in Gegenwart der angesehensten Kirchenmitglieder. Niemals würde er es vergessen oder verzeihen können. Er hatte von seiner Erniedrigung zwar geschwiegen, war über die ganze Angelegenheit hinweggegangen, aber er wußte, daß das Geschehnis in aller Leute Mund sein werde. In der Kirche würde man auf ihn zeigen und ein Kichern unterdrücken. Er, der Unantastbare, Geehrte, war wie ein junger Hund in die Höhe gehoben und mitten in die angesehensten Kirchenmitglieder geworfen worden. Daß es nur eine einzige Möglichkeit heimzuzahlen gab, war nicht schmeichelhaft für ihn. Aber er wollte wenigstens den Augenblick selbst bestimmen, wo er Mark Jordan sein Geheimnis enthüllte. — Kaleb überwand sich also, zu warten, bis irgend etwas geschehen werde, das die Enthüllung rechtfertigte und seine Rechnung mit Mark ein für allemal beglich. Er mußte nur darauf sehen, daß sich ein solches folgenschweres Ereignis ergab, bevor Mark in die Stadt zurückkehrte.

In wenigen Wochen würde der Flachs gemäht und gedroschen und das Saatgut auf den Märkten im Süden für eine schöne Summe verkauft werden. Ja, ja, die Dinge gingen gut, sehr gut sogar. —

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

I

Zwei Ankündigungen waren in Johannessons Laden angeschlagen. Die eine besagte, daß die Fischweide in Bjarnassons See frei sei. Jeder las dies mit einem Gefühl der Scheu, denn alle wußten, was es bedeute. Die andere verkündete Näheres über ein Maskenherbstfest, das in der Lattschule abgehalten werden sollte.

Karli brachte die Nachricht heim. Das Herbstfest nahm Kaleb nicht zur Kenntnis, zog aber ein saures Gesicht, als er hörte, daß die Bjarnassons endlich gefunden hatten, wonach sie seit einem Jahre suchten.

„Hätt' schon das ganze Jahr lang Fische, wenn ich jemand hätte hinschicken können, der Grütze im Kopf hat!“ sagte er.

Als in dieser Nacht die Kinder alle zu Bett gegangen waren, saß Kaleb unter der Lampe und las seine landwirtschaftliche Zeitung. Amelia, mit ihrer Strickarbeit beschäftigt, dachte an das Herbstfest und beschloß, allen Kindern den Besuch zu verbieten, da man Judith allein doch nicht gut zu Hause lassen konnte.

Kaleb hob die Augen. „Werden wohl mit der Post Stoffe für die Maskerade bestellen müssen, wie?“ fragte er freundlich.

„Nein,“ antwortete Amelia, „sie werden nicht gehen.“

Kaleb maß sie prüfend. Dann glitt ein Lächeln über sein Gesicht. Er zog die Augenbrauen hoch.

„Nicht gehen, warum?“

Amelia blickte ihn an, bemerkte seine Heiterkeit und wußte sofort, daß sie einen Fehler gemacht hatte. „Ja, wenn Du es erlaubst, ich hab' bloß gemeint, wir könnten's uns nicht leisten.“

Sie versenkte sich in die Arbeit, um ihre Erregung zu verbergen. Hatte er ihren Vorwand durchschaut oder hielt er sie für ebenso vertrauensselig, was Judith anlangte, wie er selber war? Sie wartete fast atemlos, was er nun sagen würde.

„Hm, hm, —“ gähnte er behaglich. „Wollen sehen, wollen sehen. Zeit genug bis dahin. Gehen wir schlafen. Ich werd' alt, glaub' ich, ich werd' alt.“

Amelia legte sich zu Bett und betete, er möge den Kindern verbieten, zum Fest zu gehen. Sie wußte zutiefst, daß man Judith nicht trauen dürfe.

Kaleb kehrte sein Gesicht zur Wand und lachte vor sich hin. Das war wieder einer von den kleinen Schachzügen, die das Leben interessant machten!

Oben im Dachgeschoß sprachen Judith und Linda flüsternd miteinander, um von Ellen nicht gehört zu werden. Sie hatten den Docht niedergeschraubt und saßen auf Lindas Bett.

Judith kämmte das feine lange Haar der Lehrerin.

„Sie müssen weiter arbeiten, Judith, und sie nicht einen Augenblick Verdacht schöpfen lassen. Dürfen Sie zum Maskenfest gehen, dann heißt's: auf der Straße weiter bis zur Station. Ich sehe Sven morgen und werde es ihm sagen. Wenn alles vorüber ist, wird Ihnen schon verziehen werden! Was kann er Ihnen denn schlimmstenfalls tun als das, womit er Ihnen immer droht? Aber ich glaube nicht, daß er es wagen wird, Judie, er weiß, daß ich gegen ihn zeugen würde. Jedenfalls müssen Sie es wagen, Kind.“

Lindas Blick ruhte auf Judith und sie hätte über das Mädchen weinen mögen. Ihre trotzigte Schönheit war verschwunden. Bleich und teilnahmslos starrte sie vor sich hin. Das einzige Zeichen dafür, daß noch etwas von dem alten Geist in ihr lebe, war ein gewisser Ausdruck von Hartnäckigkeit in ihren Augen.

„Sie sind müde, Judie, gehen Sie zu Bett. Morgen spreche ich mit Sven“, sagte Linda sanft. Judith erhob sich.

„Er läßt uns ja doch nicht zum Tanz gehen“, murmelte sie gleichgültig. „Man wird sich auf was anderes besinnen müssen.“

Sie legte sich zu Bett, in schweren Gedanken und Befürchtungen, die unaufhörlich in ihrem Kopfe kreisten. Vor Ende dieses Monates mußte es geschehen, denn län-

ger war das Geheimnis ihres Leibes nicht zu verbergen. —

II

Kaleb erwähnte das Maskenfest nicht mehr. Nur am nächsten Morgen beim Frühstück blinzelte er Ellen zu und sagte kichernd: „Ellen wird sich wohl einen Verehrer auf dem Fest suchen, was?“

Aber alle warteten auf seine endgültige Entscheidung, Amelia besonders. Sie wagte nicht, das Gespräch darauf zu bringen, um ihn ihre Unruhe nicht merken zu lassen. Sie wußte auch, daß er alle bis zum Festtag selbst in Spannung halten würde. Das war so seine Art. Dann würden sie keine Zeit mehr haben, sich Kostüme zu machen. — — Amelia schuf sich neue Arbeit auf dem Hof. Das stumpfte ihre Gefühle ein wenig ab und beschäftigte ihre Gedanken.

Linda schloß die Schule früh, ritt auf dem Sandboschen Pony nach Yellow-Post und kaufte Stoffe und bunte Bänder. Das gab ihr und Mark auch Gelegenheit, zusammen zu sein, da er Vorräte zu besorgen hatte. Beim alten John Tobacco fanden sie ein Ledergewand und Federn für Mark sowie Perlen und Federnschmuck für Linda.

Während sie bei langsam einfallender Dämmerung heimritten, erörterten sie die Lage, in der Sven und Judith sich befanden.

„Es ist ein Verbrechen von ihm, das Mädchen zu Hause zu halten und so zu behandeln. Ich sehe kein Unrecht darin, ihr fortzuhelfen. Selbst wenn er sie verfolgt, wird es letzten Endes für sie besser sein als jetzt.“

Mark war wie sie der Meinung, daß es gewiß nicht ärger werden könne. Dann sprachen sie über die Klovacs und Mark erzählte, daß eine Verwandte Antons den Winter über die Kinder betreuen wolle. Mark wunderte sich, daß Kaleb noch keinen Racheakt versucht hatte, um seiner verletzten Eitelkeit Genüge zu tun. Aber Linda lebte in banger Erwartung irgendeiner Katastrophe, die ihr alles entreißen würde, was sie in Mark gefunden hatte. Diese Furcht war irgendwie mit Kaleb Gare verknüpft. Sie versenkte sich in Marks ruhevolle Züge, in der Hoffnung, daraus Beruhigung für ihre Beklemmung zu lesen.

Sie ritten zu Sandbos. Am Horizont zogen sich rote und goldene Bänder hin. Hie und da ragte ein vereinzelter Busch oder ein einsamer Baum auf und fing mit feuerfarbenem Laub das letzte Sonnenlicht, das Wasser im Sumpf glänzte schon in einem kalten, metallischen Blau.

Sven kam ihnen bis zum Tor entgegen. Linda mahnte ihn rasch, Vorbereitungen zum Maskenfest zu treffen für den Fall, daß Kaleb Judith hinzugehen erlaube. Sven war außer sich vor Ungeduld und Zorn über Kaleb Gare. Er

hatte sich vorgenommen, mit Gewalt gegen ihn vorzugehen und Judith zu entführen, wenn sich nicht bald eine Gelegenheit zur Flucht bot. Ein Brief von seinem früheren Brotherrn in der Stadt hatte ihm Arbeit angetragen. Am liebsten wäre er sogleich aufgebrochen. Er schaute zum Gare-Hof hinüber und sein hübsches Gesicht war von Wut entstellt. Schließlich erklärte er sich damit einverstanden, Judiths nächste Botschaft abzuwarten. Dann ging er etwas leichteren Schrittes dem Hause zu.

Linda warf einen raschen Blick auf Mark, der ihre Hände in den seinen hielt. „Es macht auch mich ungeduldig“, flüsterte sie.

Obwohl er wußte, daß Frau Sandbo aus dem Fenster sah, beugte er sich nieder und küßte sie aufs Haar. Dann bestieg er sein Pferd und ritt heim zum Klovacs-Hof.

Judith goß eben einen Trank aus Milch und Futter in den Schweinetrog, als Linda zurückkam. Da Kaleb neben dem Kornboden sichtbar wurde, winkte sie ihr nur zu, ging ins Haus, eilte die Stiegen hinauf und verbarg unter ihrem Bett, was sie in Yellow-Post gekauft hatte. Als sie später in der Küche erschien, warf Ellen ihr einen neugierigen Blick zu.

„Ellen,“ sagte Linda, „möchten Sie denn nicht gerne zum Fest gehen?“ Ellen zuckte die Achseln und fuhr fort, die Milchkanne auszuspülen.

„Warum sollt' ich? Ich geh', wenn er's sagt.“

Ich glaub' nicht, daß es so ein großes Vergnügen sein wird.“

Martin trat gerade ein. „Möchten Sie nicht gerne zum Fest gehen?“ fragte Linda.

Martin lächelte und sagte langsam: „Ich kann nicht tanzen, aber ich glaub', wir gehen überhaupt nicht. Hat er was drüber gesagt, Ellen?“

„Nein.“

„Wenn man es Ihnen erlaubte, würden sie aber gehen, nicht wahr?“

„Ich glaub' schon“, erwiderte Martin. Linda wendete sich entmutigt ab. Sie kannten ihre Lage so gut, daß ihre Phantasie durch das bevorstehende Ereignis nicht im geringsten berührt wurde.

Amelia sammelte den Rest des Gemüses ein. Ihre Tomaten waren völlig reif geworden und es gab eine schöne Ernte. Sie gedachte, sie auf verschiedene Art aufzubewahren, auf daß die Familie den Winter über damit versorgt sei.

Ja, der Winter nahte. Bald würde Frost eintreten. Und dann kamen die Monate wieder, wo die Rinder eingestallt wurden, die Pferde, die Schafe, die Schweine. Rasen mußte auf das Hühnerhaus gelegt und Dünger im Garten geworfen werden. Und Schnee würde kommen wie ein weißes Gespenst und sie alle ins Haus einschließen. Kaleb würde wachsam sein wie immer und dann und wann einen Brief von Bart Nugent erhalten, der ihn über Mark Jor-

dans Leben unterrichtete. Mark wäre ja bis dahin längst wieder in der Stadt. Judith würde sich gelegentlich auflehnen und mit Drohungen und Erinnerungen niedergehalten werden müssen. Wieder ein Winter unter Kaleb Gare . . . Nein, nein . . . alles, nur das nicht. . . . Aber endlich fand man sich auch mit dieser Aussicht ab.

Amelia wußte, welche Befriedigung es Kaleb gewähre, die Entscheidung über das Fest hinauszuschieben. Zuletzt würde er den Kindern wahrscheinlich doch die Erlaubnis erteilen, das aber wäre das Ende. . . .

Am nächsten Tag wurden Martin und Ellen mit einer Schar Vieh nach Nykerk geschickt. Sie brachen auf, als der Morgen noch grau und schwer vom Tau war, und trieben die gescheckten Kalbinnen und Stiere, die phantastischen Traumgebilden glichen, vor sich her. Ellen schwankte halb schlafend im Sattel und erwachte nur, wenn Martins Peitsche auf die Flanken der Rinder klatschte. Öffnete sie die Augen, erschienen die Tiere vor ihr unwirklich und schemenhaft. Wieder wünschte sie sich, daß Judith verlässlicher wäre und statt ihrer geschickt werden könnte. . . . Judith dachte immer nur an sich. Viel würde sie davon haben! Fester an den Hof gebunden als irgendeiner von ihnen! — Vielleicht wäre es herrlich gewesen, mit Malkolm wegzugehen. Die Seen im Norden waren blau und tief und

nachts ruhte unendliche Stille an ihren Ufern unter den Sternen. . . .

Ellen spürte, daß sie über dem Sattelknopf eingenickt war. Ihre Füße waren in den Steigbügeln eingeschlafen und schmerzten von tausend Nadelstichen. Sie schüttelte sich, richtete sich auf und rieb ihre rotumränderten Augen, während sie gerade durch den Wald ritten und im grauen Licht des frühen Morgens der Glanz des Herbstlaubes noch dunkler erschien. Ellen war es zu Sinn, als habe sie Stunden und Stunden schlafend im Sattel gesessen.

In Nykerk gab es einen Telegraphen, der die Farmer über die Preise von Getreide und Vieh unterrichtete. So erfuhr Martin, daß der Flachs ungeheuer im Preis gestiegen sei. Das war die Nachricht, worauf Kaleb wartete.

Als Martin sie ihm bei seiner Rückkehr überbrachte, fuhr er mit der Hand über den Schnurrbart und wischte ein Lächeln der Befriedigung von seinem Gesicht. Man durfte sich nie zu früh freuen, denn immer noch konnte sich etwas Unliebsames ereignen.

„Gestiegen, so? Zeit genug, daß er wieder fällt, Zeit genug“, sagte er.

Aber die Nachricht veranlaßte ihn doch, an diesem Abend mit seiner Laterne zum Flachsfeld hinauszugehen, um über sein reiches Besitztum Umschau zu halten. In kurzer Zeit würde nun auch dieses Feld gemäht. Und dann war kein Mann in der ganzen Gegend so reich

wie Kaleb Gare. Gut, daß auch Amelia das Ausmaß seines Vermögens nicht kannte. Es könnte sie leicht habgierig machen und ihr den Kopf verdrehen.

Kaleb dachte an Bjarnassons. Auch die waren reichlich mit Gütern dieser Welt gesegnet. Aber sie vermochten keinen solchen Flachs zu ziehen. Sie kamen nicht weit über Vieh- und Pferdezucht hinaus — sie züchteten Fleisch. Aber im Flachs, da lebte Geist — sein Wachsen war in diesem magern Lande eine Tat des Manneswillens. Es bedurfte eines Kaleb Gare, um Flachs zu ziehen.

Die Bjarnassons — nun, die hatten endlich die kostbaren Überreste gefunden, nach denen sie den See ein ganzes Jahr lang durchsucht hatten. Das war eine Befriedigung. Eine ungeheure Befriedigung! Martin aber, der armselige Schwächling, hatte es nicht gewagt, zu nehmen, was sein gutes Recht war. Zwölf Monate lang hatten die Bjarnassons frech ihren Willen dem Kaleb Gares entgegengestellt. Einer so dummen Kleinigkeit halber wie „Gefühl“. Und sie hatten ihn durchgesetzt. Ein aufreizender Gedanke! Aber es war Martins Schuld — er hätte ihn zwingen sollen, zu fischen. Woran lag das eigentlich? Lockerte sich der Griff, womit er die Familie hielt? Nein, nein — Amelia stand noch auf ihrem Platze und bei Judith war eine ungeheure Wendung zum Bessern eingetreten. Nein, er hatte

keinen Grund zur Unruhe. In diesem Winter sollte sich die Familie ohne Fische behelfen — um Bjarnasson zu verhöhnen. Und für Mark Jordan hatte er etwas auf Lager!

Kaleb schritt über die Stoppeln zurück; seine Laterne schwang unmittelbar über der Erde. Er kicherte vor Vertrauen auf seine Macht. Alles war ein Riesenspaß und so einfach das Leben, das Regieren! Und um das Maß voll zu machen: der Preis des Flachses war wie eine Rakete in die Höhe geschossen.

III

In jedem freien Augenblick der nächsten Woche arbeiteten Linda und Judith im Zimmer der Lehrerin heimlich an ihren Kostümen. Judith nähte ohne rechte Freude, da sie daran zweifelte, ob sie jemals Verwendung für das prächtige Kleid haben werde. Linda hatte eines für Ellen in Arbeit, ohne ihr ein Wort zu verraten. Nur Martin zog sie ins Vertrauen und streifte ihm einen Clownanzug über seinen ungeschickten Körper. Er grinste verlegen und sie hatte die Befriedigung, daß sein Gesicht vor Vergnügen aufleuchtete, als er sich in seinem bunten Kleide sah. Aber die finstere Miene Judiths hellte sich in dieser Woche froher Vorbereitungen nicht auf. Linda begann zu fürchten, daß sie den Mut verliere und Kalebs Wachsamkeit und Amelias Warnungen ihr Ziel erreicht hätten.

In dieser Woche kehrte Thorwald Thorwaldson auf der Heimfahrt von Yellow-Post im Gare-Hof ein und hielt sich so lange auf, bis Amelia nichts übrig blieb, als ihn auf Kaleb's Wunsch zum Essen einzuladen. Sonst ereignete sich die ganze Woche hindurch nichts Außergewöhnliches. Amelia dünkte sie endlos. Das Fest wurde nicht erwähnt und alle Bewohner des Hofes gingen ihrer gewohnten Arbeit nach.

Judith verbrachte ihren Tag zwischen Schweinestall, Schafweide und dem Holzstoß, wo sie für Amelia so eifrig Scheite spaltete, als ob dies ihre Lieblingsbeschäftigung sei.

Einmal machten die Mädchen und Kaleb sich in den Wald auf, um neuerlich Holz zu holen, und da ein Ausläufer des von Fusi Aronson erworbenen Gehölzes sich gegen die Sandbo-Farm hinstreckte, schlug Judiths Herz schneller, in der Hoffnung, Sven zu erspähen.

Aber sie vermochte nicht, ihn zu entdecken. — — Auf dem Heimweg schleppte sie dann ihren Körper wie etwas leblos Schweres. Linda gelang es weder sie aufzuheitern, noch ihr Vertrauen zu erringen.

Die Scheunentür blieb versperrt. Am Freitag, dem Tage vor dem Maskenfest in der Lattschule, ging Kaleb schmunzelnd vorbei. Der Zwischenfall mit der Axt war ja, im ganzen genommen, günstig für ihn verlaufen und es schien ihm an der Zeit, Judith auf die Probe

zu stellen und sich völlig zu vergewissern, daß sie sich ein für allemal überwunden gäbe. Klarheit über alle Dinge zu haben war etwas Erstrebenswerthes. Außerdem wehrte Amelia sich dagegen, daß Judith das Fest besuche. Das war ihr wohl anzumerken, und es konnte nur von Vorteil sein, Amelia zu beweisen, daß ihr Wille in dieser Sache durchaus unmaßgeblich sei.

Kaleb war davon überzeugt, daß Judith es nicht wage, sich weiter als bis zur Lattschule zu entfernen. Und täte sie es dennoch, nun, so träfe die Verantwortung Amelia. Überdies konnte es geschehen, daß hiermit die kleine Angelegenheit, die er mit Mark Jordan auszutragen hatte, zur Erledigung gebracht werde.

Am Abend des Freitag eröffnete Kaleb der Familie, daß die Kinder an dem Feste in der Lattschule teilnehmen sollten. Eine allgemeine Bewegung war die Folge. Aber Kaleb heftete den Blick auf Amelia, während seine Hand über Kinn und Schnurrbart glitt. Amelia zuckte nicht mit der Wimper, sondern lächelte Martin zu und sagte: „Da wirst Du wohl erst tanzen lernen müssen.“

Ihre Gleichgültigkeit beunruhigte Kaleb. Er griff nach seiner Laterne und schritt über die Stoppeln, bevor noch die Dunkelheit eintrat. Unversehens bedrängte ihn der Verdacht, daß die Dinge ihm irgendwie aus der Hand glitten. Vielleicht hatte er trotz allem einen Fehler

gemacht. Vielleicht lag es in Amelias Absicht, Judith Gelegenheit zur Flucht mit Sven Sandbo zu verschaffen. Vielleicht war das Weib geschickt genug gewesen, seine wirklichen Ziele vor ihm zu verbergen. Vielleicht schmiedete sie gerade jetzt Pläne, Judith fortzuhelfen. — Nun, mochte sie tun und lassen, was ihr beliebte. Ihm blieb ja doch Mark Jords Geheimnis. Amelia sollte nur ihr Glück versuchen. . . .

IV

Linda ritt an diesem Abend zu den Klovacs hinüber und traf Mark bei der Senke des Waldweges. Er stieg ab und legte, wie er es so gerne tat, die Arme um sie, während sie noch im Sattel saß.

„Liebe kleine Linda“, flüsterte er und näherte sein Gesicht dem ihren. „Jeder Tag scheint lang wie ein Jahr.“ Linda hielt ihn fest umfaßt. „Weißt Du, Mark, ich kann das Gefühl nicht loswerden, daß irgend etwas Furchtbares bevorsteht. Ein Eistaucher ist heute nacht gerade über das Haus hingeflogen.“ — Er fühlte, wie ihr Körper zitterte.

„Das macht Deine Sorge um Judith, Liebling. In wenigen Wochen sind wir fort und dann wird dieses Leben wie ein Traum hinter Dir liegen. — — Laß mich Dir herunterhelfen. Wir wollen ein wenig zu Fuß gehen, ja? Möchtest Du nicht um den Seegrund drüben herum-

spazieren? Dort ist's unheimlich genug für Deine Gedanken.“

Linda pflichtete ihm bei. — Sie hatte den See- grund bisher nur von der Höhe des Südkammes aus gesehen. Und es wollte ihr scheinen, als ähnele er mit seinem kriechenden Pflanzenwuchs den Bildern vom Land um den Berg Ararat, wo Noahs Arche nach der Sintflut liegen blieb.

Sie führten die Pferde durch den trockenen Wald. Das gelbe Laub zu Füßen und die Zweige zu ihren Häupten raschelten leise. Dann traten sie wieder ins offene Feld, durchquerten die Garesche Heuwiese, wo die kostbaren Schober sich erhoben, und gelangten zum Morast, an den der Seegrund grenzte, eine graue, flache Scheibe mit ungeheuren, häßlichen Kreuz- und Querfurchen. Unförmige Wurzeln und Steine ragten ins verblässende Abendlicht. Linda und Mark wählten den Weg über den schmalen Festlandstreifen zwischen Morast und See- grund.

„Auf beiden Seiten würdest Du versinken, Linda“, sagte Mark, indes er über das trügerische Ried und über den grauen Grund blickte, der gegen die Mitte hin eine dunklere Farbe annahm.

Seitwärts von der Senke, wo sich das Becken des einstigen Sees tiefte, lag Kaleb Gares Flachsfeld. Von ihrem Standort aus konnten sie ihn durchs Feld wanken sehen. Sein breiter,

tief zur Erde geneigter Körper hob sich dunkel vom bernsteinfarbigen Himmel ab.

„Mark,“ hauchte Linda und faßte Marks Hand, „ich habe Angst vor ihm. . . .“

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

I

Um trotz des Festes nichts von der Tagesarbeit zu versäumen, erhoben sich alle am nächsten Morgen schon vor der Dämmerung.

Als Kaleb nach dem Frühstück in die Scheune gegangen war, zeigte Linda Ellen das Kostüm, das sie für sie geschneidert hatte. Ellen brachte erst kein Wort über die Lippen. Schließlich fragte sie: „Wird es aber auch passen?“

Linda erkannte jedoch, daß sie sich freue. Sie legte den Arm um Ellen und sagte: „Probieren Sie es an!“

Das Kleid stellte eine Sonnenblume vor mit einem Rock aus Blütenblättern und brachte Ellens schlanke Gestalt zur Geltung. Das Mädchen errötete, als sie an sich hinabschaute.

Amelia und Judith machten sich sofort ans Ausgraben der Kartoffeln, für die Martin im Keller einen neuen Verschlag zimmerte. Beim Frühstück hatte Kaleb den Wunsch geäußert, die Kartoffeln noch heute auszunehmen. Das war seine Art, sie daran zu erinnern, daß die

Arbeiten auf dem Hof, ob Fest, ob Alltag, nicht vernachlässigt werden dürften.

Judith arbeitete mit Amelia zusammen im Kartoffelacker, bis es für diese Zeit war, das Mittagessen zu bereiten. — Da ließ sich Judith zwischen die vertrockneten Stauden nieder und preßte die Hände gegen den Unterleib, wo sie infolge des ununterbrochenen, fünf Stunden langen Bückens einen ungekannten, seltsamen Schmerz verspürte. Zum Schein beschäftigte sie sich mit den Pflanzen. Es sollte niemand merken, daß sie ruhe. — Nach einer geraumen Weile nahm sie Amelia wahr, die ihr vom Torweg her winkte.

Am Nachmittag kehrten sie mit den Körben wieder zum Kartoffelfeld zurück. Judith verdoppelte ihre Anstrengungen, um ihre Mutter nicht auf ihren Zustand aufmerksam zu machen.

Amelia warf gelegentlich einen Blick auf sie. Ihrer demütigen Fügsamkeit nach sollte man glauben, Judith würde die Freiheit, die ihr heute Abend zugestanden wurde, nicht ausnützen. Und doch war es Wahnsinn, ihr zu vertrauen. Jedenfalls mußte man ihr, bevor die Nacht herankam, noch eine strenge Mahnung zuteil werden lassen. Das war das letzte, das Amelia tun konnte, um alles vor dem völligen Zusammenbruch zu retten. Kaleb würde unerbittlich sein und Mark Jordan nicht einen Augenblick länger schonen, wenn Judith davonlief.

Während des Nachmittags arbeitete Amelia ununterbrochen, um nicht unter der Last ihrer Befürchtungen zusammenzubrechen. Die qualvolle Erkenntnis von den möglichen Folgen der kommenden Nacht schien ihr Hirn so sehr erfüllt zu haben, daß ein neuer Gedanke es zersprengt hätte. Ihre Hände waren grau und schmutzbedeckt, ihr Rücken steif vom Bücken; aber sie schleppte Korb um Korb ins Haus, fast ohne sich der körperlichen Anstrengung bewußt zu werden.

Am Ende dieses Tages trug Judith die letzte Kartoffelkiepe zum neuen Verschlag im Keller hinunter. Dann lief sie die Stiege hinauf, bevor es Amelia möglich war, mit ihr zu sprechen, und warf sich auf Lindas Bett. Die Lehrerin war zu Sandbos gegangen, um Sven zu benachrichtigen, Ellen sammelte draußen Eier, die Burschen und Kaleb waren mit dem Vieh beschäftigt.

Amelia stieg die Treppe hinauf, um Judith ins Gewissen zu reden. Sie fand sie halb schlafend auf Lindas Bett hingestreckt. Das Mädchen richtete sich auf und strich sich die Haare aus den Augen.

„Was ist denn los mit Dir?“ fragte Amelia scharf.

„Nichts“, sagte Judith, schickte sich zum Aufstehen an, biß aber im selben Augenblick vor Schmerz die Lippen zusammen und setzte sich wieder nieder. Amelia warf ihr einen forschenden Blick zu.

„Du gefällst mir nicht, Du solltest heute nacht nicht dorthin gehen, wenn Du Dich unwohl fühlst.“

„Ich fühl' mich nicht unwohl, ich bin nur müd“, sagte Judith, Trotz in den Augen.

„Schön, ich will Dir nur eines sagen: Wenn Du gehst, gehst Du zur Lattschule und sonst nirgends hin. Du gehst mit Ellen und Martin und Du kommst mit ihnen zurück. Wenn ich morgen was anderes höre, rechne nicht darauf, daß ich Dich vor ihm schütze. Er hat gesagt, es steht Dir die Stadt bevor, wenn irgendwas geschieht. Und merk' Dir das, Judith, er kann Dich einfangen, ganz gleich, wie weit Du läufst. Es würde Dir gar nichts helfen, wenn Du versuchst, fortzukommen. Verstehst Du?“

Amelias Blick war kühl und durchdringend, ihre Lippen gespannt vor Entschlossenheit. Als sie keine Antwort erhielt, beugte sie sich zu Judith nieder und schüttelte sie an der Schulter. „Warum bist Du so dumm, Kind?“ fragte sie ein wenig ängstlich.

Plötzlich sprang das Mädchen auf. Sein Gesicht leuchtete vor Blässe. „Wer bist Du, daß Du so mit mir sprichst?“ schrie sie heiser. „Du weißt gar nichts von mir — ich gehör nicht Dir und nicht ihm. Ich gehör' nicht hierher. Und ich geh' fort, jetzt — gleich heut nacht!“ — Ihre Stimme wurde vor Atemlosigkeit fast unverständlich. „Mir ist es gleich, was geschieht, er kann mich ins Zuchthaus stecken, wenn er

will. Er soll mich umbringen — oder Dich — oder alle. Mir ist es gleich. Ich geh', Du kannst mich nicht aufhalten, hörst Du?" Ihr Körper schnellte gegen Amelia hin, die, entsetzt über ihre Heftigkeit, zurücktaumelte. Dann ließ sie sich plötzlich wieder aufs Bett zurückfallen. Ihr Kopf sank auf die Brust herab und die Arme erschlafften. Von einem Augenblick zum andern war sie geradezu hilflos geworden.

Amelia starrte sie verblüfft an.

„Du wirst nicht gehen, Judith, Du wirst nicht gehen, ich verbiet' es Dir. Ich sag's ihm! Ich geh' hinaus und sag's ihm, wenn Du's nicht zurücknimmst. Du wirst den Hof nicht verlassen!“

„Ich muß gehen“, sagte Judith dumpf.

„Was — heißt — das, Du mußt gehen?“

Judith reckte sich zu ihrer ganzen Höhe, ihr Blick war kalt und ganz ruhig.

„Das geht Dich nichts an, was das heißt. Ich hab' gesagt, ich muß gehen, das ist genug. Dir liegt doch nichts an mir, warum soll ich denn Dir was sagen? Geh fort, laß mich allein.“

Die Augen der alten Frau umfaßten Judiths Gestalt. Und plötzlich war es, als ströme kaltes Wasser durch ihre Adern. Das Unvermeidliche war eingetreten: — Judith war schwanger.

Wortlos wendete sich Amelia ab und tastete sich die Treppe hinunter. Eine schreckliche, unbegreifliche Welt hatte sich vor ihr aufgetan

und sie suchte nach irgend etwas Gewohntem, um sich daran zu klammern. Als sie durch das Eßzimmer wankte, schien der Boden unter ihr fortzuschwimmen. Sie schürte das Feuer im Herd, füllte das Wasser in den Teekessel ein, begann Rahm zu schlagen und die Kartoffeln für das Abendbrot zu schälen. Nach und nach fanden sich die andern ein. Die Lehrerin kehrte von den Sandbos zurück und Ellen deckte den Tisch im Nebenzimmer. Gott sei Dank, die Dinge gingen ihren Weg wie sonst.

Kaleb war an diesem Abend besonders wohlgelaunt. Pferdehändler waren vorbeigekommen und er hatte gute Geschäfte mit ihnen gemacht, worüber er Martin ausführlich berichtete. Und dann erzählte er: „Die Waldfeuer im Norden haben sich nach Osten gedreht — fünf Häuser abgebrannt, heißt es. Für uns ist keine Gefahr, ganz und gar nicht. Die Heger haben's abgedämmt. Trocken genug waren die Tage. Gut, daß sie's gerade jetzt untergekliegt haben. Hätten's hier unten kaum bewältigt, heh, Martin?“

Martin stimmte ihm bei, daß das eine böse Lage gewesen wäre.

„Na, werdet Euch gut unterhalten, heut nacht“, fuhr Kaleb gönnerhaft fort und wendete sich diesmal an alle. „Was wirst Du denn anziehen? Wirst wahrscheinlich die Ballkönigin sein, heh?“ Er zwinkerte Ellen gutmütig

zu, die seine Anrede mit erzwungenem Lächeln erwiderte.

Auch Amelias Gehaben trug zu seiner Erheiterung bei. Sie war so durchsichtig; es gehörte wahrhaftig nicht viel Kunst dazu, ihren Gedanken zu folgen. Jetzt zum Beispiel scherzte sie gerade mit Martin und Karli und riet ihnen, mäßig zu essen, weil sie sonst das Fest nicht genießen könnten. Ihre wahren Gefühle suchte sie zu verbergen. Um gerecht zu sein: — — sie machte es gar nicht so übel, gar nicht so übel. . . .

Die Mädchen verzogen sich unmittelbar nach dem Essen ins Dachgeschoß und Linda half ihnen beim Ankleiden. Ihre knappe Anerkennung der Kostüme rührte Linda. Sie fürchteten, zu viel zu sagen, im Bestreben, nicht unwissend und des Tandes ungewohnt zu scheinen. Aber die Lehrerin verstand sie wohl und fühlte sich durch ihre scheinbare Gleichgültigkeit nicht verletzt. Als schließlich die Mädchen angezogen waren, schob sie beide auf Armeslänge von sich und rief: „Ihr werdet die hübschesten Mädchen auf dem Fest sein. Paßt auf, ob ich nicht recht habe!“

„Nein, Linda, Sie werden die hübscheste sein“, sagte Judith. Sie blickte an sich hinab und seufzte leise. Linda hatte ihr ein weißes, weit wallendes, griechisches Gewand aus zartem Stoff genäht, das mit geringen Abänderungen auch als Kleid getragen werden konnte.

Judith errötete leicht, als sie an die Bedeutung der Farbe dachte. Sie kam sich so ungefüg vor in diesem Kleide, ihre Schultern schienen ihr zu breit, die Arme zu lang. Es hätte Linda viel besser gepaßt.

„Wenn ich tief Atem schöpfe, wird es an mir hinabgleiten, Linda“, sagte sie zweifelnd.

Linda lachte. „Das glaube ich kaum, Judie, Sie sehen darin wundervoll aus mit ihrem dunklen Haar und den glänzenden Augen. Und ebenso Ellen in dem ihren.“

Im Erdgeschoß trieb Amelia den Separator. Ihre Gedanken verwirrten sich und stolperten über Seltsamkeiten, die keinen Zusammenhang hatten, während ihre Hände mechanisch die vertraute Arbeit taten. . . . Judith mußte also fort. Weshalb, darüber konnte es keinen Zweifel geben. . . . Und sie wurde an den eigenen Blick von damals gemahnt, als sie vor vielen Jahren vor dem Spiegel gestanden hatte. . . .

Gewiß, Judith mußte fort. Mit Sven. — Kaleb würde sie verantwortlich machen. Er hatte es gesagt. Längst hatte sie schon auf so etwas gewartet. Und sie fragte sich selber: Was wird jetzt geschehen? Was wird geschehen? Wird Mark Jordan die Geschichte glauben? Wird Linda Archer sie glauben? Wer bin ich? Eine arme, niedergetretene Frau vom Lande, ich will Mark Jordans Mutter sein? — — Wie furchtbar, wenn er es nicht glaubt, nicht glauben wollte. Aber Kaleb hatte Beweise. Er würde

es glauben müssen. Was dann? Würde Linda Archers Gefühl für ihn sich ändern? Oder seines für sie, weil er sich ihrer unwürdig hielt? Was sollte aus ihnen allen werden? Was aus Mark Jordan werden, der im Glauben, ehrlich geboren zu sein, ein erwachsener Mann geworden war? Wie würde er sich zur Wahrheit stellen? Nein, nein, er durfte es nicht erfahren! Er durfte es nicht erfahren! Irgendwie mußte sie Kaleb überlisten, seine Schlaueheit durch die eigene übertrumpfen. Sie mußte sich mit der ganzen Kraft ihrer Seele seinem Willen entgegenstellen. Irgendwie . . . Selbst wenn es dazukäme, daß sie . . . Judith war nicht sicher genug gewesen mit ihrer Axt, sie aber, Amelia . . . Was lag denn ihr am Leben? . . .

Amelia sah den letzten Tropfen Rahm in den Behälter unter dem Separator fallen, hob das Gefäß auf und goß seinen Inhalt in eine große Kanne. Am Montag, wenn Skuli Erikson kam, mußte die Kanne voll sein. Sie wollte, bevor Skuli sie mitnahm, Martin daran erinnern, daß er den Namen deutlicher darauf schrieb. Vor kurzem waren alte Kannen zurückgeschickt worden, weil der Name nicht leserlich genug gewesen war. Die Kannen gehörten jedenfalls Skuli, und es wäre nur in der Ordnung, ihm sein Eigentum zurückzustellen.

Amelia hörte Judith mit Ellen und Linda Archer die Stiegen herunterkommen und gleich darauf auch die Burschen. Eins nach dem an-

dern trat in die Küche, um sich Amelia zu zeigen. Als sie alle vor ihr standen, zwang sie sich zu einem Lächeln freudigen Staunens.

„Ja, woher habt Ihr denn das alles? Ihr Werk, Fräulein?“ rief sie, zu Linda gewendet, aus. Sie drehte die Burschen bewundernd herum. Martin grinste und freute sich seines ungewöhnlichen Aussehens. Karli betrachtete im Wandspiegel seine hohe, spitzige Kappe und schob sie noch mehr zur Seite.

Judith, die ins Wohnzimmer gegangen war, während die andern Kinder noch mit Amelia sprachen, fühlte sich plötzlich schwach von der unterdrückten Erregung und der Gedanke, daß Amelia ihr Geheimnis erraten hatte, bohrte in ihrem Hirn. Keiner von ihnen hätte es erfahren sollen; sie waren nicht fein genug, um es zu wissen. Sie würden sie für etwas verachten, worauf sie stolz war. — Sie gehörte einer klaren, starken Welt wirklicher und wahrer Triebe an. Die trüben, verwirrten Seelen der andern aber wagten ja nicht, ehrlich zu leben. Sie lebten in ihrer Armseligkeit und Verkümmern einzig und allein für die Erde. — Nein, Amelia hätte es nicht erfahren dürfen. Doch jetzt, da sie es wußte, legte sie ihr kein Hindernis in den Weg, konnte es gar nicht. Judith schaute zum Fenster hinaus. Kaleb führte gerade das Gespann, Prinz und Lady, aus der Koppel; wahrscheinlich wollte er es anschirren. Er war so besonders fröhlich und gutmütig gelaunt.

Die Sonne sank hinter dem Pappelhain und die Bäume standen wie lange, schwarze Pfähle. Sven war gewiß schon bereit. Er hatte Judith durch Linda die Botschaft geschickt, daß er erst in der Lattschule mit ihr zusammentreffen wolle, um Schwierigkeiten mit Kaleb zu vermeiden. Es war sicherer so. Von dort gedachten sie dann nach Nykerk zu fahren. In der Station fand sich sicherlich jemand bereit, den Wagen heimzubringen. Nachts hielt dort ein Zug für einige Minuten an. — Judith hatte noch nie einen Zug gesehen. Auch Ellen und Martin nicht, die doch schon so oft in der Station waren; einzelne Güterwagen auf den Schienen, niemals aber einen Zug. — Es mußte ein herrlich freies Gefühl sein, auf der Eisenbahn zu fahren. Wie auf dem Zauberteppich, von dem Judith gelesen hatte, als sie noch ein Schulkind war. — Irgendwohin, an einen andern Ort reisen, nur fort, das war schon genug. Aber zusammen mit Sven — das war der Himmel. — Tränen schossen ihr in die Augen. — Daß diese Nacht nun endlich gekommen war! Ganz unwahrscheinlich dünkte es Judith! Ihre Aufregung ließ sich kaum mehr beherrschen. Sie setzte sich auf einen Sessel am Fenster, erhob sich wieder, ging zum Harmonium, wo sie einige Töne von Ellens Lieblingslied anschlug, sprang dann auf und lief an Amelia und den andern vorbei zur Türe. Kaleb spannte wirklich die Pferde ein. — Judith kehrte in die

Küche zurück und mahnte die andern, daß es Zeit sei, sich fertigzumachen. Ihre Hände zitterten so sehr, daß sie Mühe hatte, ihren Mantel anzuziehen.

Amelia breitete Tuch und Papier über den Proviantkorb, den die Kinder als Beitrag zum Fest mitnehmen sollten. Die Gedanken drängten sich in ihrem Kopfe. Judith . . . Judith . . . Sie selbst noch einmal! — Judith mußte fort. Genug, daß er ein Leben zerstört hatte. Nicht auch noch das Judiths!

„Die Geschichte wiederholt sich“, hörte sie Kaleb spotten. „Judith ist Dein Kind, mit all Deinen Tugenden, wahrhaftig! Heh!“ Amelia konnte sein hämisches Lachen hören. „Es braucht mehr als eine Generation, um schlechtes Blut abzustoßen“, würde er sagen. — Ewig würde er ihr Judiths Fehltritt in die Ohren schreien. Sie ertrug es nicht, nein, sie ertrug es nicht. Ihr schwindelte. Sie richtete sich auf und griff sich an den Kopf.

„Fehlt Ihnen etwas, Frau Gare?“ fragte Linda sanft. Sie war an den Tisch getreten, wo Frau Gare den Korb zurechtmachte. „Kopfschmerzen?“

Amelia lächelte ihr zu. „Ein wenig, ich hab’ heute viel gearbeitet“, sagte sie.

Martin und Karli waren bereit und verabschiedeten sich von Amelia. Judith trat erst an sie heran, als die andern hinausgegangen

waren. „Leb wohl,“ murmelte sie, „ich schreib' Dir, wenn Du willst.“

Amelias Arme griffen krampfhaft nach Judith und sanken dann steif an ihrem Körper nieder. „Ja, schreib, Judith!“ flüsterte sie mit trockenem Munde. „Leb wohl, Judie!“

Nun war Judith fort. Sie hatte sie nicht aufgehalten, sie hatte sie nicht aufgehalten! Amelia starrte auf die offene Tür, durch die sie gegangen war, als erwarte sie, daß sie zurückkehre. Ihre Finger öffneten und schlossen sich über den heißen Handflächen.

Judith ist fort. Sie hat fortmüssen! Ein lautes Tosen brauste in Amelias Ohren.

Amelia trat ins Freie und schaute, an den Türpfosten gelehnt, über den Hof. Kaleb packte die Kinder scherzend in den Wagen, Linda stand dabei und lächelte ihnen zu . . . Jetzt fuhren sie durch das Tor.

Ein schmaler Streifen Goldes leuchtete durch die Pappeln. Kaleb verschwand in der Scheune, Linda kehrte ins Haus zurück, um ihre Stube aufzusuchen. Amelia ging ins Wohnzimmer und schaute sich nach einer Arbeit um. Sie fürchtete sich davor, allein und unbeschäftigt zu sein. Alle Aufregung, die sich in ihr angesammelt hatte, mußte offenkundig werden, begann sie nicht sofort eine Arbeit. Sie beschloß, ein neues Paar Socken für Martin zu stricken, konnte aber nur vier Stricknadeln finden. Die neuen waren in einer Lade des Sekretärs auf-

bewahrt. Aber das Schloß der Lade war irgendwie in Unordnung geraten und sie konnte nicht aufschließen. Da versetzte sie dem Griff einen Stoß und die Lade, worin Kaleb seine Schriften und Papiere aufzubewahren pflegte, sprang auf. Ihre Vorderwand fiel zu Boden. Amelia fuhr entsetzt auf. Sie versuchte die Wand wieder einzufügen, aber es gelang ihr nicht. Sie eilte zum Fenster und schaute hinaus. Kaleb war nicht zu sehen. — —

Eine Weile stand sie ratlos über den Sekretär gebeugt. Dann kniete sie nieder und riß die Papiere und Briefe heraus, die die Lade enthielt. Die meisten waren vergilbt und abgegriffen. Jetzt schrieb ja keiner mehr an Kaleb, niemand stand mehr in Verbindung mit ihm außer den Leuten von der Bank. Nur zwei oder drei Dokumente und Landverschreibungen waren ihrer Farbe nach jüngeren Datums. Aber hier — hier lag ein Briefumschlag, mit verzerrter Schrift beschrieben. Amelia kannte sie: Bart Nugents Schrift. Zitternd zog sie den Brief heraus. Er war kurz und kaum zu entziffern, aber Amelia entnahm ihm, daß Bart Nugent ihn sterbend geschrieben hatte. Das Datum war unleserlich.

Mit starren Händen durchsuchte sie die andern Papiere und fand ein Schreiben vom Spital der Stadt. Es benachrichtigte Kaleb Gare von Bart Nugents Tod und teilte ihm mit, es sei des Sterbenden letzter Wunsch gewesen,

daß der beigeschlossene Brief an ihn gesendet werde. Das Datum lag sechs Monate zurück. Bart Nugent hatte lange genug gelebt, um Kaleb wissen zu lassen, daß Mark Jordan nach Öland komme. . . .

Amelia sank, den Kopf an den Schreibtisch lehnend, zu Boden. Krampfhaftes Schluchzen schüttelte sie noch, als Linda, die ihr Wimmern oben im Zimmer gehört hatte, die Treppen herabkam. Um sie her lagen die vergilbten Papiere und Umschläge verstreut. Linda kniete neben Amelia hin und legte den Arm um ihre bebenden Schultern.

Amelia raffte sich mit furchtbarer Anstrengung auf. „Nichts, nichts, es ist gar nichts“, sagte sie atemlos. „Helfen Sie mir schnell, das da festmachen, bitte, schnell, bittel!“

Linda las eilends die Papiere auf, legte sie an ihren Platz zurück und setzte die Wand der Lade ein; Amelia schlug sie mit einem leichten Hammer, den sie aus der Küche geholt hatte, in den Fugen fest. Endlich war sie eingepaßt.

Kaum hatten die beiden Frauen sich vom Schreibtisch entfernt, als Kaleb eintrat. Linda spürte den Schlag ihres Herzens im Halse.

„Schönen Abend haben sie heut', schönen Abend“, sagte Kaleb mit freundlicher Stimme. „Ich fahr' ein bißchen aus, mit einem von den Kleppern, die ich auf Probe genommen hab'. Kommst mit, Mutter, heh?“

„Nein, heute nicht, Kaleb. Muß ein Paar neue Socken für Martin anfangen“, sagte Amelia ruhig.

„Gut, dann nicht. Ihr Frauen seid ja verliebt in Eure Arbeit“, bemerkte er in mildem Ton und ging wieder.

Linda setzte sich nieder und atmete tief auf. Was es auch gewesen sein mochte — eine Katastrophe war abgewendet worden; Amelias Gesicht war einen Augenblick lang furchtverzerrt gewesen.

Die Lehrerin kehrte in ihr Zimmer zurück und beschäftigte sich mit Arbeiten für die Schule. Sie und Mark hatten beschlossen, erst am späten Abend das Fest zu besuchen. Es währte ja die ganze Nacht hindurch und sie hatten sicherlich genug davon, auch wenn sie sich nicht unter den ersten einfänden.

Wind hatte sich erhoben und fegte durch die Dachrinnen. Sein dünnes Pfeifen schlich sich in Lindas Gedanken ein und ängstigte sie. Wieder hatte sie das Gefühl, daß etwas Böses bevorstehe, und erwartete ungeduldig, daß es Zeit werde, sich mit Mark auf der Straße zu treffen. Das Sandbosche Pony stand schon in der Scheune für sie bereit. Sie wollte bald hinuntergehen und es zur Tränke führen, damit hatte sie wenigstens eine Beschäftigung. Dann beschloß sie aber doch, das Tier erst unmittelbar vor dem Ritt zu tränken.

Schwer von Geheimnissen war dieses Haus! Weshalb hatte Amelia die Lade des Schreib-tisches erbrochen und warum sich so sonder-bar betragen? Lindas Angst steigerte sich. Von den Marschen her tönte der Schrei eines Eis-tauchers. Linda sehnte sich nach Mark. Seine Nähe beruhigte sie immer. — — — War das wirklich so? Er war es, der sie brauchte — er hatte sie nötig, um sich vor sich und seiner Einsamkeit zu bewahren. Dieser Gedanke erwärmte und festigte Linda.

II

Das Schulhaus hinter dem Lattsumpf war mit Erntekränzen aus Weizenähren und gelben Maiskolben geschmückt. Von der Decke herab hingen bunte Papierlampions. Der große Matthias Bjarnasson saß auf einem niedrigen Schemel in der Ecke und fiedelte, von einer Ziehharmonika und einem Harmonium begleitet. Das Schlürfen von schweren Sohlen übertönte gelegentlich die Musik, um die bunten Later-nen stieg der Staub in grauen Säulen auf. Die Fröhlichkeit der Tanzenden kannte keine Grenzen.

Ellen hatte die Aufmerksamkeit, die ihr die jungen Isländer erwiesen, aus sich heraustreten lassen. Lärm und Musik berauschten sie. Aber unter den Wellen der Erregung tat sich ein dumpfer, wühlender Schmerz kund. Malkolm hatte so gerne getanzt! Er war es gewesen, der

sie die wenigen Tanzschritte, die sie beherrschte, gelehrt hatte.

Plötzlich fiel ihr ein, daß sie Judith seit einiger Zeit nicht gesehen habe. Sie lief in die Vorhalle des Schulhauses und spähte nach ihr. Viele Leute saßen auf dem Geländer und den Stufen, um zwischen den einzelnen Tänzen frische Luft zu schöpfen. Judith war nirgends zu finden. Sie kehrte in den Tanzsaal zurück, fragte Martin und Karli. Beide hatten Judith ebenfalls seit mehr als einer Stunde nicht gesehen.

Ellens Lider schlossen sich zu einer schmalen, geraden Linie.

„Sie ist fort“, sagte sie zu sich selbst. Tränen schossen ihr in die Augen, Tränen des Kummers und eines Gefühls, das dem Neid verwandt war.

Die Straße nach Nykerk führte ein großes Stück durch den Wald und dann über die kahle Prärie. Judith und Sven fuhren in ihrem leichten Wagen die meilenlange Strecke durch den Wald, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Alles war beim Fest. Judith munterte unaufhörlich das Pferd zur Eile an; von Zeit zu Zeit wendete sie den Kopf, um sich zu vergewissern, daß sie nicht verfolgt würden.

„Jetzt hörst Du aber auf“, befahl Sven schließlich, packte sie fest an den Schultern und küßte sie. „Wenn Du Dich noch einmal umdrehst, dann . . .“

Es war jetzt sternenklar und ein leichter Wind wehte. Die Zweige, woran nur mehr trockenes Laub saß, stießen mit einem leichten, unheimlichen Geräusch aneinander. Judith schmiegte sich dichter an Sven.

„Wir müssen uns beeilen, wenn wir den Zug erreichen wollen“, sagte er und trieb die Pferde mit dem Zügel an.

Über die kleine Holzbrücke vor ihnen humpelte ein Wagen. Judith hob trotzig den Kopf.

„Hallo, wer ist's?“ rief eine Stimme. Judith war sie nicht fremd, Thorwald Thorwaldsons Stimme! Sie hatten die Präriestraße erreicht und waren mit ihm an der Gabelung der Straße zusammengetroffen, die nach Süden führte. Sven wechselte einen Gruß mit ihm und fuhr vorüber. Aber er hatte Judith erkannt. Das entnahmen sie aus dem Kichern, das hinter ihnen ertönte. „Vor morgen sieht er ihn jedenfalls nicht, frühestens morgen. Und da sind wir längst in der Stadt“, sagte Sven beruhigend und faßte nach Judiths Hand. Sie antwortete mit einem raschen Druck.

Diese Berührung erregte Sven. Er vergaß im Augenblick alle Gefahren, die ihrer Reise drohten, und zog Judith auf seine Knie. Sie schmiegte sich an ihn und fühlte sich wunderbar klein und hilflos. Und er hielt sie mit seinen Armen umschlungen während des ganzen langen Weges bis Nykerk. . . .

III

Thorwald sagte sich, das sei ein schöner Spaß, zu gut, um ihn bei sich zu behalten! Es war nicht zu spät, um Kaleb wach zu finden, wenn er gleich hinüberfuhr. Und so lenkte er, als er die Straße zu seinem Gehöft erreicht hatte, nach Osten zum Gare-Hof.

Kaleb war gerade im Begriff, seine Nachtrunde zu machen, als Thorwald vor dem Tore anhielt.

„Kann mich nicht aufhalten,“ rief er Kaleb zu und blieb im Wagen sitzen, „hab’ bloß gemeint, daß Du vielleicht etwas gern wissen möchtest.“

Kaleb schaute ihn grinsend an. „Heraus damit, Mann, heraus damit!“ Man verlor die Geduld mit diesem Thorwaldson.

„Nun, vielleicht kannst Du noch warten“, sagte der Isländer und genoß seine Überlegenheit. „Warum, frage ich, ist Deine hübsche Tochter auf dem Wege nach Nykerk, eben jetzt, wo die anderen auf dem Feste sind, heh?“

Kaleb schwieg nur einen Augenblick. „Oh,“ lachte er, „Du irrst Dich, Thorwald, Du irrst Dich. Sie fährt nicht nach Nykerk, sie holt eine Freundin der Lehrerin ab, von drüben, im Westen. Nein, nein, Thorwald!“

Thorwald warf den Kopf zurück. „Sachte, sachte, Kaleb Gare! Wer anderer war denn mit ihr, außer diesem jungen Kerl, dem Sven

Sandbo? Heheh?“ Er wendete sein Pferd und fuhr lachend die Straße hinunter.

Kaleb stand und blickte ihm nach. Sein schwerer Kopf war nach vorne gesunken. „Sie ist fort, sie ist fort“, murmelte er vor sich hin.

Dann packte ihn eine rasende Wut. Er stürzte zur Scheune, riß das Tor auf, strich ein Zündholz an und beleuchtete die Wand. Ein Loch klaffte dort, wo die Axt gesteckt hatte. Das verrottete Holz war durch das Gewicht der Axt herausgebrochen und lag samt der Axt auf dem Boden. — — —

Kaleb machte sich langsam aus der Scheune fort. Sein Zündholz erlosch im Winde.

IV

Fusi Aronson hatte an diesem Tage einen Weidenbestand ausgebrannt, um im nächsten Jahre auf dem gereinigten Boden anbauen zu können. Er lag nicht weit von dem einst ihm gehörigen Wäldchen Kaleb Gares und wuchs im feuchten Grund, der dicht mit verfilztem Gras bedeckt war. Bei Einbruch der Dunkelheit unterbrach er seine Arbeit und trat sorgsam jedes Fünkchen des Feuers aus. Er konnte sicher sein, daß keine Glut auf der verbrannten Strecke zurückgeblieben war. Allein die Ruhe des Tages war heimtückisch, mit der Nacht kam der Wind. Schwelende Schlacken, die im dichten, schwarzen Gewebe des verbrannten Grases lagen, wurden zu roter Glut.

Und die Glut kroch in die zarten Hälmmchen des stehengebliebenen vertrockneten Grases, kroch unter den Weidenwurzeln hindurch und wurde vom Winde aufgefangen. Der trug sie in den Wald.

Da tagsüber der Rauchgeruch von Fusions Weiden herübergedrungen war, fiel bei Sandbos niemandem etwas auf. Und der Wind blies gerade aus Norden, so daß der Brandgeruch nicht gleich nach Westen bis zu den Gares drang. In kürzester Zeit lohte das Feuer wie ein roter Federnfächer zum Himmel und raste südwärts.

Kaleb trat leise in die Küche. Er sah Amelia im Nebenzimmer sitzen, den Kopf über die Strickerei gebeugt. Sorgsam schloß er die Tür hinter sich.

„Also doch, heh!“ kicherte er.

Amelia erhob sich und legte das Strickzeug auf den Tisch. Irgend etwas war nicht in Ordnung — aber er konnte doch unmöglich schon von Judith wissen!

Kaleb stand vor ihr, die Hände auf dem Rücken. „Heut’ sagst Du’s ihm, Amelia,“ sprach er ganz sanft, „heut’ Abend sagst Du’s ihm.“

„Was denn, wem?“ stammelte sie.

„Du weißt ganz gut, was ich mein’, Amelia, heh? Ganz gescheit! Hast sie weggeschickt, weil Du gewußt hast, was kommt. Jetzt aber gehst Du zu Klovacs, es ihm sagen, Deinem saubern Herrn Sohn! Wird’s bald?“

Amelia blickte ihm gerade ins Gesicht. „Nein“, stieß sie zwischen den Zähnen hervor.

„Du gehst nicht, heh? Werden sehen, ob Du gehst!“ Er zog die Hand hinter dem Rücken vor und sie sah, daß sie die große Rinderpeitsche hielt. „Entschließ Dich, Amelia, entschließ Dich. Er erfährt es ja doch, so oder so, aber ich möchte, daß Du's ihm sagst. Er hat mich beleidigt und er soll sehen, daß ich selber erhaben bin über jede Rache.“ Er zog die Brauen hoch und lächelte sie an.

„Ich sag' Dir — nein!“ schrie Amelia. — Er tat einen Schritt auf sie zu, um sie wie sonst mit seinem Blick zu bannen. Sie aber hielt ihn aus, — hielt ihn aus, als er sich zu ihr niederbückte. Keine Spur von Furcht flackerte in ihren Augen.

Zum erstenmal im Leben hatte Amelia keine Angst vor Kaleb Gare.

Da hob er die Peitsche und schlug zu. Sein Gesicht war weiß vor Wut über ihren Widerstand. Wo war seine Macht über sie hingeraten? — Sie zuckte zusammen, als die Peitsche in ihr Fleisch schnitt, aber es kam kein Laut über ihre Lippen.

„Winselst gar nicht, gefällt Dir also, heh? Gehst Du, gehst Du, — nein? Dann werd' ich Dir zeigen, wem Du widersprichst. Ich werd' Dir's zeigen!“ Seine Stimme schrillte vor Raserei.

Amelia kauerte in der Ecke zwischen dem

Harmonium und der Wand, ihre Augen haften unverwandt auf ihm. Jetzt lag alles in ihrer Hand. Bart Nugent war tot und verließ Mark Jordan Öland, dann war er außer Gefahr!

Kaleb streckte seinen langen Arm nach ihr aus, packte sie bei der Hand und schleuderte sie in die Mitte des Zimmers.

Linda in ihrer Stube droben hatte das Entsetzen über sein Toben gelähmt; nun aber rannte sie über die Treppe hinunter ins Zimmer. Kaleb stand mit dem Rücken gegen sie, die Peitsche in der erhobenen Rechten. — Da stürzte sie sich auf ihn und schrie:

„Ich war es — ich schickte sie fort. Lassen Sie Amelia in Frieden, ich war es!“

Kaleb drehte sich langsam nach ihr um und blickte sie mit einem seltsamen Lächeln an. „Ah, . . . Sie waren's? . . . Nein, Sie waren's nicht! Versuchen Sie nicht zu lügen, Fräulein. Es würde mir kein Vergnügen machen, zu wissen, daß Sie's getan haben. — Sie hat's getan.“ Er zeigte mit dem Peitschenstock auf Amelia, die auf der Erde lag. Dann wendete er sich wieder Linda zu.

„Hinaus!“ brüllte er heiser, „gehen Sie, bevor ich Sie hinausjag'!“

Mit einem Blick auf Amelia lief Linda davon. Sie stolperte über die Furchen am Viehhof und erreichte mühsam das Tor. Schluchzend und am ganzen Leibe bebend rannte sie hindurch,

rannte blindlings auf der Straße zu Sandbos weiter. Mark mußte ja gleich da sein, gleich mußte er da sein! Suchend hob sie den Kopf und sah — —, Entsetzliches sah sie: Über dem Wald nördlich vom Wege lastete eine rote Feuerwolke, die der Wind südwärts trieb. Selbst aus dieser Entfernung hörte sie das Brüllen der Flammen. — — Eine Weile lang war sie unfähig, ein Glied zu rühren. Wo blieb Mark? — Hatte er den Wald durchquert? — Waren Sandbos in Sicherheit? Und was würde aus Amelia, die sich mit Kaleb allein im Hause befand? — Linda lief noch ein Stück weiter, ohne zu wissen, was sie tat. Da sah sie ein Pferd über die Straße galoppieren und vernahm eilige Hufschläge. — Einen Augenblick später hielt Mark Jordan vor ihr und stieg ab.

„Linda!“ rief er und schlang die Arme um sie. Linda brach zusammen.

„Mark, schnell, Kaleb tötet Amelia. . . !“

Amelia war noch bei Bewußtsein und Kaleb stand über sie gebeugt. Er faßte es nicht, daß sie ihn besiegt hatte, in der entscheidenden Stunde ihres Lebens besiegt. Der Augenblick, worauf er gewartet hatte, war gekommen; sie aber hatte ihn betrogen. — Wollte er, daß Mark Jordan es erfahre, dann mußte er es ihm selber sagen. Eine peinliche Sache! — — — Kaleb kehrte sich von Amelias hingestrecktem Körper ab.

Plötzlich erkannte er, daß er seinen ganzen Willen nutzlos an ihr vergeudet hatte, sie hatte ihn gebrochen — bei der Entscheidung. Etwas fiel in ihm zusammen wie eine alte Mauer und legte seine Erkenntnis bloß. Sein gesunder Verstand war wieder da, sein klarer, gesunder Verstand, der ihm in den Jahren des Hasses abhanden gekommen war. Scham und Selbstverachtung packten ihn übermächtig. Er wankte, taumelte zur Tür, tastend, als seien seine halbgeöffneten Augen plötzlich erblindet. Im Freien draußen drang ein beißender Geruch in seine Nase. Er schlug die Augen auf und erblickte den östlichen Himmel.

„Gott!“ — Sein Hirn schien zu zerspringen. — Er lief zur Schafhürde, um sich zu überzeugen, wie weit das Feuer um sich gegriffen habe. Der Wind blies aus Norden. Da stürzte Kaleb zum Schuppen, riß einen kleinen Pflug heraus, holte einen von den Arbeitsgäulen aus dem Pferch, spannte ihn vor den Pflug, ließ die Balken der Schafhürde herab, hieb auf das Pferd los und jagte an die südlichste Stelle des Waldes, den er von Fusi Aronson gekauft hatte. Einen Feuergraben mußte er ringsumher pflügen, damit sich die Flammen nicht auf das Gebüsch im Osten wüfren. Denn hatte das Feuer einmal das Gebüsch gefaßt, so griff es ungehindert auf sein Flachsfeld über. Seit Jahren war kein Feuer gewesen, darum hatte er ein Stück Brachland als Feuerschutz zwi-

schen Wäldchen und Flachsfeld für eine Verschwendung gehalten.

Inzwischen waren Linda und Mark zu Amelia ins Haus gegangen. Sie hatte sich zum Sofa geschleppt und lag nun regungslos da. Mark blieb in der Türe stehen, während Linda sich über sie beugte. „Liebe Frau Gare, ist er fort?“ Amelia nickte, unfähig, zu sprechen. „Ich werde Ihnen Wasser bringen. — Mark Jordan ist hier. — Wenn er zurückkommt, wird er es nicht wagen, Ihnen etwas zu tun.“

Linda legte die Hand unter Amelias Kopf. Sie schien ohnmächtig geworden zu sein. „Mark, rasch Wasser!“ rief Linda.

Später setzte sich dann Amelia auf und lächelte den beiden zu. Sie strich ihr wirres Haar aus der Stirn und zog den Kragen über eine große, rote Strieme am Hals.

„Wenn ich geahnt hätte, daß er so weit geht, hätte ich alles getan, um Judith am Fortgehen zu hindern,“ sagte Linda reuevoll, „obwohl ich glaube, daß sie auf jeden Fall gegangen wäre.“

„Ja, auf jeden Fall,“ sagte Amelia mit schwacher Stimme, „ich wollte, daß sie geht.“ Linda verbarg ihr Erstaunen.

„Ich fürchte, wir werden es Frau Gare sagen müssen,“ flüsterte Mark Linda zu, „sie wird sich darauf gefaßt machen müssen, das Haus zu verlassen.“ Er warf einen mitleidigen Blick auf Amelia und dachte voll Grimmes an Kaleb Gare. Wäre er nur früher gekommen!

Amelia schaute erschrocken auf. „Was ist denn geschehen?“

„Der Wald brennt“, sagte Mark. „Das Feuer wird jetzt schon bis zur Straße gedrungen sein. Und der Wind ist sehr stark. Ich reite nach Yellow-Post, um Hilfe zu holen.“

Amelia richtete sich auf. „Wo ist er hingegangen?“ fragte sie. „Er muß den Pflug herausgenommen haben.“ Sie erhob sich unversehens und schwankte zur Türe. Als sie den brennenden Wald sah, schrie sie verzweifelt auf. Mark eilte ihr nach.

„Ich reite nach Yellow-Post. Linda, Du bleibst wohl bei Frau Gare. Ich komme auf der Weststraße zurück. Allein können wir bei diesem Sturm nichts ausrichten.“

„Warte, Mark,“ — Linda küßte ihn schnell — „gib acht auf Dich!“

Amelia öffnete die Tür und lief hinaus. Nur mehr Minuten mochte es dauern, bis das Feuer die Straße erreicht hatte, die östlich nach Yellow-Post führte. Mark ritt, wie er noch nie in seinem Leben geritten war. Im roten Feuerschein nahm er die Gestalt eines Mannes wahr, die über einem Pflug hing und ein Pferd vor sich hintrieb: Kaleb Gare, der versuchte, dem Feuer im Süden des Waldstriches den Weg abzuschneiden. Mark wußte, daß dies vergebliche Mühe sei. Der Wind würde brennende Fackeln ins Buschwerk schleudern, lang bevor das Feuer bis zu den Stoppeln des Heufeldes am

Ende des Waldstreifens vorgedrungen war. Bei dem herrschenden Winde vermochte Kaleb bestenfalls sein Heu zu retten. Aber das Gebüsch im Süden von Fusions Wäldchen war unrettbar verloren. Und daran grenzte Kalebs Flachsfield, reich und trocken. . . .

Kaleb starrte in die Säule von Flammen und Rauch und hieb auf sein Pferd ein; mit aller Kraft stemmte er sich gegen die Pflugschar. Allmählich wurde die Hitze stärker. Winzige scharfe Fünkchen stachen ihm ins Gesicht wie Schrotkörner. Aber Kaleb fühlte es nicht, bekommen von seiner Rettungsarbeit. — Daß er auch Martin erlaubt hatte, zum Fest zu gehen! Mit ihm zusammen wäre das Feuer leicht einzudämmen gewesen! — Er blickte auf und sah große, helle Flocken von dunkleren gefolgt durch die Luft fliegen. Er hustete und spie vom Rauch bedrängt. Das Pferd strauchelte wiederholt, aber Kaleb gab nicht nach, obwohl die Hitze furchtbar wurde. Es war zu gewärtigen, daß das Tier scheue. Er mußte das Letzte aus ihm herauspressen, bevor es sich nicht mehr bändigen ließ. Hin und her pflügte er unermüdlich über das Stück beim Waldstreifen. Das Brüllen der Flammen aus dem Norden schien Himmel und Erde zu erschüttern. Als der ganze Strich zwischen den beiden Wäldchen durchgepflügt war, glühten die Bäume in ganz geringer Entfernung vom umgegrabenen Stoppelfeld. Kaleb peitschte das Pferd und trieb

es heim. Das erschöpfte Tier rannte mit seiner letzten Kraft über das Feld zur Schafweide. Kaleb lief hinter ihm drein, um der furchtbaren Hitze zu entkommen. Im Hofe schaute er sich um. Ein Baum am Ende des Wäldchens, südlich des Streifens, den er gepflügt hatte, wehte wie eine feurige Feder. Kaleb starrte blöde darauf hin. Dann stöhnte er auf. Seine Arbeit war umsonst gewesen. — —

Nur noch eines blieb übrig: ein Furche durch den Flachs zu ziehen, so daß bloß der an den Wald grenzende Teil verbrannte. Kaleb eilte ins Haus, zündete seine Laterne an, Amelia und Linda, die voll Entsetzen im Nebenzimmer warteten, übersah er. Als er dann mit einem frischen Pferd über die Südfelder jagte, sah er, daß sich das Feuer des Buschwaldes bemächtigt hatte und sich mit rasender Schnelligkeit weiterfraß. Er trieb das Pferd wie ein Wahnsinniger an. Es gab eine winzige Möglichkeit, es zu schaffen, und er mußte es schaffen. Der Flachs mußte gerettet werden. Der schöne Flachs, so reich und stark gefasert, Acker um Acker weit! Er schaute sich um und sah, daß das Feuer näher rücke. Es schwelte gegen den Himmel in großen Wolken von Flammen und Rauch. Er begriff, daß es sinnlos sei, einen Feuergraben zu pflügen. Er mußte am Waldrand ein Gegenfeuer machen, ein Stückchen Flachs verbrennen, ohne es zu pflügen, und es dann sorgsam austreten, daß es

sich nicht weiter ausbreite. Und er ließ das Pferd mit dem Pflug auf dem Felde stehen und lief allein weiter. Im Walde sprangen die Flammen von Baum zu Baum, seltsame goldene Tiere. Allein Kaleb konnte unmöglich rechtzeitig um den Morast herumkommen. Der verfluchte Morast. . . . In diesem Herbst war er sehr trocken gewesen, vielleicht trug er das Gewicht eines Mannes? Nein, nein, das wäre ja Irrsinn. Seit Jahren war der Morast nicht ganz trocken, den ganzen Sommer über war er voll Wasserlöcher gewesen. Kaleb rannte weiter, keuchend vor Erschöpfung. Er mußte um den Morast und den Seegrund herum. Ein Umweg von einer Meile. Aber der Flachs mußte gerettet werden. — Er hätte reiten können, aber das Pferd wäre wild geworden. Aus dem Augenwinkel konnte er jetzt das Feuer sehen, ohne den Kopf zu wenden.

Kaleb stolperte über eine Furche und blieb einen Augenblick liegen, ohne atmen zu können. Die Erde schien ihm eine Falle gestellt zu haben. Er richtete sich auf Händen und Füßen auf und schaute zum brennenden Wald hin. Das Feuer mochte um eine halbe Meile weiter gesprungen zu sein, während er am Boden lag. Er hob die Laterne auf, die noch brannte, und lief zum Morast. Eine rasende Wut gegen das Feuer erfaßte ihn. Es schien ihn mit Menschenwitz zu verhöhnen. Er mußte es mit

allen Mitteln bekämpfen. Die Erde unter ihm wurde schwarz und begann nachzugeben wie Kissen. Blindlings rannte er weiter. Nichts war in seinem Bewußtsein als die Richtung, in der das Flachsfeld lag. Das Feuer verbreitete sich mit jeder Minute. Der Wind trieb es wie rasend weiter. Nun begannen schlüpfrige Schilfgräser sich um Kalebs Beine zu schlingen. Sie behinderten ihn am Vorwärtskommen. Er tat einen festen Schritt, wie um sie unter seinen Füßen zu zertreten. Es war, als wogte die Erde wie Wasser. Aber Kaleb achtete nicht darauf. — — Plötzlich dünkte ihn etwas an den Füßen zu ziehen. Wasser drang in seine Schuhe und spritzte an seinen Knöcheln hoch. Er war jetzt dem Wald so nahe, daß er die Gluthitze des Feuers spürte, aber das Wasser an seinen Beinen war kälter als Eis. Er bückte sich und riß mit aller Kraft an den Schilfpflanzen, — die Kraft der Erde war unüberwindlich. Seine Arme fuhren in der Luft umher wie die einer hilflosen Puppe. Noch einmal richtete er sich auf und kämpfte mit letzter Kraft, aber die tückische Gewalt im Boden zog ihn tiefer. Er hob die Laterne so hoch er konnte und gab Zeichen gegen das Haus. Er schrie, doch der Wind verwehte seine Stimme und trug sie in den brennenden Wald hinüber. Er streckte seine Arme dem Flachs entgegen, als flehte er sein prachtvolles Feld um Hilfe an. Das Feuer war schon an der Stelle vor-

gedrungen, an der er langsam im Schlamm versank. Kaleb wendete den Kopf, um es nicht zu sehen. Aber er wußte, daß seine Stellung ihn zwang, es zu sehen, bis zum Schluß, schloß er nicht die Augen. Noch einmal bückte er sich und riß wie ein Rasender an den Schlingpflanzen. Sie lösten sich mit der Wurzel vom Grunde und tauchten als schlüpfrige Masse empor. Er fiel auf die Hände nieder und packte Massen voll nassen Rasens. Sein Hut fiel herab, seine spröden Haarbüschel bewegten sich, wie sein Körper sich drehte und wand.

Unzusammenhängende Bilder begannen an ihm vorüberzuziehen. Er schloß die Augen, aber sie waren dennoch lebendig. Thorwaldson! Wie würde der sich freuen, wenn er erfuhr, was geschehen war! Fusi Aronson, auf dessen Land er starb. — Amelia . . . Er hatte versagt, völlig versagt! — Und Mark Jordan, der nicht sein Sohn war . . . die Axt, die im verfaulten Holz der Scheunenwand steckte. . . . Das Feuer raste weiter dahin. Nur noch wenige Augenblicke und es hatte den Flachs erreicht, sein schönes, reiches Feld. . . . Nur wenige Augenblicke. . . . Er hatte dem Flachs seine Seele gegeben, nun nahm er ihn mit, er konnte ihn im Feuerschein grausilbern glänzen sehen. Die Erde schloß sich eiskalt und fest über seinem Körper, aber der Flachs ging mit ihm.

Amelia rief Linda von der Haustüre zu: „Dort drüben muß doch der Morast sein. Schauen Sie, seine Laterne steht still, dort — nicht?“

Linda trat in die Türe und blickte mit Amelia hinüber. Sie fühlte, wie der Körper der Frau zitterte. „Ja“, sagte sie tonlos.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

I

Die Feuerwehr war mit Mark Jordan von Yellow-Post eingetroffen. Während sie daran arbeitete, das Feuer auf Kaleb Gares Flachsfeld einzuschränken, lief Mark ins Haus. Er fand Linda und Amelia ruhig wartend. Sie waren wieder hineingegangen, als sie sahen, daß das Feuer sich nach Westen wende. Er sprach einige Augenblicke mit ihnen und versicherte ihnen, daß sie geborgen seien und daß die Männer bald des Feuers Herr werden würden. Linda ging mit Mark aus dem Hause. „Mark, ich fürchte, daß Kaleb etwas zugestoßen ist“, flüsterte sie. „Sieh nur, seine Laterne ist dort unten im Morast und hat sich schon lange nicht bewegt.“ Marks Blick glitt über die dunklen Felder. „Ja, ich sehe es, aber vielleicht ist alles in Ordnung; ich werde den Männern helfen und mich bemühen, ihn zu finden.“ Damit lief er fort. Im Norden hatte

sich das Feuer, wenn auch langsam, über die trockenen Stoppelfelder ausgebreitet und bedrohte nun Fusi Aronsons Heuschober und Gebäude. Fusi und sein Bruder Björn, die beide nicht zum Fest gegangen waren, hatten zwei Pferde vor den Pflug gespannt und arbeiteten in der furchtbaren Hitze. Da fiel eines von den Pferden, eine schwere, alte Mähre, tot um. Sie waren zu weit vom Pferch entfernt, um rechtzeitig ein anderes Tier holen zu können. Fusi riß das Geschirr von der Pferdeleiche und band es sich um den Leib. Dann forderte er Björn auf, den Pflug zu führen. Neben das Pferd ins Geschirr gespannt, warf er mit gewaltiger Stärke Furche um Furche auf. Und schließlich war ein Streifen durchpflügt, den die kleinen Feuerzungen unmöglich erreichen konnten. Und des Zugwindes halber bestand auch keine Gefahr, daß Funken ins Heu überspringen würden. Fusi hatte seinen Hof gerettet. Aber während Fusi und Björn ihr Land pflügten, lief das Feuer unaufhaltsam über die Felder zum Hofe von Joel Brund, der mit seiner Frau Dora beim Fest war.

II

Die Nachricht vom Feuer war durch einen Mischling, der nördlich vom Sumpfe wohnte, auch in die Lattschule gedrungen. Augenblicklich brach eine Panik aus. Martin eilte mit

Ellen und Karli hinunter zum Wagen. Sie alle wußten nun den Grund, weshalb Linda nicht beim Fest erschienen war.

Als alle die Schule verlassen hatten, stand Joel Brund allein vor dem Tor. Er wartete auf seine Frau. Kliff Lyndahls Automobil war wohl nirgends zu sehen, aber er wartete. Er wußte, daß Dora kommen werde. Er wartete im Dunkel eine Stunde lang. Endlich langte sie mit Kliff Lyndahl im Kraftwagen an, dem einzigen in Öland. Mißmutig verließ sie ihren Platz neben Kliff und stieg in den Wagen Joels. Dann fuhren die Gatten, ohne ein Wort zu sprechen, fort.

Es dämmerte, als sie die Stelle erreichten, auf der ihr Heim gestanden hatte. Das Haus war ein wüster Haufen verkohlter, rauchender Trümmer. Die Nebengebäude waren völlig zerstört. Es hatte zu regnen begonnen. Dora Brund zuckte die Achseln. „Hm, hat scheinbar nicht viel Sinn, hier zu bleiben, Du kannst mir ja nicht einmal ein Dach bieten, unter dem ich schlafen kann.“

„Kliff Lyndahl kann Dir's geben, ja?“ fragte er ruhig. Sie zuckte die Achseln. „Ja, und noch verschiedenes Andere.“

„Das weißt Du, heh?“

„Allerdings weiß ich das und mir ist es auch ganz gleich, wer es sonst noch weiß. Alle werden es von heute an wissen“, sagte sie leicht hin und warf ihm einen spöttischen Seitenblick

zu. Sie liebte es, ihn ihre Macht fühlen zu lassen, obwohl sie mit ihm fertig war. Kliff Lyndahl hatte ihr gesagt, was er alles für sie tun werde.

Joel Brund warf sich auf seine Frau. Seine mächtigen Hände faßten nach ihr mit großen gekrümmten Fingern. Er konnte sie wie ein Spielzeug zerbrechen. Sie wich vor ihm zurück bis zur verkohlten Wand des Hauses, in wortlosem Entsetzen.

Joels Arme sanken herab. Mit gesenktem Kopf trat er zurück, ein schwerer, trockener Seufzer brach aus ihm hervor. Dora lehnte an der Wand. „Geh in den Wagen zurück, Dora, ich bring' Dich zu Lyndahl“, flüsterte er.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL

I

Der Oktober kam heran und mit ihm der matte Frieden des indianischen Sommers. Am frühen Morgen verhüllte ein milchiger Schleier den Horizont, aber um Mittag war der ganze Himmel klar und blau wie eine Glockenblume. Über allem lag eine tiefe Stille, als hätte sich irgendwo eine Hand erhoben und Schweigen geboten. Es war eine Zeit der Ruhe auf dem Gare-Hof. Amelia und Martin waren in der Stadt gewesen und Martin hatte zahllose Pläne und Ideen für das neue Haus mit-

gebracht. In der Stadt hatten sie Judith und Sven im Glück gesehen. Auch Ellen sollte bald hinfahren, sie brauchte Brillen. Aber sie war nicht sehr entzückt über die Aussicht, in die Stadt zu kommen. Sie war überhaupt in diesen Tagen übellaunig, schien sich insgeheim über die andern zu ärgern. Keiner kannte den Grund. Amelia tat ihre Arbeit. Aber sie tat sie nicht mehr so hastig wie früher und erfüllte ihren Tag nicht mehr um jeden Preis mit Beschäftigung. Sie arbeitete überlegt, so als freue es sie.

Vierzehn Tage nach der Unglücksnacht hörte Linda sie ein- oder zweimal vor sich hinsummen. Linda zählte jetzt die Tage. Allabendlich traf sie mit Mark Jordan zusammen, der bei Klovacs bleiben wollte, bis sich einer gefunden hatte, der den Jungen bei der Arbeit half. Sie ritt oder ging mit ihm den Waldweg nördlich des Schulhauses, durch den einzigen Teil der Gareschen Wälder, der nicht durch das Feuer verwüstet worden war.

Zwei- oder dreimal besuchte Mark die Gares und einmal blieb er bei ihnen zum Abendbrot. Amelia war gastfreundlich und fröhlich, obgleich sie wenig sprach. Linda staunte über ihre seltene Anmut, die jetzt zutage trat.

Als Amelia aus der Stadt gekommen war, hatte sie neue Kleider für Ellen und verschiedene kleine Gegenstände zur Zierde des Hauses mitgebracht, die Ellen mit Stirnrunzeln be-

grüßte. „Vater hätte das eine Verschwendung genannt“, bemerkte sie. Sie trug ihre neuen Kleider erst viele Wochen später. Es schien ihr pietätlos und sie wollte nicht begreifen, daß ihre Mutter sie gekauft hatte, obwohl sie jetzt wußte, daß die Familie mehr Geld in der Bank hatte, als sie sich je hätte träumen lassen. Eines Tages kam der junge Erik Bjarnasson zu den Gares.

„Jetzt ist gutes Fischen im See. Kommen Sie hinüber, wenn Sie wollen.“ Martin dankte ihm und erzählte den andern während des Abendbrottes davon.

„Du solltest nicht hingehen,“ bemerkte Ellen, „er hat Vater nicht eingeladen.“

„Hm!“ Martin dachte an einen erniedrigenden Tag im Hochsommer, als Erik die Fischgeräte in seinem Wagen gesehen hatte. „Ich werde mich nicht lächerlich machen und Erik beleidigen“, sagte er.

Ein anderesmal kam Frau Sandbo. Sie war in tiefer Trauer und Tränen traten ihr in die Augen bei dem entferntesten Hinweis auf irgendwelche Verluste. Amelia machte es ihr behaglich und wartete ihr mit Kuchen und vorzüglichem Kaffee auf, den sie in der Stadt gekauft hatte. Frau Sandbo bemerkte, daß dies nicht die Sorte sei, die man bei Johannesson erhielt, bezähmte aber ihre Neugierde. Insegeheim fand sie es nicht schön von Amelia, daß sie so bald großtue. Stadtkaffee kaufen

so unmittelbar nach . . . nun, sie sagte ja nichts, aber . . .

Sie besprach ausführlich die Heirat Judiths und Svens. Ihre Trauerkleidung hatte sie auch wegen der Verwandtschaft mit den Gares angelegt und außerdem Doras halber. „Das ist ein Trost für mich, Amelia“, erklärte sie. Sie nannte Frau Gare seit der Heirat ihrer Kinder beim Vornamen. „Dora . . .“ Ihre Tränen begannen wieder zu fließen. „Ich hätt’ mir das Hirn aus dem Kopf herausgesorgt wegen des Jungen. Aber sie wird ihm eine gute Frau sein.“

„Wahrscheinlich,“ sagte Amelia lächelnd, „obwohl sie noch sehr jung ist.“

Trotz der Tatsache, daß es Stadtkaffee war und ein frevelhafter Genuß, konnte Frau Sandbo noch eine oder zwei Tassen nicht ablehnen. Sie allerdings hatte nach ihres Mannes Tode in allen Dingen seinen Willen befolgt, als ob er noch lebe. Aber schließlich . . . Sie war die letzte, die irgend etwas sagte. „Wie wird es jetzt mit dem Hoof gehen ohne Maann, Amelia?“ fragte sie. „Wie Ludwig gestorben ist, war ich wie auf den Kopf geschlagen, vier Monate. Aber Sie haben ja Martin. Ich vergess’ immer, wie Kinder groß werden. Guter Gott, wir werden alt, nicht wahr, Amelia?“

„Das kommt ganz darauf an, wie man sich fühlt.“

Frau Sandbo dachte auf dem Heimweg dar-

über nach, ob Amelia gemeint habe, daß sie seit Kalebs Tod sich jünger fühle. Sie hätte auch gern mehr über die näheren Umstände seines furchtbaren Todes erfahren. Nun war es wahrscheinlich für immer zu spät, etwas darüber zu hören. Aber sie tröstete sich damit, daß sie nun wenigstens an der Pforte des Gareschen Geheimnisses stand, wenn sie auch nie ins Innerste eindringen konnte.

Als Linda eines Morgens erwachte, glänzte die Erde vom ersten Frost. Die Sonne machte bald dem Glitzern ein Ende, aber das Land war nach dem Reif nimmer das gleiche. Er schien einen Schatten in den Stoppeln und über den braunen Grasbüscheln der Weiden im Westen gelassen zu haben. Waren auch die folgenden Tage vom milden Schein erfüllt wie die jüngstvergangenen, so hatte sich doch eine Wandlung vollzogen.

Und bald darauf hörte Linda den Ruf der Wildgänse hoch in der Luft. In einer kalten Mondnacht hörte sie ihn: wie ein klarer, heller Trompetenton stieß er aus dem wolkenlosen Himmel. — Die Wildgänse zogen vorbei, fort von menschlichen Behausungen, in ungestümem Drängen nach den Mooren des Südens.

Zur Saatzeit im nächsten Jahre ließen sie dann wieder ihren kalten, einsamen Schrei auf-
tönen und riefen abermals, wenn die Erde ihre Frucht verschenkte und sich über eine Weile in sich selbst verschloß. In diesem Jahre aber ver-

zeichnete kein Kaleb Gare ihr Kommen und Gehen. . . .

Linda fühlte sich ganz klein, als sie die Wildgänse hoch über sich vernahm. Eine ungeheure, kalte Leidenschaft lebte in diesem Flug, die Leidenschaft der Erde, ihr Geheimnis. Mark Jordan glich ihnen, er war einsam wie sie. Aber seine menschliche Not hatte ihn zu ihr hingeführt, und es tat ihr wohl, sich diesem Gedanken hinzugeben.

Die Stunde schlug, wo Linda die Türe des Schulhauses hinter sich schloß und die Kinder, ihre Schüler, sich auf den drei Straßen nach Nord und Ost und West verstreuten. Tags darauf verließen sie und Mark Öland. Sie versprachen Amelia, zurückzukehren, aber Linda wußte, daß sie nie wiederkommen würden, und war froh darüber. Nachts fuhren sie nach Nykerk, um den Zug in die Stadt zu erreichen. Den Wagen sollten die Klovacs-Jungen am nächsten Tag zurückbringen.

„Das Geheimnis der Gares, was es wohl sein mag?“ sagte Linda nachdenklich, als sie im leichten Wagen auf der steinigen Straße dahinrollten. „Verschwand es nicht mit Kaleb?“

„Seltsam, wie das alles so gekommen ist“, meinte Mark. „Das einzige, was ihm wirklich am Herzen lag, hat ihn schließlich . . .“

Linda durchschauderte es.

Mark legte seinen Arm um sie und zog sie an sich. „Es war eine kostbare Erfahrung für

Dich, Linda, hier unter diesen Menschen zu leben. Aber für mich war es noch viel kostbarer. Denn mir ist's zumut', als wärest Du mir seit Menschengedenken so nahe wie jetzt."

„Und ich möchte, daß ich Dir immer so nötig bin wie jetzt“, sagte sie. Dann hob sie den Kopf und flüsterte: „Hörst Du, Mark?“

Hoch über ihnen im dunklen Nachthimmel klang der Ruf der Wildgänse, ein ferner, fliegender Schatten, ein gewaltiges Streben durch die Einsamkeit, ein endloses Suchen. . . .



